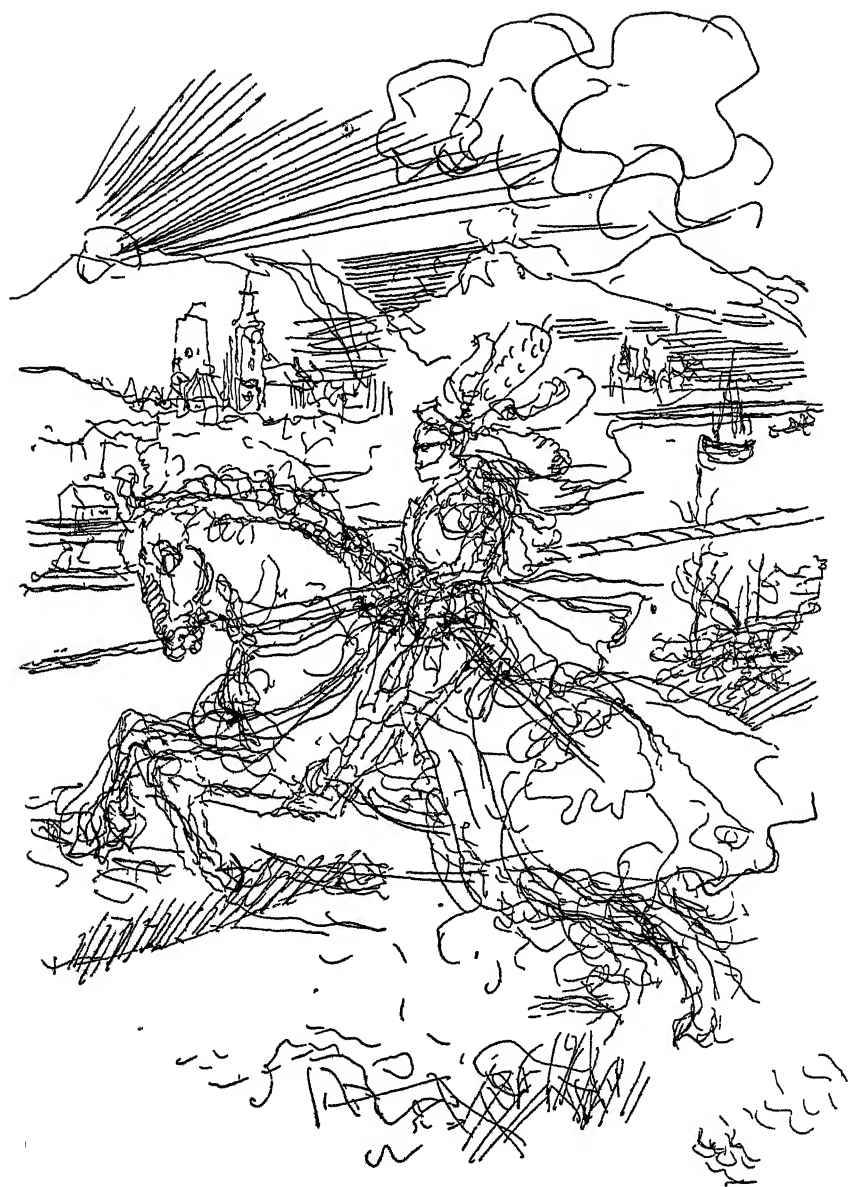


G P Gath / Rheinische Sagen





Goswin Peter Gath

Rheinische Sagen

Von der Quelle bis zur Mündung

1948

STAUFEN-VERLAG

Einbandgestaltung und Zeichnungen von Hubert Berke

FUR GISELA UND GOSWIN

Alle Rechte vorbehalten Verlegt im Staufeu-Verlag
Paul Bercker KG Köln und Krefeld Archiv-Nr 336
Herstellung Butzon & Bercker Kefelaer

Inhaltsverzeichnis

Einleitung

Erster Teil Der junge Rhein

Zum Ursprung des Rheins
Die wilden Bergleute
Die Rache des Fraulein von Planta
Der Flmser Stein .
Die verschneite Alp
Das wunderliche Kind
Das Pferd des Paracelsus
Breithut und sein Knecht zu Lindau
Die weißen Rosen von Tegelstein
Die sieben Schwaben
Der Ochs am Bodensee
Der Reiter und der Bodensee
Die Konstanzer Eisschreiber
Gespenster zu Konstanz
Erwin und Unna in der Fischerhütte
Der Poppele von Hohenkrahen
Die drei Wasserstelzen
Das Geisterboot im Rheinfall von Schaffhausen
Die Jungfrau im Schlaufgewolbe
Die Baseler Uhr

Zweiter Teil Der Oberrhein

Der entschwundene Bräutigam
Der Geißbrunnen auf dem Freiburger Schloßberg
Das wutende Heer
Die beiden Schimmelköpfe zu Freiburg
Der junge Geisterseher zu Kolmar
Die schöne Meerfee auf der Staufenburg
Das Riesenspielzeug
Straßburger Munstersagen

Munstersage	78
Das Wildbad und Baden	79
Spuk am Paulner Schloßchen zu Weißenburg	79
Die gespenstische Kutsche	82
Die Glocken zu Speier	84
Die Überfahrt der Monche	85
Graf Eberstein	87
Der kopflose Reiter zu Heidelberg	89
Gast Einaug	90
Die schöne Imagina	92
Der Drache von Worms	96
Der Siegfriedsbrunnen im Odenwald	98
Das Felsenmeer im Odenwald	98
Das Kutschar im Wachwendel	99
Die Wiesenjungfrau	100
Frankfurts Grundung	102
Der Hahn auf der Alten Brücke zu Frankfurt	103
Pferdehandel zu Frankfurt	104
Die 9 in der Wetterfahne zu Frankfurt	105
Der Erfinder des Apfelweins	108
Dritter Teil Der Mittelrhein	109
Willegis	109
Der arme Spielmann	109
Der Langenstein bei Worrstadt	115
Das Lumpenglockchen	117
Schlangenbads Entdeckung	118
Eginhard und Emma	119
Karl und Elbegast	123
Rheingauer Weingeschichten	127
Das Glück unterm Birnbaum zu Kreuznach	132
Der Trunk aus dem Stiefel	133
Der Mäuseturm zu Bingen	134
Kaiser Rudolfs Strafgericht	136
Der Elterstein bei Bacharach	139

Die Spanier in Kaub	139
Die sieben Schwestern	141
Die Loreley	146
Die feindlichen Bruder	148
Am Königsstuhl zu Rhense	149
Die Templer auf Lahneck	151
Im alten Königshof zu Koblenz	154
Die ertrunkene Liebste	156
Breithut und sein Knecht an der Mosel	157
Der Basilisk zu Trier	159
Der Kaskeller zu Trier	160
Die Ersturmung der Burg zu Heilgkreuz	162
Kochemer Schwanke	164
Genoveva und Golo	166
Der Geist zu Andernach	174
Aßmannshauser auf Schloß Rhemeck	175
Die Gefangenen von Are	177
Rolandseck	183
Die Entstehung des Siebengebirges	187
Die Vertreibung der Nachtigallen	188
Der Drachenfels	191
Der Godesberg	195
Der Monch von Heisterbach	197
Der ungeduldige Wind	201
Aachens Grundung	202
Der Ring der Fastrada	203
Die Schule der Stutzer	205
Vierter Teil Der Niederrhein	207
Kolns Grundung	207
Die Holzfahrt des Marsilus	208
Das Idabrunnlein	211
Der Kölner Dombaumeister	214
Die Kraft des Rheines	220
Der Kampf mit dem Lowen	221

Der Graf von Hatzfeld	223
Der riesige Waldmann	224
Die feindlichen Bauern	225
Der Spielmann von Monheim	225
Der Zwerg von Remscheid	230
Die weiße Frau im Dusseldorfer Schlosse	233
Das Recht auf der Bahre	234
Der Gerresheimer Wunderbaum	235
Die Entführung des jungen Königs	237
Der kahle Baum zu Grefrath	239
Die Zwerge vom Hulserberg	240
Siegfrieds Schwert	242
Die Entdeckung der Steinkohle	243
Spuk zu Wesel	245
Der Drache von Geldern	246
Der wiedergefundene Ring	247
Die Kalflack bei Calcar und Wissel	247
Breithut und sein Knecht am Niederrhein	248
Das Eiergericht zu Kleve	250
Fünfter Teil Der Alte Rhein	253
Der Schwanenritter	253
Der Platzmajor von Nymwegen	257
Der Tote bei Tisch	259
Die Witwe von Oostbruck	261
Die doppelte Gestalt	263
Erasmus von Rotterdam	263
Soviel Kinder wie Tage im Jahr	263
Der Meergeuse	265
Der Fischer auf dem Meeresgrunde	265
Der Necker	270
Anmerkungen und Quellen-Nachweis	273
Literatur-Nachweis	289
Stichwort-Verzeichnis	292

Einleitung

*„Es glüht vom Hauch der Sagen
Das Blut mir wie vom Wein
Die Nachtigallen schlagen,
Der Mond scheint in den Rhein*

Geibel



W er, der sie je erlebte, vergaß jene zaubrisch schönen Sommernächte des Rheins, wenn die Luft über dem still dahin wandernden Strome silbrig vom strahlen den Lichte des sich rundenden Mondes ist und der bluhende Wein das weite Tal mit seinem süßen Duft erfüllt Das ist die Stunde, in der Siegfried und Krimhild sich überselig vereinen, in der aber auch Hagen, auf seinen Speer gestützt, als das dunkle Schicksal wacht Da schreitet, wie uns die Winzer erzählen, Kaiser Karl der Große durch die schlafenden Weingärten und segnet die Reben mit seiner goldenen Hand Und wer nun versunken in einer schattendunklen Weinlaube nahe dem Strande sitzt, auf das stete Gurgeln und Platschern der Rheinwelle lauschend und ganz benommen von all dem Rausch einer solchen mond hellen Sommer nacht, dem erstehen wohl noch ganz andere Gestalten aus dem treibenden Strom seiner Erinnerungen Tief ins Dunkel einer längst verschollenen Zeit sinnt er sich hinein, bis in jene fast sagenhaften Jahrhunderte, als noch auf felsigen Rheinhohen der große Gott, Wodan mit dem silbernen Barte, verehrt wurde, und als von schroff anragenden Felskanzeln hoch über dem nachtlischen Strome die heiligen drei Muhmen, Zukünftiges verkundend, in das lichtdunsterfüllte Flußtal hinabsangen Geheimnis umwebt uns da Alles erscheint wie ins Überwirkliche vertauscht.

Ein mächtiges Brausen, und hochaufatmend hebt aus den rauschenden Wassern der Flußgott sein grunliches Haupt Schlankleibige Nixen, mit flinken Armen die schlierenden Wellen zerteilend, gesellen sich schweigend dem Ahn Dann tauchen aus den dusteren Ufergebüscheln elbische Geister wie ein taumelnder Flug sanft funkelnder Irrwische auf und schweben über die schimmernden Wasser dahin, betörungsvoll singend im Reigen, der sich immer höher und höher ins Ungewisse verzieht Doch nun schiebt sich eine Wolke vor den Mond Irgendwo poltert es schallend auf, und schon jöhlt es in den schnell verfinsterten Luftten, ein dichtgedrangter Zug schwarzlicher Schatten stürzt wie ein tausendschwingiger Klumpen gespenstisch aus der Höhe herab und überquert, auseinander stiebend, den Fluß von huten nach druben, wo er sich hochfahrend in den Waldern eines engen Seitentales verliert Gleich darauf ist alles wieder totenstill Nur der Rhein raunt und rauscht wie je und je

Der einsam Sinnende in seiner dunklen Weinlaube hebt lächelnd das Glas und trinkt Des Vaters gedenkt er jetzt, der ihm einst an eben diesem Orte und in eben solchen mondlichtdurchfluteten Sommernachten von der Vorzeit erzählte, nimmer mude, den Sinn des Sohnes mit all dem bezaubernden Rausch der rheinischen Sage zu erfüllen Und was wirkte und weste, sang und klagte, triumphierte und vollendete sich nicht alles darin! Römische Casaren und Feldherren, merowingische Könige und Königinnen, frankische, sächsische und staufische Kaiser treten gebietend an den Rheinufern auf Geistliche Kurfürsten und Erzbischofe ringen mit den aufrührerischen Burgern um die Macht und werden aus ihren Städten vertrieben Eisenklirrende Ritter ziehen auf buntumwallten Rossen zum Manzer Hoflager hin oder stürzen wie ein drohnendes Ungewitter aus dem Hinterhalt über die entsetzte Kauffahrtei Gewaltige Kirchen und Dome, von hohen Meistern entworfen, wachsen über die schieferblaue Dacherwirrsal der Städte empor und leuchten wie steingewordene heilige Traume in der Sonne auf Faustische Gelehrte wie Albert der Große und Agrippa von Nettesheim, in stillen Gelehrtenstuben ihr riesiges Wissen vermehrend, stehen bei allem Volke in dem schaurigen Ruf, gar machtvolle Zauberer zu sein Und nun noch die abenteuerlustig den Rhein entlang wandernden Scholaren, die langfingrig auf den Jahrmarkten

herumstreunenden und bald am Galgen baumelnden Schelme, die feisten Pfaffen und im Elend verkommenen Landsknechte, die schonheits-trunkenen Künstler, die weinfrohen Winzer und die schwer über ihre Ackerfurchen gebeugten Bauern Welch eine bunte Vielgestalt der handelnden Personen, der geschichtlichen Hintergründe und des ausschmukenden Beiwerkes!

Doch all das macht noch langst nicht den bestrickenden Reiz der rheinischen Sage aus. Nein, er liegt ja darin, auf welche Weise sich hier Wirkliches mit Überwirklichem, Historisches mit Mythischem oder Spatmythischem und das Ganze sich wiederum mit dem Landschaftlichen, mit Burgen und Auen, Domen, uralten Hausern und immer wieder mit dem Rhein verbindet. Da lagern Basilisken in römischen Bauten und Drachen vor hochmittelalterlichen Städten. Siegfried und Lohengrin schreiten wie geschichtliche Recken aus dem Zwielficht ihrer unerforschlichen Herkunft in den strahlenden Glanz burgundischer und staufischer Höfe. Zwerge dringen in die bürgerlichen Wohnungen des Rokoko, und weiße Frauen werden gar noch in den nachtlischen Straßen des neunzehnten Jahrhunderts gesehen. Nahe bei Trier entdecken Kinder in einem Brunnen die hier als Nixe hausende römische Kaiserin Helena. Kaiser Karl der Große wird zu einer menschlichen Verkörperung des Gottes Wodan und gebietet über mythische Tiere, elbische Geister und magische Kräfte. Peter Dimringer, der Ritter von der Staufenburg, gewinnt eine wunderschöne Meerfee zum Weibe, wird von der Unsichtbaren auf allen seinen Rheinfahrten gluckspendend begleitet und stirbt auf eine geheimnisvolle Art, als er ihr die Treue gebrochen hat. Genau so zieht die Spatmythik zahlreiche historische Gestalten ins Sagenhafte hinüber. Hatto von Mainz versündigt sich an den Armen seiner Stadt und wird von deren Seelen in Mausgestalt ruhlos durch die Lande gehetzt, bis er schließlich in einem Turme inmitten des Rheines ein graßliches Ende findet. Gerhard von Ryle, der hochberühmte Kölner Dombaumeister, geht mit dem verkappten Teufel eine Wette ein und verliert dabei seine Seele. Andererseits gibt es wiederum eine Menge von Sagen, fern jeder Mythik in denen sich Dichtung und Wahrheit auf eine nur dem Historiker und bisweilen selbst diesem nicht zu enträtselnde Art miteinander vermischen.

etwa wenn von jenem unglücklichen deutschen König Adolf von Nassau und seiner Liebe zu der schönen Imagina die Rede ist oder von den tollen Abenteuern der einst auf Burg Are gefangenen und dort ausgebrochenen Kölner Patrizier

„Es kommt ein Schiff, geladen bis an den höchsten Bord “ Eine verwirrende Fülle rheinischer Sagen, Legenden und Geschichten — selbst heute noch nicht erschöpfend gesammelt und schon mal garnicht restlos gedeutet — bietet sich uns dar Dutzende von Banden vermochte man mit ihnen zu füllen, und gewiß wäre keine darunter, die, des Erzählens nicht wert, ruhig dem Vergessen anheimfallen konnte Wieviel eine einzelne Stadt, nämlich Köln, an edelstem Sagengut besitzt, das habe ich in meinem umfangreichen und trotzdem noch nicht vollständigen Bande „Kölner Sagen“ erwiesen Folglich kann das vorliegende Buch nur eine recht kleine Auswahl aus dem riesigen Bestande bieten Es versteht sich von selbst, daß dabei das Schönste von alledem, was je am Rheine erzählt wurde, Berücksichtigung fand Werden das nun lauter bekannte Stücke sein? Nein, ich schätze, daß selbst guten Kennern der rheinischen Sagenwelt manches von dem, was hier geboten wird, bisher unbekannt blieb Und so wollen wir denn jetzt unsere Reise beginnen, die uns von den höchsten Alpenzinnen bis zum Nordseestrande durch Sage und Tatsachlichkeit, Verschollenes und ewig Beharrendes führt Mag es dabei allen meinen Lesern so abenteuerfroh zumut sein wie einst jenen frohlichen Leuten im „glückhaften Schiff“, von denen Johann Fischart singt

„Da freuten sich die Reisgeferten,
Als sie den Rein da rauschen horten,
Und wunschten auff ein neues Glück,
Das glücklich sie der Rein fortschick,
Und grußten ihn da mit Trommeten
„Nun han wir deiner Hilf von noten,
O Rein, mit deinem hellen Fluß,
Dien du uns nun zur Fordernus!“

Surth am Rhein
Im Sommer 1942

Goswin Peter Gath

Rheinische Sagen
von der Quelle bis zur Mundung

DER JUNGE RHEIN

Zum Ursprung des Rheins

Es ist ein schönes, wenn auch beschwerliches Wandern von Hinter-
rhein, dem letzten Dorf des Rheinwaldtales, hinauf zur Zapportalp
Machtige Bergflanken, hie und da von weißen Alpengipfeln überragt, be-
schränken beiderseits den Blick Der Weg windet sich im steten Auf und
Ab über magere Weiden und durch wirre Geröllfelder Rechts, in der
abschussigen Tiefe, braust gischend und schaumend der ungestume
junge Rhein über sein steiniges Bett Weiter fort geschieht es auch schon
einmal, daß er gurgelnd und sprudelnd unter einer schmutzbedeckten
Lawinenbrücke hervorgeschossen kommt Allerorten schallt uns sein
Tosen und Brausen entgegen, sonderlich stark in jener wilden Felsen-
schlucht der „Holle“, durch die der junge Fluß, vielgewunden und in
jahren Sturzen, zwischen gewaltigen Steinblöcken herniedertobt

Fast betäubt von solchem Urlaut, zu dem sich zwar immer wieder das
traulich ermunternde Gelaut der zahlreichen Kuhe auf den umliegenden
Weiden gesellt, erreichen wir endlich unser Ziel, den Rheinwaldgletscher,
der etwa anderthalb Stunden hinter der Zapportalp das enge Tal ab-
schließt Seinen unteren Teil wie auch die steinubersäte Alpweide davor
nennt man aus Gründen, die wir später noch erfahren werden, „das
Paradies“ Und hier nun befindet sich der Ursprung des Rheins Genau
so, nämlich „Sprung“ oder „Ursprung“, heißt ja auch jene Gletscher-
öffnung, daraus der Rhein entquillt und vor der wir nun lange schauend
und sinnend stehen Dies also ist der Urborn, daraus der mächtigste Strom
des Abendlandes geboren wird Ein Gletscher seine Mutter Etwas höher

steigend, gelangen wir auch bald zum vollen Anblick seiner Vater, jener gewaltigen Alpenriesen und Felssturme, die, weißverschneit und von dunklen Felsbandern durchzogen, im weiten Halbkreis das tief eingeschnittene Tal umgeben Ganz links das wuchtige Zapporthorn, nahe dabei der Vogelberg und das Rheinquellhorn,¹ weiter fort das Rheinwaldhorn, und dann rechts das Gufer- und das Hochberghorn Glühend strahlt die Sonne darauf nieder Nichtsdestoweniger weht ein kühler Wind uns aus der Höhe an Steil und flimmernd vom eigenen Glast ragen die weißen Berge in den tiefblauen Himmel hinein

Quell-Land des Rheins! Wohin wir auch schauen, sonderlich rückwärts das grüne und graue Tal entlang, kommt es als silbrige Bänder rieselnd und staubend, sturzend und brausend über feuchte Felswände und abschussige Bergflanken herab Junge Bäche, erste Geschwister des Rheins, die sich alle mit ihm vereinen, also daß er drunten auf dem gleichen Wege, den wir gekommen sind und jetzt wieder einschlagen, immer starker und starker anschwillt und wenige Stunden später bereits für die ihn hier überschneidende Bernhardenstraße eine dreibogige Brücke bedingt Und indem wir nun dahin schreiten, wieder zur Zapportalp hinab und von dort nach Hinterrhein, fliegt unser Sinn dem schauenden Jungfluß voran, durchs Rheinwaldtal, zur vielbesungenen und noch mehr gemalten Engschlucht der Via mala bei Thusis, ins Domleschgthal und dann nach Reichenau, wo sich der Hinterrhein wildflutend mit dem ruhiger fließenden Vorderrhein vereinigt Zugleich aber kommen uns jene ersten rheinischen Sagen in den Sinn, die hier, in dieser urwuchsigem Fels- und Waldlandschaft, auf den Hochalmen des Rheinwaldtales und auf den Burgen im Domleschg ihre Urstatt haben Einige davon sollen jetzt erzählt werden, wie später fort noch viele von den zahllosen Sagen, die den Rhein umranken von seiner Quelle bis zur Mündung

Die wilden Bergleute

Ehe die Menschen vor mehr als tausend Jahren in die letzten Taler des Vorder-, Mittel- und Hinterrheins kamen, hausten dort in den Waldern und Felsschluchten lauter kleine Wichte, die gar wunderlich anzusehen

waren, denn sie liefen nackt und struppig umher, über und über behaart die Männlein und sogar die Weiblein. Dabei soll keins dieser seltsamen Wesen mehr als dreieinhalb Schuh gemessen haben.

Doch hat man sie nicht nur in den dichtbewaldeten Talgründen, sondern auch droben, jenseits der Baumgrenze, und selbst auf den Gletschern gesehen. Sie wohnten in Höhlen und unter überhangenden



Felsen. Wiewohl sie unbekleidet waren (denn nur die Weiblein trugen im Winter rohgefertigte Überwürfe aus Fuchs-, Dachs- und Marderfellen), schien selbst die harteste Kälte ihnen nichts auszumachen. Es heißt, daß sie aus dem Knochenmark, dem Fett und der Galle verschiedener Tiere eine Salbe zu bereiten wußten, mit der sie sich im Winter alltaglich einrieben. Hernach konnten sie sich notfalls mitten im Schnee schlafen legen. Nie ist eins dabei erfroren.

Aber noch andere Künste werden ihnen nachgesagt. So schnitten sie zum Beispiel ihren Kindern die Milz aus, und drum konnten die Wichte schneller und ausdauernder als jedes Wildtier laufen. Ferner ließen sie die Kinder stets die Milch aus den Eutern gezahmter Gemsen saugen und

bereiteten ihnen ußerdem noch zaubrische Kaslein aus der Gemenmilch Davon waren sie selbst auf den hochsten und schroftsten Felsgraten gegen jeden Schwindel gefeit Der Gemen hinwiederum, die sie mit großem Geschick zu fangen und zu zahmen verstanden, besaßen sie eine ganze Menge Tagsüber ließen sie die Tiere frei weiden Abends pfiffen sie ihnen mit in den Mund gesteckten Fingern so schrill zu, daß man es stundenweit horen konnte Dann kamen die Gemen willig zu den Hohlen der kleinen Bergleute, ließen sich dort melken und blieben daselbst über Nacht Übrigens waren die Gemenmilch und die daraus bereiteten Kaslein durchaus nicht das Einzige, was die Bergwichte genossen Sie liebten auch die Eier der Schnee- und Perlhühner Im Sommer aßen sie besonders gern Heidelbeeren Wo man auf den Bergen blauviolettene Steine findet, die mit milchweißen Streifen durchzogen sind, sagen die Sennen heute noch, das waren die steinernen Abgange der mit Heidelbeeren und Gemenmilch übersattigten wilden Mannlein und Weiblein

Als nun die Menschen in die letzten Rheintaler eindringen und nach ihrer Art larmvoll die Baume zu fallen und weite Lichtungen zu schaffen begannen, zog sich das wilde Bergvolklein scheu in die entlegensten Hochgrunde zurück Jetzt schätzten sie ihre unübertreffliche Schnelligkeit im Laufen ganz besonders, denn das war ja schließlich das Einzige, worauf sie vertrauen konnten, wenn sie sich von den Menschen bedroht fühlten Scheu blieben sie auch noch, als es sich erwiesen hatte, daß sie von den meisten Menschen garnichts zu befürchten hatten Begegneten sie einem solchen oder wurden sie gar herbeigerufen, so hielten sie sich stets in einiger Entfernung und achteten darauf, daß sie ruckenfrei blieben Die Menschen dagegen erkannten bald, daß die struppigen Wichte vielerlei Fähigkeiten und Kenntnisse besaßen, die sie selbst entbehrten Sumal verstanden sich die kleinen Leute ja auf das Wetter und auf die Heilung von Krankheiten bei Mensch und Vieh Ferner liebten sie die Tiere und wußten vielerlei absonderliche Mittel, um beispielsweise den Kühen die beste Pflege angedeihen zu lassen Ganz zu schweigen von ihrer Vertrautheit mit den Kräften eines jeglichen Krautes und der verschiedensten zaubrischen Mittel

Diese geheimen Wissenschaft hatten die Menschen den Wichten gern

entlockt Das aber durfte man nicht so dumm anfangen, wie es einmal ein Bauer aus Parpan tat Dieser fing nämlich mit großer Hinterlist ein wildes Mannlein, band es an ein Heuseil und zog es hinter sich her, wobei das gefangene Kerlchen die verzweifeltsten Sprünge und Fluchtversuche machte Daheim hielt es der Mann etliche Tage fest und versprach ihm endlich die Freiheit, wenn das Mannchen ihm einen Rat gebe, der ihm gut zustatten komme und ihm unter Umständen gar das Leben retten konnte Hierin willigte das Mannchen ein Und als es nun freigekommen war, sprang es flugs etliche Schritte beiseit in ein Gebusch und schrie daraus dem Bauer hohnisch zu „Wenn du Fleisch ißt, so tu's der Lange nach zerschneiden und mit der Breite nach, sus konntest dran ersticken!“ Und im Nu war es weg Der dumme Bauer aber soll hinterher keinen geringen Zorn auf sich selbst gehabt haben

Anderenorts verließ man sich mit mehr Glück darauf, daß auch die kleinen Bergleute gelegentlich recht toricht sein konnten und zumal, wenn sie ein wenig Wein getrunken hatten, garnicht mehr wußten, was sie redeten In solchem Zustande, das heißt von dem ungewohnten Trank berauscht, schwatzten sie nämlich ihre kostbarsten Geheimnisse aus, ohne dessen inne zu werden Ja, es kam sogar vor, daß sie ganz dumm hernach noch sagten „Nit wahi, das hattet ihr gern von mir wissen mogen, aber das sag ich keinem Menschen auf der Welt!“ So geschah es einmal zur Zeit, als in Graubunden der „schwarze Tod“ herrschte Damals starben im Rheinwaldtal ganze Hofe aus Viele Gemeinden hatten auf ihren Friedhofen gar keinen Platz mehr Und da nun stellte man fest, daß von den wilden Mannlein und Weiblein kein einziges an der furchtbaren Krankheit starb Folglich vermutete man, daß die Wichte auch gegen die Pest ein Geheimmittel besaßen, und suchte dieses zu erfahren Ein gewisser Bauer, der, ich weiß nicht wo, einen großen Hof hatte, und dem ein wildes Mannlein schon seit langem Hirtendienste leistete (denn auch solches kam vor) und dafür regelmäßig Speise auf einen bestimmten Stein gelegt bekam, fullte ein Loch in ebendiesem Steine mit Wein und legte sich dann auf die Lauer Recht bald kam auch das Kerlchen, aß von der Speise und trank, zunächst schmeckend, dann immer begieriger, von dem Wein Und jetzt trat der Bauer aus seinem Versteck hervor und

fragte das Mannlein, was gut gegen die Pest sei „Das weiß ich wohl“, sagte der berauschte Knirps, „namlich Eberwurz und Bibernella, aber das sag i dir no lang nit“ Der Mann hingegen, so sehr über das Vernommene erfreut vergaß ganz, noch mehr zu erfragen, was das Mannlein ihm jetzt in seinem Zustande ganz gewiß verraten hatte Er lief ins Dorf und machte dort das Heilmittel bekannt Seitdem starb in jenem Ort kein Mensch mehr an der Pest



Die Rache des Fräulein von Planta

Bevor der Hinterrhein bei Reichenau mit dem Vorderrhein zusammen trifft, durchfließt er das anmutige Domleschgthal Hier erhebt sich über dem Dorf Rodels die Burg Rietberg, die an eine schwere Bluttat erinnert Zu jener Zeit nämlich, als in unseliger Verblendung um des Glaubens willen manches fluchwürdige Verbrechen begangen wurde, da ward ein Herr von Planta verdächtigt, mit den Feinden Calvins gemeinsame Sache gemacht zu haben Man klagte ihn deshalb zu Thusis vor

Gericht an Er aber, in der Gewißheit, wie die Sache auslaufen werde, wartete den Richterspruch nicht ab, sondern fluchtete Darauf wurde er für schuldig erkannt und in Abwesenheit zum Tode verurteilt

Nun gab es da einen Menschen, der als ein fanatischer Junger Calvins vor Gott sonderlich hoch zu bestehen vermeinte, wenn er den fluchtigen Ritter tötete Er brachte in Erfahrung, daß jener sich ins Domleschg auf Schloß Rietberg begeben hatte, fand hier unter einem verlogenen Vorwand Zutritt und spaltete dem ihm vertrauensvoll entgegentretenden Herrn von Planta mit einer scharfen Axt den Kopf Hernach gelang es ihm, unangetastet davonzukommen und sich auf einer Alm im Hochgebirge zu verbergen

Die Tochter des ermordeten Ritters schwur, den Tod des geliebten Vaters zu rachen Und ob auch Monate ins Land gingen, ohne daß sie in Erfahrung bringen konnte, wo der feige Mörder sich versteckt hielt, ließ sie doch nicht ab von ihrem Haß Endlich verfiel sie auf ein recht kluges Mittel, um den Mörder hervorzulocken Da verbarg sie sich nämlich selbst und ließ im ganzen Lande verbreiten, sie sei gestorben und begraben Als bald tauchte auch der Gesuchte auf und nahm zu Chur an einem Tanzvergnügen teil Hier aber hielt sich die Tochter des Herrn von Planta verborgen, und als der Mörder in den Abendstunden einmal den Tanzsaal auf einige Sekunden verließ, stand plötzlich die Racherin vor ihm und erschlug ihn mit derselben Axt, mit der er ihren Vater getötet hatte

Der Flimser Stein

Wandert man aus dem Domleschg gen Reichenau, wo sich der Vorder- rhein mit dem Hinterrhein vereinigt, so erblickt man jene hohe Gebirgskette, die das Graubündener Land von Glarus und St. Gallen scheidet Genau vor sich hat man aber dabei einen ungeheuren Felsblock, der über den zu Flims gehorigen Hohen Fildaz emporragt und sich an die dahinter liegenden höheren Bergrücken anlehnt Das ist der Flimser Stein, auf dem drei Alpen sich befinden und jährlich mehrere hundert Kuhe über- sommern Dieser Stein besitzt nach drei Seiten hin unzugänglich schroffe Wände In der mittleren, die dem Tal zugewandt ist, bemerkt man schon

aus einiger Entfernung seltsame rote Streifen, die sich senkrecht die mehrere hundert Fuß hohe Wand herunterziehen. Ein sachkundiger Mann wird uns sagen, daß es sich dabei um den rotlichen, das heißt eisenhaltigen Niederschlag eines Wassers handelt, das auf der Hochfläche des Flimser Steins entquillt und die graue Kalkfelswand herniederrinnt. Doch die Sage weiß etwas anderes davon zu berichten und erzählt das Folgende. In der alten Zeit waren die Bewohner des bündnerischen Oberlandes mit den Leuten von Glarus verfeindet, und dabei geschah es nicht selten, daß jene von diesen überfallen wurden oder umgekehrt. Nun begab es sich einmal, daß die Glarner unversehens auf dem Flimser Stein erschienen, die dortigen Hirten niedermachten und deren schöne Kühe forttrieben. Nur ein einziger von den überfallenen Sennen vermochte zu entweichen, und dieser lief an den Rand des Flimser Steines und blies dort, das Tal alarmierend, so heftig in sein Alphorn, daß ihm die Brust zersprang und er sterbend niedersank. Das Blut aber, das seinem Munde entquoll, rieselte über die Felswand nach Flims hinab und farbte sie rot. Weder Regen noch Sonnenschein vermochten später diese Blutspuren des treuen Sennen auszubleichen. Die Flimser nun, die gegen die Glarner in der Minderzahl waren und darum keinen offenen Kampf wagen durften, erlangten nichtsdestoweniger ihre Kühe zurück und zwar auf eine höchst listige Art. Sie schlichen nämlich den Raubern nach, bis in deren Gebiet hinein, wo die Glarner in dem zu ihnen gehörigen Dorf Elm Halt machten, um ihren Sieg zu feiern. Derweil ließen sie die geraubten Kühe sorglos auf einer Weide. Und als es dann Nacht geworden war, naherten sich die Flimser vorsichtig ihrem Vieh und nahmen den Kühen, indes die Glarner immer noch zechten, die Schellen ab, die sie darauf sämtlich der Heerkuh anhängen. Sodann trieben sie ganz im Stillen ihre Herde über das Gebirge zurück und ließen nur die Heerkuh auf dem Platz. Die Glarner hingegen horten in ihrem Rausch immer noch fortwährend alle Schellen ertönen und meinten darum auch, daß alle Kühe noch beisammen waren. Erst am Morgen stellten sie fest, daß sie um ihren Raub geprellt worden waren, denn da fanden sie auf dem grünen Wiesenplan nur noch eine Kuh, die über und über mit Schellen behangen war.

Die verschneite Alp

An vielen Orten des Graubündener Landes findet man beiderseits des Rhemes, von seiner Quelle bis fast zum Bodensee, auf den Hohen verschneite, vergletscherte oder mit Geroll überschüttete Alpweiden, von denen zumeist erzählt wird, daß sie einst geradezu paradiesisch schön und voll der nahrhaftesten Kräuter gewesen, dann aber durch ein göttliches Strafgericht verschüttet worden seien. Als Grund für das Letztere wird gewöhnlich angegeben, daß damals die uberaus reich gewordenen Almbauern und Sennen mit ihrem Überfluß an Kase den göttlosesten Mißbrauch getrieben oder, des Melkens müde geworden, die den Kühen so sehr bekömmlichen Kräuter verflucht hatten (zu jener Zeit soll man nämlich zwei bis drei Mal soviel Milch wie heute von den Tieren bekommen haben). Doch wird nicht selten auch berichtet, eine solche Weide sei verschüttet worden, nachdem sie durch eine Gewalttat oder durch Betrug in „unrechte Hände geraten war. So verhielt es sich beispielsweise mit jener „verschneiten Alp“, die man unweit des Flimsers Steins am Segnes-Paß findet. Wie die Leute der dortigen Gegend berichten, gehörte sie einst, als sie noch herrlich grün und voll duftender Kräuter war, einer armen Witwe. Deren Nachbar jedoch, ein habgieriger, geiziger und durchtriebener Mensch, dachte schon lange daran, wie er wohl in den Besitz jener gesegneten Wiese kommen konnte, ohne einen Heller dafür auszugeben. Als nun der Mann jener Frau gestorben war und noch keinen Mond unter der Erde lag, trat der Nachbar eines Tages vor die Witwe hin und verlangte die Weide, wobei er behauptete, er habe sie dem Verstorbenen wenige Monate zuvor abgekauft. Die Witwe, die davon nichts wußte und es auch nicht für möglich hielt, bestritt das und wandte sich schließlich, Schutz und Recht suchend, ans Gericht. Hier aber trat ihr Gegner mit einem gefälschten Vertrag auf und schwur überdies noch auf dessen „Echtheit“ einen feierlichen Eid. Da sprach der Richter die strittige Alm dem Betrüger zu und wies die arme Witwe mit harten Worten ab. Diese aber rief jetzt, selbst ganz irre geworden, ob sie nun im Recht oder im Unrecht sei: „Wenn jenem die Alp gehört, so mag er seinen Nutzen davon haben. Wenn sie ihm aber

nicht gehört, soll sie, bei Gott, kein Kraut mehr tragen bis an den Jungsten Tag!“ Drauf lachte der Nachbar und zog am nächsten Morgen vergnügt mit seinen Kühen zu der neugewonnenen Weide hinauf. Doch kaum war er droben angelangt, als er plötzlich ein furchtbares Krachen vernahm und zugleich sah, wie aus der Höhe eine ungeheure Lawine von Schlamm, Eis und riesigen Steinblöcken auf ihn zugeschossen kam. Mit gehetzten Sprüngen suchte er, seine Herde im Stich lassend, sich in Sicherheit zu bringen. Aber ein mächtiger Felsblock erfaßte und zermalmte ihn, wie auch seine Kühe alle getötet und verschüttet wurden. Seitdem liegt jene Alm am Segnes Paß unter Schnee und Gestein begraben. Und wenn der Schnee in einem besonders heißen Sommer schon einmal fortschmilzt, so wächst auf der Weide doch nur das dürrtügste Kraut.

Das wunderliche Kind

Bei Chur, der uralten Hauptstadt Graubündens, ist das Rheintal sehr fruchtbar. Hier gibt es Obst und Wein in Fülle, und so war das schon vor undenklich langer Zeit. Wenn aber einst ein sonderlich fruchtbares Jahr bevorstand, wurde es zuweilen durch ein höchst merkwürdiges Ereignis vorausgesagt. So geschah es beispielsweise am 8. Juni 1686. Da kamen zwei Edelleute langs des Rheines geritten und wollten nach Chur in die Stadt. Noch hatten sie nur ein kleines Stück Weges zurückzulegen, da erblickte einer von ihnen seitwärts bei einem blühenden Busch ein kleines Kind, das da in Linnen eingewickelt lag. Er meinte, man habe das Kleine ausgesetzt, und befahl darum voller Mitleid einem seiner Knechte, abzusteigen und das Kind aufzunehmen, damit sie es im nächsten Dorf in Pflege geben könnten. Der Knecht sprang auch vom Pferde und schritt zu dem vermeintlichen Säugling hin. Doch als er das Kind nun aufheben wollte, vermochte er es nicht, denn es war so schwer, als wäre es eine leblose Puppe aus Blei. Darüber verwunderten sich die beiden Edelleute sehr. Sie befahlen ihrem zweiten Knechte, ebenfalls abzusteigen und dem Kameraden zu helfen. Allein — soviel sich die Beiden auch anstrebten, das Kind von der Erde zu heben, es gelang ihnen nicht.

Und als sie sich jetzt zu einem letzten Versuch anschickten, begann das Kind zu ihrer höchsten Überraschung plötzlich zu reden und sagte „Laßt nur ab, denn ihr könnt mich nicht von der Erde wegbringen! Das aber verkunde ich euch Es wird heuer ein kostliches und fruchtbares Jahr geben —, nur daß es recht wenige Menschen erleben werden“ Kaum hatte das Kind so gesprochen, da verschwand es Die recht betroffenen Edelleute ritten darauf nach Chur hinein und legten hier ihre Aussage über das Erlebnis beim Rat nieder Hernach geschah es, daß im folgenden Herbst die Fülle des Obstes und der Weintrauben so groß wie in keinem Jahre zuvor war Doch fehlte es an Händen, um die reiche Ernte zu bergen, denn kurz zuvor hatte die Pest gar schrecklich in den Dorfern am Rhein wie in ganz Graubünden gewutet

Das Pferd des Paracelsus

Es war ein Spielmann zu St Gallen, namens Steuchler, der strich eines Tages verdrossen über die Brücke am Multertort und fand etliche Schritte weiter den hochberühmten Doktor Theophrastus Paracelsus unter einem Baume auf einer Bank sitzen Sowie er aber zu diesem hin kam, sagte der Gelehrte lachend zu ihm „Ich weiß schon, Steuchler, warum du solch ein argerlich Gesicht schneidest Gelt, du mochtest zur Stund in Baden sein, wo sich die Herren Gesandten der Eidgenossen gar lustig machen und ganz gut einen tüchtigen Spielmann brauchen konnten!“ — „Da wurd' ich mir wohl einen schönen Stuber verdienen können“, entgegnete Steuchler gallig und setzte sich neben den Doktor auf die Bank War er nun schon recht erstaunt, daß Paracelsus seine Gedanken so schnell erraten hatte, so wunderte er sich jetzt noch mehr, als der Gelehrte ruhig fortfuhr „Wenn du dir das Geld verdienen willst, dann lauf heim, zieh andere Kleider an, vergiß auch deine Flöte nicht und komme gleich wieder hierher! Derweil will ich ein Pferd besorgen, das dich in einer halben Stunde nach Baden bringen wird“ Steuchler sah einige Sekunden ganz verblüfft seinen Nachbar an „Herr, bis Baden“, wollte er sagen, „schafft es das beste Pferd nicht unter sechzehn Stunden“ Doch verschluckte er das und erwiderte statt dessen, schnell gefaßt „Ich

weiß sehr wohl, daß Ihr mehr vermogt als andere Leute Auch werdet Ihr mich wohl nicht ins Unglück bringen wollen Drum tu ich gern, was Ihr mir sagt “ Damit stand er auf, lief nach Hause und war binnen einer Viertelstunde reisefertig wieder zurück Paracelsus saß immer noch auf



jener Bank, als habe er sich in der Zwischenzeit garnicht fortgeruhrt „Nun gehe“, sagte er zu dem Spielmann, „zur Spießhutte, wo du ein gesatteltes Pferd finden wirst, schwing dich drauf und reite, was du reiten kannst! Doch sprich mir kein Wort, ehe du zu Baden abgesessen bist! Dann sollst du in einer halben Stunde an deinem Ziele sein“ Wohl wahr, Steuchler wußte, daß dies nicht mit rechten Dingen zugehen konnte, und

dementsprechend war es ihm auch zu Mut, als er sich jetzt zur Spießhutte begab. Doch trieb es ihn allzu sehr gen Baden, als daß ihn der unheimliche Ritt hatte abschrecken können. Er kam zu jener Hütte und fand hier einen prächtigen Schimmel, der ihn gar leicht aufsteigen ließ. Kaum saß er jedoch im Sattel, als das Tier sich zu seinem Entsetzen mit einem gewaltigen Sprung in die blaue Luft erhob und bald kirchturms-hoch über der Erde dahinraste. Und immer noch höher ging es empor, über dunkelbewaldete Vorgebirge und schneebedeckte Felsengräte hinweg, und dann wieder steil hernieder, also daß dem schrecklich durch-grausten Reiter fast die Sinne schwanden. So wußte er auch nicht, wieviel Zeit seit seinem Abritt bereits vergangen war, da fuhr der Gaul niedrig über Hutten hinweg und stand im nächsten Augenblick zu Baden vor dem Schlosse Steuchler, noch ganz taumelig, sprang ab und lief sogleich in den großen Saal. Hier wartete er im Gedrange etliche Sekunden, bis er wieder recht zu Atem gekommen war, trat dann vor und spielte, den überraschten Herren zur Lust, gar herrlich auf seiner Flöte. Als er aber damit zu Ende war und manchen guldenen Dukaten in seiner Kappe aufgefangen hatte, sagte einer der Gesandten zu ihm: „Potzblitz, Steuchler, welcher Teufel hat dich hergetragen?“ Da antwortete der Spielmann: „Herr, Ihr wißt nicht, wie recht Ihr habt, denn gewiß war es kein Heiliger, auf dem ich hergeritten bin.“ Dann erzählte er zur allgemeinen Verwunderung, was ihm geschehen war. Viele der Herren meinten, er wolle sie mit einer faustdicken Luge ins Bockshorn jagen, und glaubten ihm nicht. Andere dagegen, die wohl wußten, welcher Zauberkraft Paracelsus fähig war, trauten Steuchler aufs Wort und mochten den Ritt nicht gewagt haben. Später stellten sie zu St. Gallen auch genau fest, wann der Spielmann dort abgeritten war, und erwiesen so, daß er auf dem Teufels-gaul tatsächlich nicht mehr als eine halbe Stunde für den sechzehn-stündigen Weg gebraucht hatte.

Breithut und sein Knecht zu Lindau

Niemand weiß, wie lange das schon her ist, da kam jener geheimnis-volle Alte, den man gewöhnlich Breithut nennt, mit seinem Knecht auch einmal nach Lindau, an den Bodensee. Er trug einen weiten, wolken-

grauen Mantel und einen breitkrampigen, vorn herabgezogenen Hut, der seine Augen fast verdeckte. In der Hand hielt er einen Speer, der ihm zugleich als Stab diente. Sein Knecht war noch einfacher gekleidet. Also konnte es leicht geschehen, daß man das wahre Wesen der Beiden verkannte und sie für landfahrende Leute von recht geringer Art nahm. Breithut aber gedachte die Lindauer zu prüfen. Spätabends war er in die Stadt gekommen. Nun ging er von Haus zu Haus und bat überall um Herberge. Doch ließ man ihn nirgendwo ein, ja es geschah, daß man ihm da und dort die Tür recht grob vor der Nase zuschlug. Sein Gesicht verfinsterte sich immer mehr dabei. Schließlich ging er wortlos wieder aus der Stadt und fand draußen vorm Tor noch eine kleine, recht baufällige Hütte, die einem armen Tagelöhner gehörte. Erst wollte er daran vorbeigehen, dann klopfte er an. Und hier nun ließ man ihn mit seinem Gefährten ein. Auch setzte man ihm sogleich Speise vor und bereitete ihm ein gutes Lager aus Stroh. Schweigend verzehrte er, was man ihm da bot. Dann lehnte er sich zurück und schaute seinen Gastgeber und dessen Weib zum erstenmal voll an. Die guten Leute aber erzitterten vor seinem Blick und wußten sofort, wer da in ihre Hütte gekommen war. Ehrfurchtig fielen sie vor ihm in die Knie und erwarteten, was er ihnen sagen würde.

Da sprach Breithut: „Ihr habt mich wohl aufgenommen und gut bewirtet, während jene in der Stadt mich wie einen Bettler von ihrer Schwelle wiesen. Drum soll mein Dank auch umso größer sein. Wünscht, was ihr nur begehren mocht, und es wird euch erfüllt!“

Hier blickte der Tagelöhner unschlüssig seine junge Frau an und wagte nichts zu erbitten. Sie hingegen faßte sich schnell und antwortete: „Nichts für ungut, Herr, wenn wir unbescheiden sein sollten! Ein kleines Gärtchen ums Haus, das war uns schon recht —, und vielleicht auch noch ein kleines Gütchen, so wie es die reichen Lindauer im Großen haben.“ Da lachte Breithut und sagte: „Es ist euch gewahrt.“ Dann streckte er sich auf dem Stroh aus und schlief alsbald ein. Anderen Morgens, als der Tagelöhner mit seinem Weibe erwachte, fand er den Besuch schon nicht mehr vor. Wie aber erstaunten die Beiden, als sie jetzt vors Haus traten! Denn da war ein herrlicher Garten voll der fruchtbarsten Bäume zu

sehen, und weiter fort — dort wo sich noch gestern sumpfige Wiesen dehnten — prangten jetzt goldgelbe Ahrenfelder und frischgrüne Weiden mit viel Vieh. Ganz fassungslos vor Freude schritt der Tagelöhner mit



seiner Frau in all den Reichtum hinein. Dann fielen sie sich plötzlich um den Hals und waren wie narrisch vor Glück.

In diesem Augenblick kam aus Lindau ein reicher Bürger durchs Tor geschritten, erblickte verwundert den prächtigen Besitz und ließ sich von dem über Nacht so wohlhabend gewordenen Tagelöhner erzählen, wie das alles gekommen war. Dann eilte der Mann in die Stadt zurück und

sogleich ins Rathaus, wo er den Lindauer Herren genauen Bericht gab und sie aufforderte, unverzüglich dem davongezogenen göttlichen Wanderer einen berittenen Boten nachzusenden, mit tausend Entschuldigungen und der Bitte, daß er doch wieder in die Stadt zurückkomme, wo man ihn aufs festlichste empfangen und bewirten werde. Sofort wurde auch ein Bote ausgeschickt, der nach forschem Ritt die beiden Wanderer in der Nahe von Langenargen erreichte. Doch als er nun mit vielen Bucklingen beteuerte, wie sehr man zu Lindau wunschte, den hohen Herrn wieder in der Stadt zu sehen, und was man alles tun wollte, um ihn gebührend zu feiern, schnitt ihm Breithut alles Weitere bald ab und sprach: „Ich habe nun keine Zeit mehr, des Weges noch einmal zurückzugehen. Auch weiß ich, warum ihr mir jetzt so gerne die Türen offnen mochtet. Nichtsdestoweniger will ich euch nicht gram sein und, wiewohl ihr es nicht verdient habt, ein Gastgeschenk bei euch zurücklassen. Also, was fehlt eurer Stadt, und was wunschet ihr euch?“ Da sagte der Bote: „Herr, wir haben reiche Felder und Garten. Doch eins mangelt uns. Es wachsen keine Reben hier.“ — „So seien sie euch gewahrt“, erwiderte Breithut und nahm seinen Weg wieder auf. Indes er aber mit seinem Knechte weiterging, fragte ihn dieser sehr ungemut: „Herr, wie kannst du diesen groben Klotzen, die uns weder ein Nachtlager noch einen Nachtrunk gönnten, Wein wachsen lassen?“ Da erwiderte Breithut lachend: „Laß nur gut sein und getroste dich, denn er ist auch danach!“ Und so kam es, daß der Seewein reichlich sauer wurde. Mittlerweile zwar ist er, so wie die Gastlichkeit der Lindauer, bedeutend besser geworden.

Die weißen Rosen von Tegelstein

Wenn man von Lindau aus in westlicher Richtung am Bodensee entlang geht, erreicht man bald Tegelstein mit der gleichnamigen Burg. Weiße Rosen blühten einst, so herrlich wie kaum an einem anderen Orte nah und fern, im Garten dieses Schlosses, und drei Jungfern, ebenso schon wie die Rosen, wohnten hier nebst ihrer Mutter Anna von Tegelstein. Die Letztere aber war eine sehr harte Frau, die ihren Pächtern

kaum das Brot gonnte und die Armen mitleidlos von ihrer Schwelle vertrieb. So lebte sie lange, indes ihre nicht minder hochmutigen und herzlosen Töchter allmählich verbluhten und der einzige Sohn, fern von ihr, am kaiserlichen Hofe die Heimat vergaß. Dann geschah es, daß eines Abends ein armes Weib, mit verharnten Zugen und in schlechte Kleider gehüllt, auf der Burg erschien und weinend klagte, ihr sei vor wenigen Stunden die einzige Tochter gestorben. „Und was geht mich das an?“ fragte schroff die Schloßherrin. Da erwiderte die Fremde stockend: „Mein Kind hat sich nichts so sehr im Leben gewünscht als einmal eine weiße Rose aus Eurem Garten geschenkt zu bekommen. Jetzt möchte ich, daß sie wenigstens im Sarge einen Kranz davon trüge. Wollt’ mir also — ich bitt’ Euch sehr darum — etliche von den Rosen geben!“ In diesem Augenblick wurde das hochmutige Gesicht der Schloßherrin so hart wie Stein. Schneidend erwiderte sie: „Was haben deinesgleichen mit Rosen zu schaffen?“ Setz’ deinem Bastard einen Kranz von Brennesseln auf!“ Damit wollte sie sich umwenden und gehen. Zugleich aber sah sie, daß sich das fremde Weib erschreckend veränderte. Plötzlich war es keine kleine und gedruckte Frau mehr, sondern sie wuchs zu einer Riesin heran, die mit drohend ausgestreckter Hand rief: „Wenn du selbst die Rosen zu Totenkranzen winden willst, dann soll es schon bald geschehen — und immerfort hernach!“ Gleich darauf verschwand die Erscheinung. Und noch im selben Jahre starben auf Schloß Tegelstein die drei Töchter der Burgherrin kurz hintereinander. Jede trug im Sarg einen Kranz von weißen Rosen. Und so oft in späterer Zeit, durch die Jahrhunderte, eine Jungfer oder Frau aus dem Geschlechte derer von Tegelstein sterben sollte, hat man noch stets in der Nacht zuvor die harte Frau Anna als eine weiße Gestalt seufzend durch den Burggarten wandeln und mit ungelinken Fingern weiße Rosen zum Kranze winden gesehen.

Die sieben Schwaben

Es waren einmal sieben Schwaben, die wollten große Helden sein und auf Abenteuer wandern durch die ganze Welt. Damit sie aber ein gut Gewaffen hatten, ließen sie sich einen Speiß machen, sieben Mann-

langen groß, den laßten sie zu siebend an und gingen in einer Reihe hintereinander Voran ging der Herr Schulz, der Allgauer, als der Mannlichste unter ihnen, dann kam der Jackli, genannt der Seehas, hierauf der Marli, genannt der Nestelschwab, dann folgte der Jergli, war der Blitzschwab geheißten, hernach ging der Michel, Spiegelschwab zubenamset, dann kam der Hans, Knopfleschwab, und zuletzt kam Verthi, das war der Gelbfußler Diese Beinamen hatten alle ihre gute Ursach Der Herr Schulz wurde der Allgauer geheißten, weil er aus dem Allgau geburtig war, der Seehas hatte am Bodensee gesessen, der Nestleschwab fuhrte darum seinen Namen, weil er statt den Knopfen Nesteln an den Hosen hatte und letztere fast immer mit der Hand in die Hohe hielt, die weil die Nesteln oftmalen abgerissen waren Der Blitzschwab hieß also, weil er sich die Redensart Potz Blitz! angewohnt hatte Der Spiegelschwab hatte die Gewohnheit, seine Nase allzeit an den Vorderarmeln seines Jankers abzuputzen, der davon einen gewissen Spiegelglanz annahm, das schaffte jenem den sauberen Namen Knopfleschwab war ein Mann, der verstand, gute Knopfle oder Spatzle zu kochen, das ist im bayerischen Deutsch Knodel und im sachsrischen Deutsch Klose Der Gelbfußler endlich war aus der Bopfinger Landschaft, deren Einwohner die Umwohner Gelbfußler schimpften, darum, daß sie einstmals einen Wagen voll Eier, den sie ihrem Herzog als Abgabe hatten bringen müssen, recht voll stampften wollten, und die Eier mit den Füßen fest getreten, davon denn die Eier etwas wenig zerbrochen, und die Füße der Bopfinger gegilbt hatten

Zogen nun die Sieben allesamt guten Mutes mit ihrem Spieß dahin, kamen eines Heumondtages in der späten Dämmerung über eine grüne Wiese, da hob sich eine Hurnauspe nicht weit von ihnen mit feindlichem Gebrummel hinter einer Dornhecke hervor und flog vorüber Darob erschrak der Schulz, der Allgauer, mächtiglich und begann Angstschweiß zu schwitzen, konnte auch kaum noch den Spieß halten und schrie seinen Kriegsgesellen zu „Horcht, horcht! Der Feind trommelt schon!“ Da schmeckte der Jackli, der dicht hinter dem Schulzen ging, einen ublen Geruch und rief „Wohl, wohl! Etwas ist vorhanden! Ich schmecke schon das Pulver“ Da nahm der Herr Schulz Reißaus, ließ den Spieß fahren

und sprang über einen Zaun, kam aber gerade auf die Zinken eines Rechens zu springen, und da fuhr ihm der Stiel ins Gesicht und gab ihm einen ungewaschenen Schlag. Schulz vermeinte, der Feind haue auf ihn ein, und schrie „Gib Gnade! Ich ergeb' mich.“ Die andern Sechse waren nachgesprungen über den Zaun, und da sie ihren Anführer also schreien horten, so schrien sie alle „Gibst du dich, so geb' ich mich auch!“ Aber es war niemand vorhanden, der die sieben Schwaben gefangen nehmen wollte, und da sie das merkten, schämten sie sich ihrer wenigen Herzhaftigkeit und verschwuren sich, diese ihre Heldentat nicht weiter zu erzählen.

Weiter so kamen die sieben Schwaben auf ihrem Zuge in einen Hohlweg, und wie sie so tapfer darauf los marschierten, merkten sie nicht, daß ein großmächtiger Bar im Wege lag, bis der Allgauer ganz nahe an ihm war. Als er den Baren sah, war er hin vor Schreck, stolperte und stieß mit dem Spieße geradezu auf den Baren los, wozu er aber nichts konnte, und schrie dazu gottsjammerlich „Ein Bar, ein Bar!“ vermeinte, sein letztes Brot wäre gebacken und bereits verzehrt. Doch ruhrte sich der Bar nicht, dieweil er maustot war. Deß war der Allgäuer hocherfreut, schaute um nach seinen Brüdern und sah mit neuem Schreck, daß alle für tot mausleinstill auf dem Boden lagen, meinte, er habe sie gar mit dem Spieße hinterrucks erstochen und erhob ein Wehegeschrei. Als die am Boden liegenden vermerkten, daß der Bar den Allgauer nicht aufgefressen, denn sie waren nur vor Schreck dahin gepurzelt, lugten sie vorsichtiglich in die Hoh, und wie sie sahen, daß der Bar tot war, erhoben sie sich frisch und gesund, traten um den Baren herum und auf ihn, und untersuchten, wie tief wohl die Wunde sei, die der Spieß ihm beigebracht, fanden aber keine, und der Blitzschwab sagte „Potz Blitz! Der Bar ist kaput und schon lange tot.“ — „O ja“, sprach der Jackh, „man schmeckt den Braten.“ Wurden eins, dem Baren das Fell abzu ziehen und als Siegeszeichen mitzuführen, das Aas aber liegen zu lassen. „Mogen nun den Baren die Schafe fressen, wie er zuvor die Schafe gefressen hat“, sprach einer unter ihnen, und so zogen sie furbaß mit ihrem Barenfell und ihrem Spieß.

Und da geschah es, daß die guten Gesellen auf ihrer Weiterfahrt an

einen weiten blauen See kamen, so dünkte es ihnen, denn es war alleweil etwas dämmerig geworden; der schlug Wellen im Wind, und droben an einem Abhang standen die sieben Schwaben und lugten hinunter, wie sie wohl am geschwindesten über diesen See kommen möchten. Es war aber kein Wasser da drunten, sondern ein Feld voll Flachses, der so recht in seiner schönsten blauen Blüte stand. „Pötz Blitz!“, rief der Blitzschwab,



„was ist da zu tun? Über das wilde Wasser müssen wir.“ — „Allgäuer, du tragt uns hinüber, wie weiland St. Christoph die Pilgrimsleute!“, sagte der Seehas. — „Bygost!“, antwortete der Allgäuer, „ins Wasser ging ich wohl, wenn's nicht tiefer ging als an den Hals.“ Der Nestelschwab griff mit der Hand an seinen Hosenbund, das edle Kleidungsstück fest zu halten, daß es ihm nicht entfalle, während er mit der einen Hand schwimmen täte. Der Knöpfleschwab war das Ding garnicht einerlei; er lugte scharf, ob kein Haifisch, Walfisch oder Krokodil im Wasser brause. Und so standen auch die andern ganz verlegen da, bis der Blitz-

schwab sich hinter ihnen herum druckte und ein paar hinunter stieß, indem er ausrief „Frisch gewagt, ist halb geschwommen!“ Da die nicht untersanken, faßte sich auch der Gelbfußler ein Herz und tat einen Hupf hinunter, ihm folgte der Blitzschwab und der Nestleschwab mit besserem Vertrauen, und zuletzt ritt der Allgauer auf dem Spieße hinab und plumpste drunten einer auf den andern, bis sie merkten, daß sie mit der Nase in ein grünes Gras gefallen waren, und allgemach mit etwas gequetschten Rippen sich wieder aufmachten und an dem Spieße wiederum furbaß schritten

Nach mehr als einem andern Abenteuer, das zu lang ware, zu er zählen, gelangten die sieben Schwaben an einen wirklichen großen See, und da sagte der Seehas, der ihn gleich erkannte „Das ist der Bodensee.“ An dessen Ufern sollte, wie die Sage ging, ein gefährliches Ungeheuer hausen, welches zu bekämpfen und zu erlegen die sieben tapfern Schwaben sich fest vorgenommen hatten. Da sie nun des Sees ansichtig geworden und zugleich des Waldes, in dem das Ungeheuer sich aufhielt (man wußte nicht, war's ein graulicher Lindwurm oder ein feuer speiender Drache), so fiel ihnen zumeist das Herz in die Kniekehle, sie machten Halt und zündeten ein Feuerlein an, auf daß der Knopfleschwab noch guterletzt — denn wer konnte wissen, ob das Untier sie nicht allesamt mit Haut und Haar verschlingen werde, mit oder ohne ihren Spieß — eine Mahlzeit Knopfle und Spatzle bereitete, und stellten wahend dem Essen Todesbetrachtungen an. Und nach diesen begannen sie ihre Schlachtordnung herzurichten, dabei gab es aber allerlei Span und Zwietracht. Der Allgauer sagte, er sei nun bislang immer der Vorderst gewesen, ware Zeit, daß er nun auch einmal der Hinterst sei, und es solle der Blitzschwab voran. Der meinte aber „Kuraschi hab' i gnueg im Leib, aber nit Leib gnueg fur die Kuraschi und das Beest von Ungeheuer.“ Der Spiegelschwab wischte sich die Nase am Armel und tat den Vorschlag, es solle doch wohl besser sein, wenn einer fur alle sterbe, und meinte, der Knopfleschwab könne ihnen diesen kleinen Gefallen tun, der aber schrie Zetermordio, als habe das Ungeheuer ihm schon am Schlafittig. Und so sprachen und stritten sie noch eine Weile hin und her, bis sie sich friedsam einigten und hurtiglich mit ihrem Spieße

vorwärts schritten, gerade auf den Wald zu, wo das Untier hausen sollte. Ehe sie den erreichten, kamen sie an einen Rain davor, da saß ein Has und macht ein Mannlein, und streckte die langen Löffel in die Hohl', das war den Schwaben grauslich anzuschauen, hemmten darum ihren Schritt, hielten Rat und besannen sich, ob sie vorwärts rucken und aufs Untier eindringen sollten mit lang vorgestrecktem Speiß, oder ob sie sich zur Flucht wenden sollten, doch hielt jeder fest am Speiß. Da nun das Veitli hinten zumeist in Nummero Sicher war, schwoll ihm der Kamm und er schrie dem Schulzen zu, der voran stand

„Stoßt zue in aller Schwabe Nama,
Sonst wunsch ich, daß ihr mocht erlahma!“

Der Hans, des Veitli Gelbfußler Vordermann, Knopfleschwab, spottete der Kurasche des Veitle, indem er sagte

„Beim Elament, Du hauscht guat schwatze,
Du bischt der Letzocht beim Drachahetze!“

Dem Michel straubte die Herzhaftigkeit das Haar empor, er blickte gar nicht hin nach dem Ungeheuer, sondern sprach mit abgewandtem Gesicht, indem er den Ärmel seinem Gesicht näherte

„Es wird nit feihla um an Haar,
So ist es wohl der Teufel gar!“

Jergli luegte dem Michel ins Gesicht und schaute auch gar nicht hin nach dem Buster von Ungeheuer, indem er zaghaft beistimmte

„Blitz! ist er'sch nit, so ischt sei Mutter,
Oder des Teufels sein Stiefbruder!“

Dem Marli Nestleschwab, der sich schon ziemlich weit vorn am Speiß befand, daran die Schwaben gingen, wie ein Wiedle gespießter Lerchen, gefiel sein Platz nicht, und er hatte einen guten Einfall, er kehrte sich auch um, da er nicht für nötig fand, das Ungeheuer anzusehen, und rief dem Veit zu

„Gang, Veitli, gang, gang Du voran,
I wil dahinda vor Dir stahn!“

Veitle druckte aber seine Ohren auf und tat als horte er nit, worauf der Marh zu Jackli sagte

„Gang, Jackli, gang, gang Du voran!
Du hascht Sporn und Stiefel an,
Daß Dich der Drach nit beiße kann!“

Aber Jackli fand seinen Trost darinnen, daß der Allgauer an der Spitze des Spießes, der sieben Schwaben und des zu bestehenden Abenteuers stand, und sagte

„Herr Schulz, der muß der Erschte sein,
Denn ihm gebührt die Ehr allein“

Schulz Allgauer faßte sich ein Herz und sprach mutig, da es nun einmal in die unvermeidliche Gefahr ging

„So zieht dann herzhafte an den Streit,
Hieran erkennt man tapfre Leut!“

Und so ging es in Gottes Namen und im Sturmschritt auf das Ungeheuer los, und als dem Schulzen das Herz boperte, konnte er sich seiner Angst nicht erwehren und schrie „Hau, huvleau! Hau! Hauhau!“ Da erschrak der Has und gab spornstreichs Fersengeld querfeldein, und lief was er laufen konnte Jetzt rief Schulz Allgauer freudiglich

„Pötz Veitle, luag, luag, was ischt das?
Das Ungeheuer ischt nur an Has!“

„Haschtu gesehn? Haschtu gesehn?“, fragten sich nun die andern untereinander „Pötz Blitz! Ein Ding, wie ein Kalb“, rief der Blitzschwab Der Nestleschwab tat seinen größten Fluch „Mit Verlaub! Daß dich das Mausle beiß! Ein Tier wie ein Mastochs!“ — „Oho!“, rief der Knopfeschwab „Ein Helifant ist nur ein Katz gegen das Unter“ — „Bygost“, erwiderte der Allgauer, „wenn das kein Has gewesen, so weiß ich keinen Dreimännerwein vom Rachenputzer zu unterscheiden!“

„Nu, nu!“, vermittelte der Seehas, „Has her, Has hin! Ein Seehas ist halt großer und grimmiger als alle Hasen im heiligen romischen Reich“ — „Wie der Seewein sauer und herber, als alle Weine im heiligen romischen Reich“, spottete hinten der Gelbfußler, und über diese An-

zuglichkeit hatte ihm der Seehas fast ein paar Watschen gegeben, denn er fühlte sich in seinem Nationalgefühl verletzt

Da nun das Abenteuer mit dem Ungeheuer von den sieben Schwaben so gluckhaft bestanden war, wurden sie eins, nunmehr von ihren Taten auszuruhen und wieder friedlich heimzuziehen. Zuvor aber tue Not, ein Siegeszeichen zu errichten, das der Mit- und Nachwelt ihren Triumph auf ewige Zeit vermelde. Da nun unmöglich war, wie vor Zeiten tapfere Ritter gethan, die Drachenhaut in einer Kirche aufzuhängen, dieweil kein Drache sein Fell zu Markte getragen und der Has in seinem Balg wohlbehalten entkommen war, so wurden die guten Gesellen dahin eins, ihr Barenfell und ihren Spieß als eine Trophäe in die nachstgelegene Kapelle zu stiften, die hieß man hernach die Kapell zum schwabischen Heiland. Dort wird wohl der Spieß noch hangen, das Barenfell aber haben die Motten verzehrt, und die Sperlinge haben die Haare in ihre Nester getragen.

Der Ochs am Bodensee

In Oberschwaben fütterten die Bauern ehemals ihre Ochsen dergestalt, daß sie eine ungeheure Größe erreichten. Da behagte es einmal einen solchen Ochsen nicht mehr in seinem Stalle, er brach aus und lief fort, bis er an den Bodensee kam. Da stutzte er zwar eine Weile, besann sich aber nicht lange, sondern spazierte in das Wasser hinein und nahm bei jedem Schritt einen Schluck zu sich, und das ging so fort, bis er durch den ganzen See hindurchgegangen war und auf der anderen Seite am Schweizer Ufer wieder herauskam. Da hatte er so nebenbei im Gehen den ganzen See ausgetrunken. Nun dachte der Ochs, er wolle sich doch auch die Schweiz ansehen und ging hinein. Wie er nun einmal stille stand und sich die fernen Berge ansah, kam ein mächtiger Vogel und setzte sich auf das eine Horn des Ochsen. Nach einer Weile schüttelte der Ochs ganz ruhig nur ein wenig seinen Kopf, worauf der Adler fortfloß und sich auf das andere Horn setzen wollte. Bis er dies aber erreichte, brauchte er nicht weniger als zwei volle Stunden. Da kann man sich wohl denken, was das für ein großer Ochs gewesen sein muß.

Der Reiter und der Bodensee

Der Reiter reitet durchs helle Tal,
Auf Schneefeld schimmert der Sonne Strahl
Er trabet im Schweiß durch den kalten Schnee,
Er will noch heut an den Bodensee,
Noch heut mit dem Pferd in den sichern Kahn,
Will druben landen vor Nacht noch an
Auf schlimmem Weg, über Dorn und Stein,
Er braust auf rustigem Roß feldern,
Aus den Bergen heraus ins ebene Land,
Da sieht er den Schnee sich dehnen wie Sand
Weit hinter ihm schwinden Dorf und Stadt,
Der Weg wird eben, die Bahn wird glatt
In weiter Fläche kein Buhl, kein Haus,
Die Baume gingen, die Felsen aus,
So flieget er hin eine Meil' und zwei
Er hort in den Luftten der Schneegans Schrei,
Es flattert das Wasserhuhn empor,
Nicht anderen Laut vernimmt sein Ohr,
Keinen Wandersmann sein Auge schaut,
Der ihm den rechten Pfad vertraut
Fort geht's, wie auf Sammt, auf dem weichen „Schnee
Wann rauscht das Wasser? wann glanzet der See?
Da bricht der Abend, der fruhe, herein,
Von Lichtern blinket ein ferner Schein
Es hebt aus dem Nebel sich Baum an Baum,
Und Hügel schließen den weiten Raum
Er spurt auf dem Boden Stein und Dorn,
Dem Rosse gibt er den scharfen Sporn
Und Hunde bellen empor am Pferd,
Und es winkt im Dorf ihm der warme Herd
„Willkommen am Fenster, Mägdelein!
An den See, an den See, wie weit mag's sein?“

Die Maid, sie staunet den Reiter an
„Der See liegt hinter dir und der Kahn
Und deckt' ihn die Rinde von Eis nicht zu,
Ich sprach', aus dem Nachen stiegst du“
Der Fremde schaudert, er atmet schwer
„Dort hinten die Eb'ne, die ritt ich her!“
Da recket die Magd die Arm' in die Hoh
„Herr Gott! So rittest du uber den See!
An den Schlund, an die Tiefe bodenlos,
Hat gepocht des rasenden Hufes Stoß!
Und unter dir zurnten die Wasser nicht?
Nicht krachte hinunter die Rinde dicht?
Und du wardst nicht die Speise der stummen Brut,
Der hungrigen Hecht' in der kalten Flut?“
Sie ruft das Dorf herbei zu der Mar,
Es stellen die Knaben sich um ihn her,
Die Mutter, die Greise, sie sammeln sich
„Gluckseliger Mann, ja, segne du dich!
Herein zum Ofen, zum dampfenden Tisch!
Brich mit uns das Brot und iß vom Fisch!“
Der Reiter erstarret auf seinem Pferd,
Er hat nur das erste Wort gehort
Es stocket sein Herz, es straubt sich sein Haar,
Dicht hinter ihm grinst noch die grause Gefahr
Es siehet sein Blick nur den graßlichen Schlund,
Sein Geist versinkt in den schwarzen Grund
Im Ohr ihm donnert's wie krachend Eis,
Wie die Well' umrieselt ihn kalter Schweiß
Da seufzt er, da sinkt er vom Roß herab,
Da ward ihm am Ufer ein trocken Grab

Gustav Schwab

Die Konstanzer Eisschreiber

Es hat sich zugetragen, daß einmal in einem recht grimmen Winter der ganze Bodensee zufror und man von weit und breit herbei gelaufen und geritten kam, um das zu sehen. Da meinten die Konstanzer, daß solch ein Ereignis wohl wert sei, der Nachwelt überliefert zu werden, und dachten gründlich darüber nach, wie dies wohl am besten geschehe. Endlich kamen sie auf einen gar erstaunlichen Einfall. Da ließen sie nämlich die Jahreszahl und die Kunde des merkwürdigen Geschehnisses mit riesigen Ziffern und Buchstaben — in die E i s d e c k e des Sees eingraben.

Gespenster zu Konstanz

In der Zimmern'schen Chronik stehen die folgenden recht sonderbaren Geschehnisse aufgezeichnet, die sich so und nicht anders vor vierhundert Jahren zu Konstanz begeben haben sollen.

1

Es hat sich in des Grafen Gottfried Christoph Behausung zu Konstanz ein Gespenst vielmals hören, auch zu Zeiten sehen lassen, darob der Graf nicht wenig Beschwerde getragen. Insonderheit aber ist ihm das Gesinde oftmals erschreckt worden, und hat mit Poltern und Getummel eine wilde Weise gehabt. Wann es sich sehen lassen, so ist eine lange, weiße und außerhalb des Hauptes eine unmenschliche Form gewesen, hat ihm Unruhe gemacht, sonderlich aber in einer Nacht, als er in seiner Kammer geschlafen und sonst niemand außer einem Diener bei ihm gewesen. Ist der Geist zu seinem Bett kommen und hat ihn geweckt; darob er über die Massen übel erschrocken. Weil ein Nachtlicht in der Kammer und ganz hell gewesen, hat er den Geist zu allernächst zu Haupten gesehen, also daß der Geist den Kopf an des Grafen Kopf ganz nahe gehabt. Hatte ein weißes Leinentuch, wie die Abgestorbenen gemeinlich in solche eingenaht werden, über und über angehabt, ein weiß Angesicht und grüne, glitzerige Augen, als ob es grüne, helle Glaslein waren und brennten. Tat der Graf wohl, als ob er lachte, fing aber gleichwohl an mit

den Zähnen zu klappern. Dieweil aber der Graf so plötzlich aufgeweckt, ist er dermaßen erschrocken, daß er dem Geist, der auch nicht gleich weichen wollte, nicht zuhorte, sondern im Schreck im Bett auffuhr und den Diener im Bett anschrie. Derselb schlief aber so hart, daß er un- verhundert des vielen Schreiens nichts gehort. Der Geist ist von solchem Geschrei doch etwas zurückgewichen, richtete sich langsam auf und tat, als ob er geschwind rede und gebardete sich erschrecklich. Wie er aber



letztlich doch weichen mußte, hat er den Grafen groß und furchterlich angesehen, auch ein groß Seufzen gelassen. Da- mit ist er abgewichen und ist es nit anders gewesen, als ob der Geist durch die Bank vor dem Bett ware gefallen. Der Graf ist derselbig Nacht er- regt gewesen, daß er wenig mehr geschlafen. Dieweil er aber vermeint, es sei vielleicht eine Seele, die zur Buß um- ginge, hat er keine Kosten ge- scheut mit Almosengeben und Betenlassen.

2

Ungeheuer Wesen ist auch in den Domherrenhausern zu Konstanz nit seltsam und ungewohnt, denn als Herr Albrecht von Londen- berg, ein gar alter Domherr anno 15 zu Konstanz gestorben, haben etliche ehr- bare Personen des Morgens fruh, als sie zur Messe gehen wollten, vor dieses Domherrn Hof an der Mauer in den Hof gesehen. Das ist bei zehn oder zwolf Tagen vor seinem Absterben geschehen.

Als der Domdechant zu Konstanz, Herr Friedrich von Hinweil, totlich krank gelegen, hat sich gleicher Gestalt begeben, daß man etliche Tage

vor seinem Tode, als das Munster oder der Dom abends, wie gebräuchlich, geschlossen wurde, ein solch Getummel, Klopfen und Schlagen gehört, als ob man alle Schlosser und Turen aufbreche und große Gewalt anwende, dermaßen, daß alle Nachbarn, auch etliche Domherrn, als Herr Melchior von Bubenhoffen und andere mit bewehrter Hand zum Dom eilten. Da haben sie das große Gebrech noch gehört, derothalben nicht anders vermeint, denn es hatten sich Leute in den Dom verschlagen, die über alles brechen. Wie nun der Meßner und andere, so hierzu beschieden waren, geweckt waren und kamen, ward die Kirche aufgeschossen. So bald man hineindrang, war alles Getummel vergangen. Man sah und hörte nichts, es lag alles an seinem Ort.

Erwin und Unna in der Fischerhütte

Unweit von Konstanz, dort wo sich der Rhein in den Untersee ergießt, steht das altersgraue Schloß Gottlieben, in dem einst Johann Huß und Papst Johann der Dreizehntige gefangen saßen. In diesem Schlosse lebte am Ende des siebzehnten Jahrhunderts ein Vogt, namens Jost von Salenstein. Dieser hatte zwei Söhne, von denen Hartmuth, der Ältere, zum Erben der väterlichen Güter bestimmt war, während Erwin, der Jüngere, sich nach Abschluß seiner Studien dem Ordensstande weihen sollte. Der Letztere aber, ein frohgemuter und schmucker Bursch, kraftig an Gestalt und lebhaften Geistes, wünschte nichts weniger als ein Mönch zu werden. Vielmehr wollte er das Schwert führen und bat darum seinen Vater oft und dringend, daß ihn dieser doch zum Heere des tapferen Markgrafen Ludwig von Bayern oder zu den Truppen des nicht minder heldenmutigen Prinzen Eugen von Savoyen ziehen lasse. Allein der etwas bigotterie Alte sah den Jungen bereits als gefürsteten Abt von Reichenau und wollte darum nichts von anderen Plänen wissen.

So kam der Herbst des Jahres 1692 heran, in dem Erwin zu Konstanz seine Studien beendete und sich dann nach Gottlieben begab, um hier im väterlichen Hause noch einige Monde bis zu seinem Eintritt ins Kloster zu verbringen. Nach wie vor war er noch keineswegs zum Mönchtum entschlossen, machte auch noch einen letzten Versuch, den Sinn des

Vaters umzustimmen, und grubelte dann, als ihm das mißlungen war, verzweifelt darüber nach, wie er auf eigene Faust und notfalls ohne jede Ausrüstung zum Heere des Markgrafen gelangen könne. Da aber geschah das Folgende. Als Erwin sich eines Morgens auf der Entenjagd weiter denn je am Gestade des Untersees von daheim entfernt hatte und im sumpfigen Ufergelande einem wardwund geschossenen Vogel nachspürte, tat er auf dem unsicheren Boden von einer standfesten Stelle zur nächsten einen zu kurzen Sprung, stürzte in den Morast und sank darin sogleich bis zum halben Leibe ein. Zwar gelang es ihm, zuguterletzt noch etliche Zweige eines nahebei stehenden Erlenbusches zu erfassen, merkte jedoch, daß ihn diese auf die Dauer nicht vor dem volligen Versinken behuten konnten. Also schrie er um Hilfe und wurde zu seinem Glück auch bald gehört. Wenig später erschien in seiner Nahe ein alter, graubartiger Fischer, der ihn mit ziemlicher Muhe aus der gefährlichen Lage brachte und ihn danach in seine unfern gelegene Hütte führte, wo Erwin sich reinigen sollte. Und hier nun begegnete dem jungen Menschen jenes Mädchen, das ihm — wie er ihr — zum Schicksal werden sollte. Rank und schlank von Gestalt, uberaus hebreizend, ja von einer erstaunlich rassigen Schönheit, trat sie ihm mit einem gewinnenden Lächeln entgegen und sorgte dann für ihn. Erwin hingegen, der bis dahin noch nie den ersten erregenden Hauch der Liebe verspürt hatte, wurde, sich selber zum Erstaunen, völlig verwirrt und benommen, also daß er noch nicht einmal seinen vollen Namen aussprach und stotternd nur sagte, er heiße Erwin und sei, wie er scherzend noch hinzufügte, „ein in die Pfutze gefallener Studiosus“. Er fühlte eine tiefe Scheu vor der Schönen und verlangte zugleich doch nichts mehr, als niemals wieder von dieser Stelle zu weichen. Die Liebe hatte ihn demnach ernsthaft berührt und ihn dabei so sehr in ihre Gewalt bekommen, daß er endlich wie ein Verwandelter nach Hause ging und keinen anderen Gedanken mehr im Kopfe hatte als oben den, die Jungfer sobald wie möglich wiederzusehen und ihre Neigung zu gewinnen.

Es gelang ihm leichter, als er es sich gedacht hatte. In der Folge fiel es dem alten Jost von Salenstein ofters auf, daß sein jungster Sohn zwar lange Jagdzüge unternahm, doch von jedem ziemlich beutearm zurück-



kehrte Der Fischer hinwiederum schien nicht sonderlich davon erbaut zu sein, wenn er, vom Fang heimkehrend, noch jedesmal den ihm fremden jungen Menschen bei seiner Pflgetochter antraf Eines Abends sprach er sich mit ihr auch einmal, ziemlich wortkarg und brummig, darüber aus, sagte dabei, der junge Herr scheine ritterlichen Standes zu

sein und ein Falke passe recht schlecht zu einer Taube —, schüttelte dann aber verstummend den Kopf, als er in den Augen des Mädchens etwas aufblitzen sah, was ihm zu allem weiteren Reden den Mut nahm. Es war garnicht daran zu zweifeln, daß Unna — so hieß nämlich die Schöne — dem jungen Ritter mit derselben nicht mehr zu unterdrückenden Neigung verbunden war wie er ihr. Sie selbst fühlte es zutiefst. Wenn Erwins Schritt im Uferwald noch so leise aufscholl, überrieselte es sie, daß sie einige Sekunden wie gelahmt da saß. Hernach war es jedesmal sehr schwer, ihm so gefaßt entgegen zu treten, daß er nichts von dem Aufruhr in ihrer Seele merkte. Eines Tages jedoch riß es sie beide hin. Wenig später wußte Unna, daß sie sich für immer an den Geliebten verloren hatte.

Was weiter geschah, war nichts als Unglück. Vorerst zwar ahnten es die beiden noch nicht. Am Gestade des Sees, unter den sanft vom Wind bewegten Birken einher wandelnd oder unter einer alten Ulme liegend, die ihr erstvergilbtes Laub auf sie niederschweben ließ, vergaßen sie alles um sich her und genossen ihre Liebe wie etwas, ohne das sie nicht mehr zu leben vermochten. Unnas Blick war jetzt voll einer tiefen Glut. Wenn ihr Mund an Erwins Lippen hing, sang es so inbrünstig in ihr, daß sie oft in all ihrem Glück zu sterben meinte. Erwin hingegen sprach bald davon, wie er auf Wunsch seines Vaters Monch werden sollte und sich stets dagegen gewehrt hatte, jetzt aber mit aller Entschiedenheit dafür sorgen wollte, daß er des Klosters ledig werde und Unna heimführen könne. Worauf ihm die Geliebte wiederum anvertraute, daß sie nicht die Tochter des Fischers und auch keineswegs von niederer Abkunft war. Ihr Pflegevater, so schloß sie, habe ihr einst, als er schwerkrank darnieder gelegen, dieses Geheimnis offenbart, ohne ihr jedoch den Namen ihrer Eltern zu enthüllen. „Mir aber wird er ihn sagen müssen“, rief Erwin aus. Er sah bereits ein Hindernis schwinden, das seiner Verbindung mit Unna im Wege stand, und wollte es nun ganz zunichte wissen. Ohne auf die Freundin zu warten, lief er zur Hütte hin, fand hier den Alten mit dem Ausbessern seiner Netze beschäftigt und fragte ohne Umschweife nach dem, was er erfahren wollte. „Und warum sollte ich Euch das sagen?“, entgegnete der Greis, indem er seine Arbeit uncer-

brach — „Weil Unna die Meine ist, und weil sie meine liebe Frau werden soll“, rief der Jungling aus — „Gemach, junger Herr!“, erwiderte der Alte „Und wer seid Ihr selbst?“ — Erwin nannte seinen Namen Zugleich aber richtete sich der Fischer verstört auf, starrte den Jungen an und murmelte „Da sei Gott vor!“ Und jetzt lauter „Ihr hattet mir Euren vollen Namen schon damals sagen müssen, als ich Euch zum erstenmal in meine Hütte fuhrte Nun geht, woher Ihr gekommen seid! Unna dürft Ihr nicht wiedersehen Wenn Ihr den Grund erfahren wollt, so befragt Euren Vater!“ — „Meinen Vater?“, rief Erwin bestürzt über die Aufregung des Alten aus „Was soll das alles bedeuten?“

Doch der Fischer gab keine Antwort mehr, sondern drangte, daß Erwin sich entferne Auch wollte er nichts davon wissen, daß die beiden Liebenden noch einmal miteinander sprachen Unna, die inzwischen herangekommen war und erschrocken das Ende der Unterredung mit angehört hatte, wurde hastig und beinahe grob von ihm in die Hütte geführt Erwin stand noch einige Sekunden da, unfähig, das Ganze zu begreifen, ehe er sich plötzlich umwandte und eilends den Heimweg einschlug Er wollte sogleich von seinem Vater die Aufklärung erhalten „Wer ist Unna?“, das waren die ersten Worte, mit denen er daheim eintrat — „Unna? Was ist mit ihr?“, verfarbte sich der alte Jost Und jetzt brach es überschnell aus dem Sohn hervor daß er nie und nimmer Monch werden, sondern ein Gut bewirtschaften und heiraten wolle, Unna sei bereits die Seine geworden, keine Macht könne ihn von ihr trennen Die Augen des Jungen standen plötzlich voll Tränen Er begann zu bitten, daß ihm der Vater doch den Willen lasse Der aber stand totenbleich vor dem Sohne und rief entsetzt „Hast du dem Fischer denn nie diesen Namen genannt, oder hat er, ohne mir Kunde zu geben, das Schreckliche zugelassen?“ — „Das Schreckliche?“, fragte Erwin bestürzt — „Sie ist deine Schwester!“, schrie der Alte auf Hernach erzählte er, stockend und voll tiefster Scham, daß er einst unter Ehebruch Umgang mit einer Freun von Wolfsberg gehabt und dabei Unna gezeugt hatte Die Mutter war im Kindbett gestorben Darauf hatte Jost die Tochter mit einem größeren Geldgeschenk der Frau des Fischers übergeben, und die letztere hatte sodann das Kind als ihr eigenes ausgegeben Entsetzt horte Erwin

zu Zugleich dachte er fieberhaft darüber nach, was denn jetzt werden sollte Daß nach alledem, was er da vernahm, keine Verbindung mehr zwischen ihm und der Geliebten möglich war, wurde ihm allzu klar Doch als der Vater jetzt sagte, es bleibe nichts anderes übrig als eben dies, Erwin wie Unna mußten ins Kloster, um ihren, wenn auch in der Unwissenheit begangenen schrecklichen Fehltritt zu suhnen, sprang der Junge auf und schrie, wie völlig verwirrt „Nie!“, worauf er, ehe der Vater ihn halten konnte, aus dem Hause stürzte

Jost von Salenstein sandte ihm sogleich einige Knechte nach Als die letzteren zur Hütte des Fischers kamen, fanden sie diese leer Der Vater, wenig später eintreffend, gebot ihnen, langs des Sees zu suchen, und horte, wie sie sich rufend im dichten Uferwald verloren Dann saß er lange vor der Hütte, wie zu Tode erschöpft und immer wieder verzweifelnd das Geschehene besinnend Hernach suchte er nach dem Fischer, fand ihn aber nicht (wie dieser auch später nie mehr zum Vorschein gekommen ist) Vier Tage darauf wurden Erwins und Unnas Leichen unweit der Hütte aus dem See geborgen Noch im Tode hielten sie sich fest umschlungen und wurden so auch begraben Die Geschichte ihrer unglücklichen Liebe aber blieb bis in die neueste Zeit hinein den Anwohnern des Sees bekannt Selbst heute noch kann es geschehen, daß man sie von einem Alten in zwar seltsamer und reichlich spukhafter Verwandlung erzählt bekommt Auch wird noch die Stelle genau bezeichnet, wo einstens die längst verschwundene Fischerhütte stand

Der Poppele von Hohenkrahén

Unfern des Bodensees und im Angesichte der Feste Hohentwiel, erblickt man hoch oben auf einem Berge die Ruinen der einst so starken Burg Hohenkrahén Darin hauste vor Zeiten ein Geist, der weit und breit unter dem Namen „Der Poppele von Hohenkraherr“ bekannt war Es heißt, daß er sehr freundlich und dienstwillig gewesen sei Vor allem hielt er sich gern in den Ställen auf, wo er den Knechten dabei half, die Pferde zu putzen und zu füttern Doch machte es ihm auch Spaß, in der Umgegend von Hohenkrahén herumzuschweifen und die Leute zu necken

So sah er eines Tages im Walde bei der Burg ein hubsches Bauernmadchen, das, singend dahinschreitend, einen Korb mit Eiern auf dem Kopfe und eine Kanne Milch in der Rechten trug Ohne es sich lange zu uberlegen, verwandelte sich der bis dahin unsichtbar gebliebene Geist



dicht vor den Fußen des Madchens in einen alten, knorrigen Baumast und prustete vor Vergnugen laut auf, als die Jungfer mit einem Schrei auch richtig uber ihn hinwegstolperte und zu Boden fiel Da saß denn die Schone ganz verstort inmitten ihrer zerbrochenen Eier und der verschutteten Milch Kann man sich denken, daß es nicht lange dauerte, bis sie die Hande vors Gesicht schlug und ganz unglueklich zu weinen begann Dem Poppele hingegen, der bereits entwischt war und hinter einem

nahen Baume stand, ging das Klagen der hupschen Jungfer so sehr zu Herzen, daß er sogleich zum Vorschein kam und zu dem Mädchen sagte , Da ist dir ja ein böses Unglück geschehen, mein Kind Aber tröste dich! Schau her, hier ist ein kostbarer Ring mit einem Diamanten, den die Schloßfrau neulich auf der Jagd verloren hat Trag ihn flugs hinauf ins

Schloß, sage dort, du habest den Ring gefunden, und sei überzeugt, daß du eine Belohnung erhaltst, die deine Eier und die Milch gewiß aufwiegt!“

Das Mädchen tat das auch, und die Edelfrau war so hocherfreut, ihren Ring wiederzuerhalten, daß sie der redlichen Überbringerin ein Goldstück schenkte Nun gab es aber da auf der Burg einen Edelknaben, der reichlich keck, ja frech war Als er das schöne Bauernmädchen davongehen sah, schlich er ihm heimlich nach, holte es im Walde ein und er-



laubte sich hier allerlei Freiheiten Die Jungfer schrie um Hilfe Da kam Poppele wie ein Unwetter den Berg herabgefahren, sprang dem erschrockenen Burschen auf den Rücken und rief dem Mädchen zu, es möge sich eiligst davonmachen, indes er den Jungen festhalte Wie ein gejagtes Reh floh dann auch die Überfallene dahin Der Edelknabe indes schimpfte und fluchte, was er konnte Auch versuchte er, seine Burde abzuschütteln, vermochte es aber nicht, denn Poppele hing ihm wie angewachsen im Genick Folglich blieb dem Jungen nichts anderes übrig als um gut Wetter zu bitten, wobei er gar noch behauptete, er habe mit

der Jungfer nichts Unziemliches vorgehabt. Allein der Geist traute ihm nicht und verlangte, daß ihn der Bursch auf die Burg trage. Solches ist dann auch geschehen, und hernach soll sich der Junge gehütet haben, je wieder in der Nahe von Hohenkralen ein Mädchen zu belasten.

Die drei Wasserstelzen

Inmitten des Rheines lag früher auf einem Inselfelsen die Burg Schwarzwasserstelz, vom Volke kurzweg das schwarze Schloß genannt, weil in alter Zeit die Burg auf die schwarze Felsenstelze war erbaut worden. Jetzt ist das Gebäude, das zuletzt nur noch als Mühle benutzt wurde, längst abgetragen. Auf diesem festen Wasserschloß saß nun vor vielen hundert Jahren ein mächtiger Freiherr mit seinen drei Söhnen Jakob, Kurt und Marquard. Sie waren alle drei wackere Kämpen, und der alte Ritter ging oft mit sich zu Rate, welchen von den dreien er als den Würdigsten zum Nachfolger erwählen sollte. Endlich, da er gar nicht mit sich einig werden konnte, ging der Ritter zu einer alten Frau, die nicht weit von der Burg im Hohentheugener Wald hauste und im Rufe großer Weisheit stand, und fragte um Rat. „Demjenigen, dessen Name dir auf dem Heimwege von einem Tier zugerufen wird, dem gib dem Hab und Gut, er ist der Bravste“, so lautete des Weibes Bescheid. Der Alte ritt davon und sann über die seltsame Auskunft nach. Wie er aber nach einer Weile aus dem Walde an den Rhein geritten kam, flog ihm ein Rabe entgegen, der mit heiserer Stimme schrie: „JajajajaJakob!“ — „Na, da haben wir's“, rief der Ritter erstaunt bei des Vogels Geschrei, „Jakob, mein Jungster, soll der Erbe meiner Güter werden. Die Alte weiß doch Bescheid.“ Nachdenklich ritt er weiter. Da kam er an einen Sumpf, und mitten in dessen Binsen saß ein riesiger, grüner Frosch, der quakte dem Ritter aus Leibeskräften entgegen: „Marmarmarmar, Mar-quard!“ Der Alte stutzte, als er das hörte, und sagte sich dann: „Ach so, ich begreif's, auch der Zweitjungste soll erben. Er konnte sich ja mit dem Jungsten in die Herrschaft teilen.“ Sollte aber der Älteste leer ausgehen? Das gefiel dem guten Ritter nicht. Von der Weisheit der Tiere darum nicht sonderlich erbaut, ritt er weiter, und bald sah er

untern schon die Umrisse seiner Burg. So kam er zur Teufelsbrücke. Hier aber horte er plötzlich vom Hügel jenseits der Schlucht herab das Gurr einer wilden Taube und meinte, den Wunsch zum Vater des Gedankens machend, aus ihrem beständigen „Gurr, Gurr, Gurr, Gurr“ deutlich den Namen „Kurt“ heraus zu hören. Da lachte er zufrieden auf und rief „Auch die Tiere wissen’s, daß meine Söhne alle drei gleichermaßen brav sind, und daß darum jeder gleich viel haben soll.“ Also teilte er seine Güter und baute für Jakob das Schloß Rotwasserstelz oder Rotteln gegenüber dem Stadtlein Kaiserstuhl am Rhein. Für Kurt errichtete er eine Burg auf dem Hügel, darauf die Taube geschrien und nannte sie Weißwasserstelz. Marquard aber erhielt das alte Stammschloß am Rhein, weil sein Name von einem Wassertier gerufen worden war.

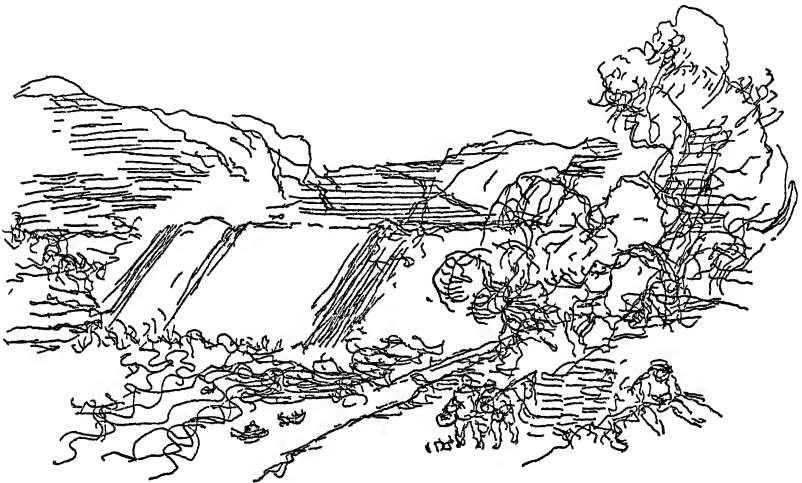
Das Geisterboot im Rheinfall von Schaffhausen

Es war an einem sehr schwülen Sommerabend, da ruderte weit oberhalb von Laufen ein junger Fischer über den Rhein, trieb am Ufer sein Boot mit einem letzten Ruderschlag auf den Sand und streckte sich dann, von der Arbeit wie von der Hitze des Tages übermüdet, in seinem Kahn aus. Er wartete auf einen Kameraden, der ihm helfen sollte, den Fang heimzutragen. Dabei schlief er aber ein.

Nun verhielt es sich so, daß die Stromung an jener Stelle zwar recht unbedeutend war, doch immerhin genugte, um das vorn nur ein wenig auf dem Sande ruhende Boot nach und nach zu verschieben und endlich mit sich hinwegzunehmen. Der Fischer merkte nichts davon. Auf der Seite liegend und den Kopf in den Armen, schlummerte er immer noch friedlich, indes sein Boot schon in die offene Stromung geriet und recht bald schnell dahintrieb. Die Wasser aber wurden nun immer unruhiger. Auch war bereits in der Ferne ein dumpfer Donner zu hören, der sich beständig steigerte. Mit rasender Geschwindigkeit ging es darauf zu. Und jetzt streifte der Kahn knirschend ein Felsenriff, und als da der Bursch verstört aus dem Schlafe fuhr, um sich gleich darauf entsetzt an die Ruderbank zu klammern, sah er in eine wirbelnde Wolke von wild zerstaubendem und zerflatterndem Wasserdunst hinein, wußte auch sofort,

wo er sich befand, und sturzte schon, mehr als achzig Fuß tief, in den furchtbar tosenden und dampfenden Abgrund des Rheinfalls hinein

Das Weitere vollzog sich so schnell, daß es der schrecklich durch grauste Bursch garnicht zu erfassen vermochte Wie durch eine eisige Holle von peitschendem Gischt, hochwogenden Wassermassen und rasen den Wirbeln schoß er sekundenschnell in eine grelle Helle hinein Die Sinne schwanden ihm dabei Als er aber sogleich wieder zu sich kam, fand er, zu seinem unendlichen Erstaunen, bereits alles um sich her



wieder vollig verändert, nämlich friedlich und voll ruhiger Klarheit Grün grüßten von beiden Seiten die buschigen Ufer zu ihm herüber Sich unglaublich umwendend — denn noch erfaßte er nicht, daß er gerettet war —, sah er schon weit zurück die weißschaumigen Gewölbe des wie in einem furchtbaren Traum durchmessenen Rheinfalls Da aber, indem er endlich begriff, daß er heil davongekommen war, überkam ihn ein solch starkes Glücksgefühl, daß er glaubte, es würde ihm die Brust sprengen Wie unsinnig lachte und winkte er jetzt etlichen Männern am nachstgelegenen Ufer zu, die ihrerseits nicht verstanden, wie der ihnen unbekannte Fischer an diese Stelle des Rheins gekommen war Wohl

hatten sie ihn zu ihrer höchsten Verbluffung plötzlich nahe dem Fall auftauchen gesehen Daß er aber diesen herabgestürzt sein sollte, ohne dabei von den ungeheuerlichen Wasserwirbeln für immer verschlungen zu werden, das kam ihnen garnicht in den Sinn

Umso mehr erstaunten sie, als sie von dem inzwischen gelandeten und völlig durchnaßten jungen Menschen erfuhren, welch ein unvorstellbares Abenteuer dieser durchlebt haben wollte Und als sie sich jetzt immer noch unglaublich zeigten und nicht anders vermeinten, als hatten sie es mit einem verrückten Aufschneider zu tun, geriet der Bursch in eine wilde Prahlerei hinein Er rief, das Ganze sei garnicht so schlimm gewesen, ja es habe sich erwiesen, daß man — bei einigem Glück natürlich — den Rheinfall leicht überwinden könne, und er selbst, der es schon einmal getan habe, werde es sogar mit Begier ein zweites Mal versuchen „Denn“, so sagte er, „wenn ich es halb schlafend und wie im Traum fertig brachte, werde ich es wachend doch ganz sicher schaffen!“ Darauf erklärten die meisten seiner Zuhörer, der Fischer sollte das tollkühne Wagnis besser nicht noch einmal versuchen, sondern Gott danken, der ihm beim erstenmal offenkundlich beigestanden hatte Nur ein einziger von den Männern ging, zum Protest der übrigen, auf die Prahlerei des Burschen sein, indem er kuhl sagte, im ersten Übermut schwatze man gar vieles leicht daher und nehme manches auf sich, vor dem man hernach feige zurückweiche, so auch der Bursch Er aber, der Müller Hirzel von Klein-Laufen, verwette hundert Taler, daß der so glücklich Gerettete bei klarem Kopf nicht mehr daran denke, sein Abenteuer zu wiederholen und, tue er es dennoch, auch lebend wieder davonkomme Das Ende war, daß sich der nun völlig verwirrte junge Fischer in seiner Ehre angetastet fühlte und aufbrausend schrie, jawohl, er gehe auf die Wette ein und kein Mensch könne ihn daran hindern, zu zeigen, daß er den Mut dazu besitze Schon am nächsten Tage, genau um Mittag, solle man auf den Rheinfall achten, dann komme er genau mitinnen zwischen den beiden Felseninseln hindurchgeschossen

Wohl versuchte man hernach noch, dem Tollkopf zuzusprechen Es war alles vergebens Er war schon auf und davon, ehe man überhaupt erfuhr, wer er war und wo er wohnte Am nächsten Tage aber löste der

junge Mensch sein Versprechen ein Da sahen die vor Schreck wie versteinert am Rheinufer stehenden Bewohner von Laufen den Burschen in seinem Boot pfeilschnell auf den Rheinfall zutreiben, dort am Rande der Wölbung vornüberkippen und wie ein Strohhalbm in den greulich schaumenden, tosenden und wogenden Wassern verschwinden Seine Leiche hat man nie gefunden Nur Trümmer von seinem Boot Und seitdem nun, so berichtet die Sage, hat man zu ungezählten Malen in Vollmondnachten mitten im Rheinfall ein gespenstisches Boot auftauchen sehen, mit einem schattenhaften jungen Menschen darin, der kurz vor dem Sturz in den schrecklichen Abgrund verzweifelt die Arme ringt und im Hinabstürzen jedesmal spurlos verschwindet Hernach ist nichts anderes mehr zu sehen als das alltägliche oder allnächliche, eben das donnernde Sturzwolbe des Falls mit seinen wild aufflatternden und verwehenden Wasserstaubschleiern, den mächtig brodelnden Wirbeln in der Tiefe und den leise erzitternden Felseninseln mitten darin

Die Jungfrau im Schlaufgewolbe

Um das Jahr 1520 lebte zu Basel ein junger Bursch, namens Leonhard, gemeinhin Lienemann genannt Er war eines Schneiders Sohn und ein alberner, einfältiger Mensch, dem, stammelnd noch dazu, das Reden übel anging Dieser geriet — man weiß nicht, wie er dazu kam, oder was ihn dazu trieb — in jenen unterirdischen Gang, der sich von Augst nach Basel hinzieht und „das Schlaufgewolbe“ genannt wird Darin stieß er weiter vor, als es je einem Menschen möglich gewesen war Auch wußte er, nachdem er wieder ans Tageslicht gekommen, recht Wunderliches zu erzählen, was alles er dort unten gesehen und erlebt hatte Er habe, so begann er, ein geweihtes Wachslicht genommen und sei damit in die Höhle eingedrungen Da habe er erstlich durch eine eiserne Pforte und hernach aus einem Gewolbe in das andere, endlich auch durch etliche gar schöne und lustige grüne Garten gehen müssen In deren Mitte aber stehe ein herrliches und wohlgebautes Schloß oder Fürstenhaus, darin sei eine gar schöne Jungfrau mit menschlichem Leibe bis zum Nabel, die trage auf ihrem Haupte eine Krone von Gold, und ihre Haare habe sie zu Felde geschlagen, unten vom Nabel an sei sie jedoch eine greu-

liche Schlange Von derselben Jungfrau, so erzählte er weiter, sei er bei der Hand zu einem eisernen Kasten geführt worden, auf welchem zwei schwarze Hunde lagen, die also wust bellten, daß sich wohl niemand an den Kasten herangewagt hatte Die Jungfer indes stillte ihm die Hunde



und hielt sie im Zaume, sodaß er ohne Hinderung hinzutreten konnte Danach habe sie einen Schlüssel, den sie am Halse getragen, abgenommen, den Kasten aufgeschossen und silberne wie andere Munzen daraus hervorgeholt Davon ihm dann die Jungfrau nicht wenige aus sonderlicher Mildigkeit gab (wie er denn auch selbige vorgezeigt und sehen hat lassen)

Ferner erzählte ihm die Jungfrau, sie sei von königlichem Stamme, aber also in ein Ungeheuer verwandelt und verflucht worden, daß sie durch nichts anderes erlost werden könne als eben dadurch, wenn ein Jungling, dessen Keuschheit noch rein und unverletzt sei, sie dreimal kusse, alsdann werde sie ihre wahre Gestalt wieder erlangen, auch wolle sie dann ihrem Erloser den ganzen Schatz, der an jenem Orte verborgen gehalten werde, geben und uberantworten Lienemann kußte darauf die Jungfrau zweimal Weil sie jedoch dabei, vor Freude der unverhofften Erlösung, sich mit erschreckend wilden Gebarden so dicht an ihn drangte, daß er in seiner Einfalt meinte, sie werde ihn lebendig zerreißen, wagte er den dritten Kuß nicht, sondern sturzte wie gehetzt von dannen Her nach ist es geschehen, daß ein paar uble Gesellen den einfaltigen Lienemann in ein Schandhaus mitnahmen, wo er mit einem schlechten Weibe Umgang hatte Also befleckt, hat er später nie mehr den Eingang zur Schlaufhohle finden können, was er noch oft mit Weinen beklagte

Die Baseler Uhr

Lange hat man die Baseler gern damit geneckt, sie waren um hundert Jahre zuruck und dennoch der ganzen Welt um eine Stunde voraus Das Erstere wurde ihnen nachgesagt, weil sie in ihrer ruhigen und bedachtigen Art durchaus nicht so leichtgemut oder leichtsinnig wie viele andere Stadter am Rhein auf jede unerprobte Neuerung eingingen Die letztere Behauptung aber — daß sie namlich der ganzen Welt um eine Stunde voraus sein sollten (und es auch tatsachlich waren, wie ihre Stadtuhr bewies) — erklart uns eine alte Sage, die jetzt erzählt werden soll

Es ist schon lange her, da ward einmal die feste Stadt Basel vom Feinde eingeschlossen und grimmig berannt Viele Wochen tobte hernach der Kampf um die Tore und Mauern Brandpfeile, die fast in jeder Nacht zu Dutzenden ins Stadttinnere geschossen wurden, riefen gewaltige Feuersbrunste hervor Zahlreiche Burgerhauser, aber auch mancher wohlgefüllte Speicher, wurden eingeschert Schon hungerte man in der Stadt und sah besorgt die Zeit herankommen, in der man den Feinden nicht mehr auf die gleiche zähe Art wie bisher Widerstand zu leisten ver-

mochte Nichtsdestoweniger schlug man Sturm um Sturm erbittert ab. Ja, man gab sich sogar, nachts auf den Mauern zehend und singend, den Anschein als habe man gar keine Besorgnisse. Hohnisch schrie man bisweilen zum Feinde hinab, so könne der Krieg noch hundert Jahre weitergehen. Prasselte dann aus dem Vorfeld ein neuer Hagel von Bolzen, Pfeilen und Steinen gegen die Brustwehr, so lachte man drohen übermutig auf und gab in erneuter Kampfwut Gleiches mit Gleichem zurück.

Doch indem die nächsten Wochen ins Land gingen, wurde die Lage der Baseler immer verzweifelter. Es gab bereits Leute in der Stadt, die den Kampf für aussichtslos hielten und, um ein größeres Unheil zu verhüten, mit dem Feinde zu verhandeln wünschten. Derlei Unzufriedene mehrten sich schnell. Bald verbanden sie sich heimlich miteinander und faßten gar den Entschluß, auf eigene Faust mit dem Feinde in Verbindung zu treten, ihm die Tore zu öffnen und so den eigenen Mitbürgern in den Rücken zu fallen. Wenig später gelang es ihnen auch, einen Boten zu den Belagerern hinauszusenden, der mit diesen eine Stunde abmachte, in der das Haupttor der Stadt von innen wie von außen überrumpelt und geöffnet werden sollte.

Also schien Basels Untergang besiegelt zu sein. Nun aber geschah es, daß einer von den so übel miteinander Verschworenen buchstäblich noch in den letzten Minuten vor dem Sturme zur Einsicht kam, in was er sich da eingelassen hatte und welch ein Unglück durch seine Mitschuld über die Stadt hereinbrechen sollte. Das ging ihm so sehr zu Herzen, daß er nicht mehr länger zu schweigen vermochte und dem ihm befreundeten Wächter des Hauptturmes Kunde von dem nahe bevorstehenden Verrat gab. „Wenn gleich die Turmuhr“, so sprach er, „die Mitternachtsstunde anschlägt, wird man drunten über die Torwache herfallen, sie nieder machen und die Stadt dem Feinde öffnen.“ Als das der Turmwächter vernahm, entsetzte er sich sehr. Dann bedachte er blitzschnell, was jetzt zu tun sei. Den Befehlshaber der Stadtwehr zu benachrichtigen, ging nicht mehr an, denn es fehlten keine fünf Minuten bis Mitternacht. Da überdies der verstrichene Tag wie die Nacht zuvor ohne sonderliche Kämpfe gewesen war, befanden sich auch auf den Mauern wie in den Tortürmen nur die notwendigsten Truppen. Kurz, nichts schien Basel mehr helfen

zu können, es sei denn — und hier durchfuhr ein geradezu wahnwitziger Gedanke den Turmwächter —, wenn es gelange, noch in letzter Minute Verwirrung unter den Feinden wie unter den Verratern anzurichten. Ohne sich lange zu besinnen, fuhrte der Mann auch gleich das ihm am dienlichsten Erscheinende aus. Er stürzte zum Gehäuse der großen Turmuhr und stellte deren Zeiger um eine volle Stunde voraus. Dann sprang er, so schnell es eben ging, die ausgetretenen Stufen der Wendeltreppe hinab und eilte drunten zu dem bedrohten Tore, um dort die Wache in Alarm zu bringen und mit ihr die Verräter abzuwehren. Doch hatte er das Tor noch nicht erreicht, als droben vom Turm die Uhr lautschallend die erste Stunde nach Mitternacht anschlug. Zugleich gab es beim Tore einen wüsten Lärm. Stimmen schrien da: „Wir haben's verschlafen! Mitternacht ist längst vorbei! Warum wurden wir nicht rechtzeitig geweckt, und wer hat da nicht aufgepaßt?“ Schon ergab sich ein wirres Getummel, in das sich auch der Turmwächter mengte. Mit dem Rücken gegen den schweren Querbalken stehend, der das Tor verschloß, und das Schwert zum Hieb bereit in den Händen haltend, brüllte er: „Herbei, was zu Basel steht!“ Bald hatte er auch Kämpfer genug zur Seite, um den zunächst verdutzten und so die Zeit zum ersten Angriff versäumenden Verratern das Handwerk legen zu können. Derweil blies es draußen Sturm, und auch in der Stadt ertönte an allen Orten der Ruf zu den Waffen. Wenige Minuten später tobte so erbittert wie kaum einmal zuvor der Kampf um Basel. Aber es war der letzte. Der blutig abgewiesene Feind ließ am nächsten Tage, selber mutlos geworden, von der Stadt und zog ab.

Wie es sich versteht, haben die Baseler hernach mit den schnell entlarvten Verratern kurzen Prozeß gemacht. Den Turmwächter dagegen ehrten sie als einen ebenso klugen wie tapferen Kämpfer gar hoch. Und damals geschah es nun, daß man auf den Einfall kam, die so glückbringend in schwerster Schicksalsbedrangnis um eine Stunde vorausgesetzte Turmuhr nicht mehr zu berichtigen, sondern sie auf immer um genau eine Stunde vorausgehen zu lassen. Das hat man künftig auch lange Zeit inne gehalten, denn erst im Jahre 1798 brach man mit dem alten Brauch.

DER OBERRHEIN

Der entschwundene Brautigam

Einst sollte zu Mulhausen in der Katharinenkapelle ein junges Paar getraut werden, doch indem es die Schwelle des Gotteshauses überschritt, verschwand plötzlich der Brautigam von der Seite seiner Liebsten, ohne daß ihn jemand hatte fortgehen sehen. Da war denn die Aufregung groß. Die ganze Hochzeitgesellschaft geriet in Verwirrung, und die Braut fiel in Ohnmacht. Viele Leute suchten auch nach dem verschwundenen jungen Manne, doch umsonst, sie bekamen ihn nie mehr zu Gesicht.

Hundert Jahre später geschah es, daß ein junger Wanderer in reichlich veralteter Festtracht zu Mulhausen durchs Baseler Tor geschritten kam. Er war über und über mit Staub bedeckt, und das fiel den Leuten sogleich auf, denn es hatte seit Tagen in einem fort geregnet. Nun wandte er sich an den Torwächter und fragte diesen etwas in einer Sprache, die zwar unverkennbar Mulhausener Mundart war, doch mit Wörtern und Redewendungen vermischt, die man längst nicht mehr brauchte. Der Torwächter wurde nicht recht klug aus dem, was der Fremde von ihm wollte, und fuhrte ihn zum Rathaus. Hier nannte der sonderbare Mensch seinen Namen (und zwar den einer alten, aber seit mehreren Jahrzehnten ausgestorbenen Mulhausener Familie), worauf er sich ziemlich erregt nach seiner Braut erkundigte und noch viel rätselhafter fragte, wie es mit seiner Hochzeit sei und ob er die Gesellschaft noch in der Katharinenkapelle antreffe.

Kein Mensch begriff, was da der Fremde redete. Ja, man hielt ihn



fur verrückt und wollte ihn schon in Gewahrsam bringen Da aber entsann sich ein alter Mann, in seiner Jugend vernommen zu haben, daß zur Zeit, als sein Vater noch in die Schule ging, bei einer Hochzeit in der Sankt Katharinenkapelle plötzlich der Brautigam verschwand und nie mehr gefunden wurde Alle vernahmen das mit Erstaunen, wenn nicht mit einem gewissen Gruseln Man schlug in den Gemeindebüchern nach und fand hier auch in der Tat das Ereignis aufgeschrieben Der auf solch unbegreifliche Weise wieder zum Vorschein gekommene Brautigam erzählte dann noch, daß ihm an seinem Hochzeitstage, beim Eintreten in die Kapelle, plötzlich der Gedanke gekommen sei „Wie wird's wohl in hundert Jahren bei uns aussehen, und wer mag das erleben?“ Gleich darauf habe ihn, wie er sagte, das Bewußtsein verlassen, und was hernach mit ihm vorgegangen sei, das wisse er nicht

Voller Mitleid fuhrte man den armen Menschen zum Grabe seiner Braut, das man nach längerem Suchen ziemlich verwittert auf dem Fried-

hof fand Mit einem Aufschrei warf sich der Brautigam davor nieder —
und sank sogleich vor aller Augen in Staub und Asche zusammen

*Der Geißbrunnen
auf dem Freiburger Schloßberg*

Zu Freiburg auf dem Schloßberg befindet sich ein Brunnen Wer etwas Rechtes erfahren will, der lasse sich die Muhe nicht reuen und gehe in der Neujahrsnacht dorthin Dann wird er um Mitternacht bei dem Brunnen ein Mannlein finden, das nicht viel Worte macht und dennoch vieles andeutet Denn, wenn das Jahr gut wird, halt das Männchen drei Ahren in der einen Hand und drei Trauben in der anderen Auch nickt es dann dem Besucher freundlich zu Wenn aber das Jahr schlecht wird, macht das Mannlein ein gar saures Gesicht und zeigt dabei die leeren Hande

Das wutende Heer

Im Jahre 1516 wurde im Elsaß und im Breisgau wieder einmal, wie schon in vielen vorausgegangenen Jahren, das von Norden kommende „Wutende Heer“ gesehen Hieruber berichtet die Straßburger Chronik das Folgende „Wunderzeichen vndt Geschicht das wuettendt Hor genandt — Dieses Jahr nit allein, sondern auch veil (viel) Jahr her, hatte man ihn allen Landten, insonder ihm Elsass, Brissgaw, vndt anders wo das Wuetten-Hor genandt, nit allein bey Nacht, sonder auch am Tag, ihn Waldten vnd Bergen gehort Bey Nacht lieffen sie mit Drummen vndt Pfeiffen vber die Feldter, auch durch die Statt mit grossem Geschrey, mit Liechtern Solche Gespenst lieffen etwann 50, 80, auch oft 100 vndt 200 miteinander Der Ein drug den Kopff, der Ander das Kross (Gekrose) ihn Handen, etwann ein Arm oder Schenckel, wie sie im Krieg wahren vmb kommen Sie hatten Liechter mit Lauffen, also dass man sie erkennen mochte wer sie sindt gewesen, vndt zuor ahn ihn Kriegen vndt anderswo wahren vmb kommen Es lieff alwegen Einer vorauss, der schreye stets abweg, abweg (aus dem Wege), das Niemants nichts

schahe (geschehe) Vom Almendt (Gemeindeacker und -wiesen) auff's Eygen, alss dann im Feldt heffe man auff die Acker, vom Alment, ihn den Statten heff man von den Gassen in die Hausser oder auff die Thur-



schwoill, da geschahe Niemants nichts, was sie aber auff dem Alment an-
traffen, das fandte man todt Zuo Freyburg sahe ein Weib iren Mann
der im Krieg vmb kommen was, auch also ihm Hauffen lauffen, dem
was (war) der Kopff von einander, die lauffe zuo ihm, vndt bandte ihm
den Kopff mit ihrem Schleyger zuosammen, der batte (bat) sein Fraw
vmb etliche Schlnessen Da kam Einner hernach auss Gespenst (d h

aus dem ganzen Gespensterzug), der gabe ihr ein grossen guldtnen Kopff (Schadel, Hirnschale), sie soldt darauss drincken (wohl die Minne der Toten) Sie nahme den, also lieffen sie fordt, vnd behielt die Fraw den Kopff ihn der Handt, vndt geschahe ihr nichts Es hatt sich hernach befunden, dass der guldten Kopff gutt (echt), vndt kein Betrug gewesen Den hat der Teuffel gewiss anders wo gestohlen Es seindt ihn dissen Jahren ann allen Endten, solche Gespenst stetzs gesehen wordten, die Hilff vnd Rettung begehret haben, also das man meinte das alle Seehlen auss dem Fegfeuhr Hilff bekehrten, Man hieltte von Morgens frueh biss schier Mittag ahn allen Endten Sehlmessen vndt Viglias damit den Seehlen zuo helfen “

Die beiden Schimmelkopfe zu Freiburg

Vor ungezahlten Jahren starb in dem Stutz'schen Hause am Munsterplatz zu Freiburg die Gattin eines reichen Mannes und wurde mit ihrem schonsten Geschmeide begraben Davon wußten der Diener und die Kochin des Hauses, die eine Liebschaft miteinander hatten, mangels Geld aber nicht zu herraten vermochten Sie beschlossen, die Kleinodien zu rauben, und gedachten so die Mittel zu erlangen, um recht bald ihren Ehestand begrunden zu können Schon in der nachsten Nacht schlichen sie sich auf den Friedhof und offneten hier Grab und Sarg der Herrin Diese jedoch war nur scheintot und kam jetzt, bei dem ersten frischen Windhauch, wieder zu sich Soeben wollte der Diener ihr die Halskette abnehmen, da schlug sie seufzend die Augen auf und raffte sich dann mit einem erschrockenen Laute aus dem Sarge Nicht minder entsetzt, floh das diebische Paar nach Hause, wo es aber nichts von dem Begebnis verriet Etwa eine Viertelstunde später klopfte es drunten an die Tur Der Hausherr offnete das Fenster seiner Schlafstube und fragte unwirsch „Wer ist drauß?“ — „Die Frau aus dem Haus“, antwortete es auf der Straße — „Die ist tot und begraben“, rief erschrocken der Ehemann — Da sagte die Wiedergekehrte „Dann sollst du gleich ein Zeugnis haben

Denn so gewiß findest du mich lebend vor der Türe stehen,
Als bald deine Schummel aus dem Speicherloch sehen “

Und kaum hatte sie das gesagt, da horte der besturzte Mann ein Schnauben und Stampfen auf der Treppe, lief zur Tur und sah, wie seine beiden Gaule an ihm voruber die Stufen zum Speicher hinan stiegen. Wenig spater polterte es droben laut auf, da hatten die Schimmel mit ihren Kopfen ein Loch in den Giebel gestoßen und schauten von dort auf die Straße hinab. Und jetzt glaübte der Mann. Eilig lief er zur Haustur, offnete sie und hielt auch schon sein Weib in den Armen. Dann rief er überglucklich nach dem Gesinde. Der Diener und die Kochin jedoch befurchteten, daß die Frau schon alles verraten habe, drum warfen sie sich vor ihrem Herrn auf die Knie und bekannten ihre Schuld. Der Mann aber, statt sie zu bestrafen, dankte ihnen, daß sie, wenn auch ohne es zu wollen, die Frau geweckt hatten. Außerdem beschenkte er sie so reich, daß sie bald zu heiraten vermochten. Hernach ließ er die Kopfe der beiden Schimmel in Holz nachbilden und zur steten Erinnerung an diese Geschichte droben in der Giebeloffnung aufstellen. Seine Frau hat dann noch sieben Jahre gelebt, sprach aber wenig und lachte nie. Alleweil sah man sie spinnen und weben. So verfertigte sie für das Freiburger Münster ein riesiges Fastentuch aus einem Stuck, das viele heiligen Gestalten zeigte und bis auf den heutigen Tag benutzt worden ist.

Der junge Geisterseher zu Kolmar

Zu Kolmar, im Hause Pfeffel, lebte einst ein Junge, der wollte im Hausgarten nie über einen gewissen Rasenflecken gehen, geschweige denn darauf spielen. Das fiel seinen Kameraden eines Tages auf, und da zogen sie ihn mit Gewalt dorthin. Als aber der Junge auf solche Weise den so sehr von ihm gescheuten Ort erreichte, straubten sich ihm die Haare und brach der kalte Schweiß bei ihm aus. Ohnmächtig lag er gleich darauf seinen jetzt doch nicht wenig erschrockenen Freunden in den Armen. Als er eine Stunde später wieder zu sich kam — nun von seinen Eltern betreut —, fragten ihn diese, wovor er sich denn so sehr entsetzt habe. Da antwortete er: „Es liegt an jener Stelle ein Mensch begraben, der die Arme so und so und die Beine so und so ausgestreckt hat“ (hierbei zeigte er genau an, wie die Arme und Beine des Toten lagen). Aber

die Eltern meinten, das bilde sich der Junge nur ein, denn, so sagten sie, woher sollte er wissen, daß an jenem Orte ein Toter lage und noch dazu in der angegebenen Art Immerhin ging es dem Vater im Kopf herum, und schließlich grub er, als der Junge einmal nicht zu Hause war, an der bewußten Stelle nach Da fand er tatsächlich drei Fuß unter der Erdoberfläche ein menschliches Gerippe, dessen Glieder genau so lagen, wie es der Sohn beschrieben hatte Der Vater sorgte dafür, daß der Tote auf den Friedhof kam, und konnte später beobachten, daß sein Junge (dem man nichts von der Ausgrabung verraten hatte) jetzt unbesorgt an jener Stätte spielte Übrigens hat sich auch in den folgenden Jahren noch oft erwiesen, daß der Junge ganz genau die Orte anzugeben wußte, wo Tote lagen Er sah dann stets, wie er sagte, deren Gestalt in Dunsten aus dem Grabe steigen Der vielen schrecklichen Erscheinungen wegen harmte er sich aber so sehr ab, daß er noch in jungen Jahren starb

Die schöne Meerfei auf der Staufenburg

Es war ein Ritter, namens Peter Dimringer, der besaß unweit von Offenburg in der Ortenau ein festes Schloß, die Staufenburg Hier ließ er an einem Pfingsttag in aller Frühe sein Pferd satteln, denn er wollte gen Nußbach reiten, daselbst Metten zu horen Wie er aber des Weges ritt, gelangte er zu einem Bronn, der unter alten Eichen nahe bei einem Walde sprang Hier sah er auf einem Steine eine wunderschöne und reichgeschmuckte Jungfrau sitzen, die er sitzsam grußte und die seinen Gruß auch erwiderte „Gott danke Dir, Herr Peter von Staufen!“, so sagte sie Da sprang der Ritter vom Pferde, bot ihr die Hande, hob sie vom Steine und umfing sie gar frohlich mit den Armen Dann setzten sie sich zusammen ins Gras und redeten, was ihr Wille war „Gnade, schone Fraue“, so begann der von Staufen, „darf ich fragen, was mir am Herzen liegt? Dann sagt mir, warum Ihr hier so einsam sitzt und niemand bei Euch ist!“ — „Das sag ich dir auf meine Treue, Freund“, erhielt er zur Antwort „Weil ich dein hier warten wollte, drum kam ich her Und wenn du weiter horen willst, woher ich dich kenne, so vernimm noch dies Seit du je Pferde überschrittest, sah und liebte ich dich Und wo

du auch weiltest — auf friedlichen Straßen oder im Kampf und Streit —, hutete ich dich doch stets mit meiner freien Hand, damit dir kein Leid geschehe “

Deß verwunderte sich der Ritter sehr Auch ahnte er, daß sie eine Meerfee war und aus eben jenem Brunnen stammte, bei dem sie saßen Doch entsetzte er sich deß keineswegs, sondern war gar hochgemut und



sprach „Daß ich Euch erblickte, nichts Lieberes konnte mir auf Erden geschehen Nun mochte ich Euch immer bei mir haben bis in den Tod “ — „Das kann wohl geschehen“, erwiderte die Jungfrau, „wenn du meiner Liebe folgst So du mich hebhaben und immer minnen willst, darfst du kein ehelich Weib nehmen Denn tatest du dies, so brachte es dir schon am dritten Tage den Tod Bleibst du aber allein und mir zu eigen, dann bin ich, wo du auch weilst und wann immer du nach mir begehrest, so-

gleich bei dir und lebst du glücklich und in Freuden“ — „Frau, ist das alles wahr?“, rief Herr Peter aus. Da gab sie ihm Gott zum Zeugen der Wahrheit. Drauf versprach er sich ihr zu eigen und verpflichteten sich beide. Auch schenkte sie ihm einen kostbaren Ring. Und nachdem sie sich noch einmal glücklich angelacht und einander umfassen hatten, schied Herr Peter von der Frau und ritt seines Weges weiter fort.

Zu Nußbach horte er Metten lesen und tat sein Gebet. Dann kehrte er heim auf die Feste, und als er hier die Kemenate betrat, fand er auf dem Tische drei kunstvoll geflochtene Korbchen, davon das eine mit Gold, das zweite mit Silber und das dritte mit Edelsteinen von mancherlei Art gefüllt war. Da verlangte er sehr nach der Frauen und dachte bei sich im Herzen: „Ach, wenn sie doch jetzt schon bei mir wäre, die ich da draußen auf dem Steine fand!“ Und kaum hatte er sich das gewünscht, da rauschte bereits ihr seiden Gewand und lag sie in seinen Armen. Sie küßten sich und waren in Freuden beisammen. Auch fürder verging kein Tag, ohne daß sie sich besaßen. Also verbrachten sie einen Sommer und mehr. Nie in seinem Leben war der von Staufen so glücklich gewesen. Nachher fuhr er aus in die Lande, und wohin er da auch kam, war seine Frau doch gleich bei ihm, wenn er es sich wünschte. Dann kehrte er wieder heim, und jetzt lagen ihm seine Verwandten gar sehr in den Ohren, daß er ein ehelich Weib nähme. Er aber suchte es ihnen auszureden, worauf sie ihm umso arger zusetzten und Herr Peter endlich in all seinem Unmut sagte: „Eh’ will ich meinen Leib in Riemen schneiden lassen, als ich mich verheheliche!“ Drauf sandten sie einen alten, weisen Mann aus seiner Sippe zu ihm auf die Feste, der ihn nun vollends bekehren sollte. Aber auch das mißlang. Und abends, als der Ritter wieder allein war, wünschte er die Meerfee herbei und gab ihr, die schon von allem wußte, aufs neue sein Wort und war umso glücklicher mit ihr.

Dann mußte er gen Frankfurt reiten, den neuen König zu wählen. Hier tat er sich im Ritterspiel so sehr hervor, daß er die Augen des neugewählten Königs auf sich zog und dieser ihm eine seiner Muhmen aus Karnten zur Ehe antrug. Dadurch geriet der von Staufen in nicht geringe Verlegenheit. Zum Erstaunen aller Fürsten, die dabei waren, schlug er das Anerbieten aus. Und als jetzt der König wissen wollte, warum das

geschahe, sagte der Ritter nach einigem Zögern, er besitze schon eine schöne Frau und habe alles Gute an ihr, auch dürfe er um ihretwillen keine andere nehmen, sonst bringe es ihm binnen drei Tagen den Tod. Da sagte ein Bischof, der sich in des Königs Gefolge befand: „Herr, laßt mich die Fraue schauen!“ Der Staufenger jedoch erwiderte, sie lasse sich vor niemandem denn vor ihm sehen. „So ist sie kein rechtes Weib, sondern vom Teufel!“, schrien da alle, die es gehört hatten. Auch sagte der König unmutig: „Daß Ihr die Teufelinne mehr denn eine reine Frau minnet, stehet Euch ubel an und verdirbt Euren Namen vor aller Welt!“ Erschrocken vernahm das der Staufenger. Hernach brachte man ihn mit wenig Muhe so weit, daß er sagte, er wolle in alles einwilligen, was dem König gefalle. Und alsobald ward ihm mit kostbaren Geschenken die Jungfrau aus Karnten anverlobt.

Die Hochzeit sollte in der Ortenau abgehalten werden. Mit trübem Sinn und schweren Herzens ritt Herr Peter dorthin. Vor wie nach hatte er große Sehnsucht nach seiner Meerfei und wagte sie doch nicht herbeizuwünschen. Nachts lag er freudlos auf seinem Lager und horte den Sturm um die Feste wehen. Am nächsten Sonntag machte er sich in der Frühe wieder einmal auf den Weg nach Nußbach, um dort Metten zu hören. Wie er dabei an jenem Brunnen vorüberkam, wo er die Fraue zum erstenmal gesehen hatte, vernahm er plötzlich einen Schrei, scheute sein Roß und sturzte er hart zur Erde. Als er wieder zu sich kam, lag sein Haupt der Fraue im Schoß und neigte diese, gar klaglich weinend, ihr Antlitz über das seine. „So mußt du nun bald“, sagte sie, „dein junges Leben verlieren. Hab Acht, wenn du an deinem Hochzeitstage meinen weißen Fuß erblickst, denn dies ist dir ein Zeichen, daß du den dritten Tag darauf von der Erde scheiden mußt.“ Gleich darauf verschwand sie. Herr Peter kehrte auf seine Burg zurück und fand hier bereits einen Schwarm von Gästen. Anderen Tages fuhrte ihm der König die Braut zu. Und als sie dann an der Hochzeitstafel saßen und um sie her ein gar frohlicher Larm war, sahen auf einmal alle, wie durch die Buhne ein wunderschöner Fuß, weiß wie Elfenbein und nackt bis zum Knie, erschien. Herr Peter hatte ihn kaum gesehen, da fuhr er auf und schrie: „Wehe, meine Freunde, ihr habt mich verderbet, nun muß ich

sterben!“ Da verschwand der Fuß. Alle Gäste waren verstört. Pfeifen, Tanzen und Singen lagen darnieder. Ein Pfaff ward gerufen, der sollte dem Ritter beistehen. Und nachdem Herr Peter am dritten Tage danach gebeichtet und Abschied von seiner jungen Frau genommen hatte, brach sein Herz. Andere zwar sagen, er habe den König noch ein Stück Weges geleitet und sei, als er dabei einen seichten Fluß durchritt, von einer plötzlich heranschießenden Wasserwelle fortgerissen und verschlungen worden. Heute noch zeigt man in der Staufenburg das Gemach, in dem Herr Peter einst mit seiner schönen Meerfee glücklich war. Auch ist auf dem Wege nach Nußbach noch der Stein zu sehen, wo einst die Frau dem Staufenberger zum ersten Male erschien.

Das Riesenspielzeug

Nicht allzuweit von Straßburg erhebt sich in einem Seitentale der Breusch auf einem hohen Felsen, zu dessen Füßen ein wilder Wasserfall tost, die verfallene Burg Nideck. Hier hauste einst ein mächtiges Geschlecht von Riesen, das ringsum den ganzen Gau beherrschte. Wie lange das schon her ist, weiß man nicht. Auch sonst hat sich so gut wie gar keine Erinnerung an die dortigen Hunen erhalten. Nur die folgende Sage vererbte sich von Mund zu Mund. Das ist wer weiß wie lange schon her, da lebte auf Schloß Nideck einmal ein Riese, der eine hübsche Tochter besaß. Diese aber war noch nie aus dem wilden Breuschtale in die Rheinebene gekommen und kannte infolgedessen auch noch keine Menschen. Eines Tages nun — es war im Vorfrühling und die laue Luft lockte nach dem langen Winter wohl jedweden ins Freie — bekam das Riesenfräulein Lust, einen weiten Spaziergang zu machen. Also sprang sie in ein paar Sätzen den steilen Schloßberg hinab ins Breuschtal und lief dann neugierig in die Rheinebene hinaus. Hier aber blieb sie bald stehen und blickte erstaunt zu Boden, wo sie etwas gar Winziges herumzoteln sah. Es war ein Bauer, der mit seinen beiden Gaulen einen Acker pflugte. Um sich dieses merkwürdige Ding genauer anzusehen, kniete das Riesenmädchen nieder und sagte auch schon begierig: „Das muß ich haben!“ Dann strich sie mit einer vorsichtigen



Bewegung das Stuck Acker samt dem Bauer und seinen Pferden in ihre Schurze und freute sich bereits jetzt, welch ein lustiges Spielzeug sie den Sommer über daran haben werde Auch wollte sie ihren seltsamen Fund sogleich dem Vater zeigen Schneller als vorhin, eilte sie ins Breuschtal zurück und war dann mit einigen Sprungen auf der Burg Hier trat sie geheimnisvoll lachend zu dem Alten in die Stube, schüttete ihm lachend den Acker und den Bauer auf den Tisch und rief frohlich „Nun schau dir doch einmal an, Vater, was ich dort unten im ‘flachen Lande gefunden habe!“ Aber der Riese hatte kaum einen Blick auf die Bescherung geworfen, als er die Stirn runzelte und unmutig sagte „Was treibst du mir da für böse Spasse?! Geschwind, trag den armen kleinen Kerl nebst seinem Gespann wieder zu seiner Arbeit zurück, und laß dich nie mehr nach solchem Spielzeug gelusten! Sondern merke dir Wir

mächtigen Riesen waren in unseren Felsenschlossern übel daran, wenn diese kleinen Würmer uns nicht durch ihren beständigen Fleiß mit Brot versorgten “

Straßburger Munstersagen

1

Wo sich jetzt der herrliche Turm des Straßburger Munsters steil in den Himmel hinein erhebt, rauschte vor mehr als zweitausend Jahren ein uralter und wildverschlungener Wald, den die damaligen Bewohner des Landes, nämlich die Tribocher, für heilig hielten. Dieser Volksstamm hatte seinen Namen von drei mächtigen Buchen, die mitten in jenem Walde standen und als das eigentliche Heiligtum der Gottheit galten. Hierhin strömten aus allen benachbarten Landstrichen die Menschen zusammen, wenn es bei einem besonderen Anlaß galt, die Gottheit anzurufen und ihr Opfer zu bringen. Weißgekleidete Priester, mit der heiligen Mistel in der Hand, standen dann unter den gewaltigen Ästen der Buchen und bekränzten die Opfer und sprengten deren heiliges Blut nach allen Seiten hin über die Menschen und Bäume. Falls aber bei solcher Gelegenheit die Wipfel der Bäume plötzlich zu brausen begannen und der Wind durch die rauschenden Buchenhallen kam, vermeinte alles Volk, den Atem der Gottheit zu spüren und warf sich ehrfurchtig vor ihr auf die Erde nieder.

2

Bei jenen drei Buchen, von denen wir soeben noch sprachen, befand sich ein Opferstein, und dicht dabei entsprang ein Quell, dessen Wasser für heilig galt. Die Priester der Tribocher wuschen darin die Opfer, die sie der Gottheit darbrachten. Sicherlich haben sie auch die neugeborenen Kinder darein getaucht, um sie auf diese Weise der Gottheit feierlich zu weihen. Später erzählte man dann den etwas herangewachsenen Kleinen, sie seien bei ihrer Geburt aus eben jener Quelle hervorgekommen, genau so wie man das ja bis in die Gegenwart hinein den Kindern nicht nur zu Straßburg von dem dortigen Münsterbrunnen,

sondern in fast ganz Deutschland von zahllosen sogenannten „Kinderbrunnen“ berichtet hat

Die Straßburger Quelle ward nun in christlicher Zeit als Taufbrunnen übernommen Unter Chlodwig begann man im Jahre 504 das erste Munster darüber zu erbauen, das im Jahre 510 vollendet wurde Siebenhundert Jahre später errichtete man an derselben Stelle das heute noch bestehende Gotteshaus Und auch in diesem sprudelte noch, nahe bei einem Hauptpfeiler an der südlichen Seite, der heilige Bronn Er war vierunddreißig Fuß tief Im Jahre 1696 soll ein französischer Soldat in ihn gestürzt und ertrunken sein Erst im Jahre 1766 wurde die Öffnung mit einem Steine zugedeckt und vermauert

Dies alles aber berichteten wir, weil es uns eine andere Straßburger Sage erklärt, die gleichfalls bis in unsere Tage hinein lebendig blieb Danach soll das Straßburger Munster über einem ungeheuren unterirdischen Gewölbe errichtet worden sein, in dem sich ein gewaltiger See ausdehnt Um Mitternacht, wenn alles stille in der Stadt ist, wollen schon viele Leute vor dem Munster das unheimliche Fluten und Rauschen der unterirdischen Wasser vernommen haben, wie auch die Ruderschläge eines Nachens, der von wer weiß wem über den See getrieben wird Außerdem wußte man, daß sich in einem Hause, dem Munster gegenüber und zwar neben der Apotheke „Zum Hirschen“, der Eingang zu dem unterirdischen Gewölbe befand Viele Waghalse versuchten es einst, durch diese Öffnung in die geheimnisvolle Tiefe und zu dem See hinabzudringen, aber keinem gelang es Jahes Grausen überfiel noch den Berherztsten auf dem schaurigen Wege Ferner sollen damals noch jedesmal, wenn die Wasser der unweit fließenden Ill wie des Rheines stiegen, aus jener Öffnung Schlangen, Blindschleichen, Kroten, Molche und Salamander in eklem Gewimmel keuchend und quetschend hervorgekommen sein, weshalb man das fruher mit einer starken Tur verwahrte Loch schließlich vermauerte und mit Schutt überdeckte

Als nun Meister Erwin von Steinbach das neue Munster nach seinem Entwurf zu bauen begonnen hatte und sein Werk bereits bis zur Hohe



der Gewölbe fortgeschritten war, geschah es einmal, daß ein Werkmeister im Munster ein Bauerlein antraf, welches mit sehr besorgtem Gesicht dauernd die sogenannte Engelsaule beschaute, vom Fuße bis zum Knaufe und dann wieder des Weges zurück. Dabei schüttelte es ein übers andere Mal den Kopf und machte ein immer bedenklicheres Gesicht. „Na, Freund, was gefällt dir denn nicht an der Saule?“, fragte der hinzutretende Werkmeister. Da sagte der Bauer: „Ei, seht Ihr denn nicht, daß Ihr sie viel zu schwach gebaut habt? Es wird nicht lange währen, dann knickt sie unter dem starken Druck des schweren Gewölbes ein und kommt dieses selbst wie das Jungste Gericht ins Kirchenschiff herab.“ — „Glaubst du das wirklich?“, fragte belustigt der Werkmeister und beschaute sich ganz genau das jetzt nicht wenig aufgebläht und gar hochmutig antwortende Bauerlein. „Ich meint' fast“, entgegnete dieses, „wenn ich hier noch länger stehen bliebe, so würde ich es wohl erleben.“ — „Wohlan denn“, lachte da der Werkmeister auf, „so sollst du, wenn auch nicht lebend, sondern in Stein gehauen, hier solange stehen und an der Saule empor-schauen, bis die Gewölbe herniederkommen.“ Und damit ging er zur Domhütte, ergriff dort Hammer und Meißel und formte das Bauerlein mit seinem pfliffigen und überlegen schauenden Gesicht naturgetreu in Stein nach. Dieses Bildwerk aber stellte er später, in der Nahe der Engelsaule, über der Andreaskapelle auf. Dort, nahe bei der Uhr, kann man den Bauer heute noch sehen, wie er, die beiden Arme auf ein Geländer gestützt, an der Saule emporstarrt und immer noch vergeblich darauf wartet, daß die Gewölbe krachend herniederstürzen.

4

Es war ein sehr kunstreicher und unvergleichlicher Meister, der die Uhr des Straßburger Munsters schuf. Nirgendwo im ganzen Abendlande kannte man damals ein Werk, das sich mit jenem auch nur im entferntesten messen konnte. Infolgedessen vermochten sich die stolzen Straßburger zu jener Zeit auch garnicht satt genug daran zu sehen, wenn das meisterhafte Werk bei jedem Stundenschlag sein wunderliches Spiel anhub. Denn da zogen die Apostel an dem Heiland vorüber und verneigten sich ehrfurchtig vor ihm. Gleichzeitig brüllten die beiden das Stadt-

wappen tragenden Lowen mächtig auf Und zuletzt krahle gar noch zwei mal der auf der Spitze der Uhr stehende Guller, indes er heftig mit den Flügeln schlug Allein — der Stadtrat befürchtete, daß der berühmte Uhrmeister bald für eine andere Stadt ein noch viel prächtigeres Werk erfinden konnte Um das zu verhindern, ließ er sich zu der unerhorten Grausamkeit hinreißen, dem Künstler beide Augen ausstechen zu lassen Und noch zur selben Sekunde geriet etwas an dem Uhrwerk in Unordnung Die Lowen brüllten nicht mehr, und die Apostel setzten sich immer zögernder in Bewegung Deshalb blieb bald nichts anderes übrig, als den so schandlich behandelten Meister zu bitten, daß er das Werk wieder in Ordnung bringe Dieser willigte auch ein Als man ihn aber an Ort und Stelle geführt hatte, da griff der Künstler mächtig ins Raderwerk und zerbrach etwas darin Und seitdem standen die Apostel stille Der Herr erhob nie mehr die Rechte, um sie zu segnen Stumm blieben die Lowen Und auch der Hahn, droben auf seinem Seitenturmchen, schlug nie mehr krahend mit den Flügeln Regungslos erstarrt, stand da das Meisterwerk, und ausgelaufen für immerdar

5

Aber der gewaltige Turm des Munsters ragt immer noch, unbeschreiblich schön und herrlich gegliedert, in den drohnenden Himmel hinauf Zahllose Menschen haben ihn bereits erstiegen, um droben von der Plattform, freudigen Herzens, Ausschau zu halten in das gesegnete Land Nur zur Zeit der Sommersonnenwende wagte man früher diese Besteigung nicht, denn es hieß, dann sei es nicht geheuer in und um den Turm An demselben Jahrestage, anno 1439, wurde nämlich die Turmspitze vollendet, und jedesmal, wenn dieser Tag sich jährt, spuken um das Münster all jene Leute, die einst an seinem Bau teilgenommen haben Zumal in der Sonnenwendnacht entsteigen die alten Werkmeister, ihre Stäbe und Zirkel in den Händen haltend, den längst verfallenen Gruften Die kaum zu übersehende Schar der Steinmetzen findet sich ebenfalls ein Nicht zuletzt erscheinen die Maler und Bildhauer Alle grüßen einander mit dem uralten, geheimen Dombauhüttengruß Und das ist dann solch ein gespenstisch wogendes und wehendes, kreisendes und

schwebendes, schwirrendes und sausendes Hin und Herwallen im Dom, daß jedem lebenden Menschen das Herz erstarren mußte, geriete er unversehens in das unendliche Geistergedränge hinein. Derweil aber der Mond immer höher am Himmel emporsteigt, heben sich auch die Seelen der toten Meister beständig höher hinan. Eine überaus schöne Jungfrau, die in weißer Schleier gehüllt ist, schwebt ihnen voran, drunten vom Portal an hinauf zur luftigen Spitze des Turmes. Dazu hört man einen unsagbar herrlichen Gesang und Orgelton, wie aus unendlicher Ferne. Dann steht das Münster ganz hell vor dem sternenerfüllten dunklen Himmel. Ein weißlicher Nebel hüllt es wie in eine überirdische Gloriole ein. Doch sobald die Uhr Mitternacht schlägt, erlischt alles. Brausend kommt es da, wie auf schwarzen Schwingen, von droben wieder herab und versinkt in der Erde. Gleich darauf liegen die Gräber so totenstill wie je und je in der ruhig atmenden Nacht.

Münstersage

Am Münsterturm, dem grauen, da sieht man, groß und klein,
Viel Namen eingehauen, geduldig trägt's der Stein.
Einst klomm die lust'gen Schnecken ein Musensohn heran,
Sah aus nach allen Ecken, hub dann zu meißeln an
Von seinem Schlage knittern die hellen Funken auf,
Den Turm durchfährt ein Zittern vom Grundstein bis zum Knauf.
Da rückt in seiner Grube Erwins, des Meisters, Staub,
Da hallt die Glockenstube, da rauscht manch steinern Laub.
Im großen Bau ein Garen, als wollt' er wunderbar
Aus seinem Stamm gebaren, was unvollendet war! —
Der Name war geschrieben, von wenigen gekannt,
Doch ist er stehn geblieben und längst mit Preis genannt.
Wer ist noch, der sich wundert, daß ihm der Turm erdroht,
Wenn nun ein ganz Jahrhundert die Welt des Schönen tont?

Ludwig Uhland

Das Wildbad und Baden

In der Nahe des Herrnwieser Sees huteten einmal etliche Hirten ihr Vieh, da kam aus den Wassern ein schwarzer Stier hervor und gesellte sich zu den Rindern auf der Weide. Diesem Stier aber folgte ein ganz in Rattenfell gekleidetes kleines Mannlein, das aufgeregt hinter dem mächtigen Tier einherhief und es scheltend wieder in den See zurücktreiben wollte. Als ihm das nicht gelang, bat das Kerlchen zwei von den Hirten, sie mochten ihm doch helfen. Das geschah. Und als sie nun mit vereinten Kräften den Stier bis an den Rand des Wassers getrieben hatten, stürzte sich dieser wieder in den See und verschwand. Das Männchen jedoch sagte zu den beiden Hirten: „Es soll nicht unbelohnt bleiben, daß ihr mir so wacker geholfen habt. Hier schenke ich jedem von euch einen Stein. Er sieht zwar nach garnichts aus, aber merkt euch: Wohin ihr den Stein auch werfen moget, da entspringt auf der Stelle ein warmer und heilsamer Quell!“ — Die Hirten nahmen den Stein, wußten fürs nächste nichts damit anzufangen und steckten ihn darum in die Tasche. Mehrere Wochen oder Monate später kam einer von ihnen zufällig in jenes Tal, wo jetzt Baden liegt. Hier setzte er sich auf einen Hügel, um ein wenig auszuruhen. Dabei griff er von ungefähr einmal in die Tasche, fand darin den längst vergessenen Stein und warf ihn fort, ohne sich etwas dabei zu denken. Da schnellte der Stein in weiten Sprüngen den felsigen Abhang hinab. Überall aber, wo er den Boden berührte, öffnete sich eine Felspalte, aus der sogleich heiße Wasser entquoll. So entstanden der „Ursprung“, die „Hollenquelle“, die „Klosterquelle“ und mehrere andere Badener Heilbrunnen. Der zweite Hirt dagegen warf seinen Stein in jenes Tal, wo jetzt das Wildbad sprudelt. Und beide Stätten sind seitdem als Heilorte weltberühmt geworden —, wenn auch kaum noch jemand weiß, welch wunderlichem Vorgang sie ihre Entstehung verdanken.

Spuk am Pauliner Schloßchen zu Weißenburg

Die Stadt Weißenburg erhielt im zwölften Jahrhundert vier feste Türme, von denen der sogenannte St. Paulsturm im Laufe der späteren

Zeit den Namen „das Pauliner Schloßchen“ oder, wie der Volksmund sich kurz ausdrückt, „das Pa'l“ bekam Heute liegt er in Trummern Aber noch beschäftigten sich vielerlei Sagen mit ihm Vor allem behauptete man bis in die jüngste Zeit hinein, daß in seiner Nahe nachts oft eine weiße Jungfer erscheine, die von einem langen Schleier umwallt werde und einen schweren Schlüsselpand am Gurtel trage Zeigt sie sich traurig, oder weint sie sogar, dann wissen die Leute, daß ihnen ein schlechtes Weinjahr bevorsteht Sieht sie jedoch frohlich aus und rasselt sie überdies mit ihren Schlüsseln in dem benachbarten Rebengelande, so verkündet dies stets eine reiche Ernte

Ferner wird berichtet, daß man noch in jedem Jahre am Karfreitag bei einem unweit des Schloßchens gelegenen Brunnen einen Hund finden konnte, der einen Schlüssel im Maule trage Wer unerschrocken genug ist, diesen Schlüssel dem Hunde fortzunehmen (was aber schweigend geschehen muß), vermag damit eine Pforte aufzuschließen, die dicht bei dem Brunnen einen tief in den Berg hineinführenden unterirdischen Gang öffnet Durchschreitet man diesen, so gelangt man schließlich in einen großen und mit Waffen geschmückten Raum, in dessen Mitte eine gewaltige Kiste steht Auf dem Deckel der Letzteren aber liegt ein zweiter und zwar ein schwarzer Hund Wenn man nun reinen Sinnes ist und in seinem Leben keine Schuld auf sich geladen hat, kann man dieses Tier leicht verjagen und sich dann aus der Kiste soviel Schätze nehmen, wie man will

Doch wird noch mancherlei anderes vom Pauliner Schloßchen erzählt, was zweifelsohne alles mit der obengenannten weißen Jungfer zusammenhangt Zum Beispiel überlieferte uns vor etwa hundert Jahren ein Mann aus Weißenburg die folgende recht seltsame Geschichte „Als ich noch ein Junge war und einmal an einem schönen Samstagabend im Mai mit meinem Vater durch den Kastanienwald zum Pauliner Schloßchen kam, begegnete uns dort ein alter Weber, den mein Vater mit den Worten ansprach „Na, wo kommst du denn her, Scharl (Karl)“ Da entgegnete der Andere, in einiger Verlegenheit lachend „Guten Abend be'ndand! Ich war mal wieder hier im Pa'l und hab nachgeschaut, ob keine Wasche drin hangt“ — „Was für Wasche?“, fragte erstaunt mein

Vater — „Ja“, erhielt er zur Antwort, „das werdet Ihr mir wohl nicht glauben, und dennoch ist's so wahr, wie ich hier neben Euch stehe.“ Und dann erzählte er „Als ich noch ein Bub war, hab ich da im Pa'l was recht Seltsames erlebt. Damals machte ich's mit meinen Kameraden genau so, wie's die Buben auch heute noch treiben. Statt Sonntagnachmittags in die Vesper zu gehen, liefen wir in den Wald und suchten Vogelnester. Als wir nun einmal dabei waren und, unserer vier, durch den Kastenwald, unten an der Holle heraus, hier zum Pa'l gekommen waren, sahen wir darin, durch's Tor eintretend, zu unserem Erstaunen ziemlich viel Wasche an ausgespannten Seilen zum Trocknen aufgehängt. „Wie kommt die Wasch' daher?“, rief ich aus — „Ei, die hat wohl einer aus Schweigen hergebracht und über Sonntag abzunehmen vergessen“, sagte einer der anderen, und damit ließen wir die Wasche Wasche sein und liefen weiter, um Vogelnester zu suchen. Jetzt war einer unter uns, den wir den Vutimunzi Kannes nannten. Wo der noch nie etwas gestohlen hatte, da war er auch noch nie gewesen. Der zieht plötzlich einen prachtvollen silbernen Teller unterm Wams hervor und macht dabei ein Gesicht, als wußt' er selber nit, wie er dran gekommen ist. „Kannes, wo hast den Teller her?“ riefen wir alle verblüfft — „Still nur“, bedeutete er, „und kommt alle mit zurück ins Pa'l!“ Er lief voran, und wir folgten hinterdrein. Als wir jedoch wieder ins Schloßchen kamen, war da keine Wasche mehr zu sehen. Und jetzt gestand uns der Kannes, daß er vorhin, als wir zum erstenmal hier gewesen waren, heimlich ein Stück Wasche von der Leine gezogen und unters Wamms gesteckt hatte. Daraus war dann der silberne Teller geworden, den der Kannes später für vierzig Franken verkauft hat.“ — „Ei, das sind Schnaken!“, rief an dieser Stelle unglaublich lachend der Vater unseres Berichterstatters aus. Doch der alte Weber entgegnete fast emport: „Nein, das ist nicht gelogen, und das hab ich genau so und nicht anders selbst erlebt!“ Worauf er noch hinzusetzte: „Seitdem bin ich noch oft zum Pa'l hinaufgegangen und hab nachgeschaut, ob nicht wieder mal Wasche drin hängt. Denn“, so schloß er, „solch einen silbernen Teller konnt man ja in diesen bosen Zeiten ganz gut gebrauchen.“

Die gespenstische Kutsche

Am Durlacher Tor zu Karlsruhe wohnte einmal auf der Insel ein Mann, namens Lahmenkuhl. Dieser machte nach Feierabend und bei gutem Wetter gern mit seinen Freunden einen Spaziergang nach Durlach hinaus, um dort in der „Blume“ ein Glas Wein zu trinken und dann gemuthlich wieder heimzuschlendern. Bei dem einen Glase blieb es zwar nicht immer, es wurden auch schon einmal mehr daraus. So geschah es eines Abends, daß sich die Freunde in jenem Wirthshaus ordentlich festtranken und erst kurz nach Mitternacht an den Heimweg dachten. Begehrlicherweise war da keiner mehr recht sicher auf den Beinen. Sondern Lahmenstuhl fand sich garnicht mehr darein, wo nun eigentlich rechts und links war, und wo es geradeaus nach Karlsruhe ging. Nichtsdestoweniger sehr vergnugt, schwankte er schwatzend und singend in der Mitte seiner Kameraden dahin —, bis er plötzlich stehen blieb und zum Gelächter der anderen sagte: „Wenn jetzt e Fuhrwerk von Durlach käm, ich dat hintedruß sitze.“ Kaum hatte er jedoch so gesprochen, da horten sie, nicht wenig erstaunt, auch schon Pferdegetrappel, und da kam tatsächlich von Durlach eine Kutsche herangefahren, die mit zwei kohlschwarzen Rappen bespannt war. Den Freunden schien sie nicht recht geheuer, drum riefen sie: „Laß bleibe, Lahmestuhl, bleib weg!“, als dieser sich anschickte, den herangekommenen und soeben vorüberfahrenden Wagen zu erklettern. Aber er saß bereits „hintedruß“ und hielt sich fest, indes es blitzschnell weiterging. „Der isch vor uns daheim“, sagte noch einer der Zurückgebliebenen, die dann, so rasch es eben ging, hinter der schon entschwundenen Kutsche herwanderten.

Unterwegs kam ihnen nun die Sache mit dem Wagen immer unheimlicher vor. Keiner mochte es dem anderen sagen, und doch waren sie alle gleichermaßen beunruhigt. Drum wollten sie, als sie endlich zu Karlsruhe beim Durlacher Tor angelangt waren, sich sofort vergewissern, ob Lahmenstuhl auch gut nach Hause gekommen war. Also klopfen sie an dessen Thür, worauf sich bald droben im ersten Stock ein Fenster öffnete und die Frau des Freundes sich im Nachtkittel herausbeugte, um lautzeternd auf die „versoffenen Nachtschwärmer“ zu

schimpfen Allein — dabei stellte sich heraus, daß Lahmenstuhl noch nicht daheim war Verdutzt blickten sich drunten die Kameraden an Dann suchten sie ihre Unruhe damit zu beschwichtigen, daß sie einander sagten, der Vermißte konnte ja mit dem Kutscher jenes Wagens noch eine Wirtschaft aufgesucht haben Auf gut Glück begaben sie sich zum



„Wilden Mann“, aber hier war schon alles zu Hernach suchten sie noch mehrere andere Schenken auf, die sie ebenfalls geschlossen fanden Und jetzt nicht mehr wissend, wohin sie sich noch wenden konnten, beschlossen sie, die Suche aufzugeben und nach Hause zu gehen Der nächste Tag, so sagten sie, werde schon erweisen, wohin es Lahmenstuhl in dieser Nacht noch vertrieben und was er dabei erlebt habe

Zur gleichen Stunde lag der Vermißte ohnmächtig auf einem weiten freien Platz, der nur von Unkraut überwuchert und von Erlen um-

standen war Am nächsten Morgen kam ein Bote zu Frau Lahmenstuhl und beschied sie nach Durlach, wo ihr Mann stark fiebernd im Spital liege Man habe diesen, so erklärte er, in aller Frühe ohnmächtig auf freiem Felde gefunden Die folgenden drei Tage erwachte der Kranke nicht aus seiner Besinnungslosigkeit Und als er endlich wieder zu sich gekommen war und erzählen konnte, was er in jener Nacht erlebt hatte da meinten die Leute bei seinem Bericht, er fieberte immer noch, denn da sprach er von einem Wagen, der sich mit ihm in die Luft erhoben habe und rasend schnell über die Wolken dahingefahren sei Drauf ging es ebenso geschwind wieder hinab, und dabei bemerkte Lahmenstuhl durch das kleine Fenster in der Rückwand der Kutsche, daß darin vier furchtbare Menschen, wahrhafte Teufel, mit glühenden Augen saßen Im ersten Schreck habe er fast losgelassen und wäre dann in den Abgrund unter ihm gestürzt Doch hielt er sich krampfhaft fest und erlebte jetzt mit gestraubtem Haar, wie der Wagen sich auf einen weiten und kreisrunden Platz niedersenkte Hier gruben die Teufel Pferdeschädel und Hufe aus der Erde, setzten sich hin und aßen aus den Schädeln und tranken aus den Hufen Dann ergriffen sie sich an den Händen und tanzten solange, bis es zu Durlach ein Uhr schlug Im nächsten Augenblick war alles verschwunden Lahmenstuhl fiel ohnmächtig hin Und als man ihn fand, da lag er auf dem beruchtigten „Luderwasen“ von Durlach

Die Glocken zu Speier

Zu Speier im letzten Hauselein,
Da liegt ein Greis in Todespein,
Sein Kleid ist schlecht, sein Lager hart,
Viel Tränen rinnen in seinen Bart

Es hilft ihm keiner in seiner Not,
Es hilft ihm nur der bitt're Tod!
Und als der Tod ans Herze kam,
Da tont's auf einmal wundersam

Die Kaiserglocke, die lange verstummt,
Von selber dumpf und langsam summt,
Und alle Glocken groß und klein
Mit vollem Klange fallen ein

Da heißt's in Speier weit und breit
Der Kaiser ist gestorben heut!
Der Kaiser starb, der Kaiser starb!
Weiß keiner, wo der Kaiser starb?

×

Zu Speier, der alten Kaiserstadt,
Da liegt auf goldner Lagerstatt
Mit mattem Aug und matter Hand
Der Kaiser Heinrich, der Funfte genannt

Die Diener laufen hin und her,
Der Kaiser rochelt tief und schwer,
Und als der Tod ans Herze kam,
Da tont's auf einmal wundersam

Die kleine Glocke, die lange verstummt,
Die Armesunderglocke summt,
Und keine Glocke stimmt ein,
Sie summet fort und fort allein

Da heißt's in Speier weit und breit
Wer wird denn wohl gerichtet heut?
Wer mag der arme Sunder sein?
Sagt an, wo ist der Rabenstein?

Max von Oer

Die Überfahrt der Mönche

Zu Speier hatte einmal ein Fischer ein höchst sonderbares Erlebnis
Als er nämlich eines Nachts an den Rhein kam, um sein Garn auszulegen,
trat ihm hier ein Mann entgegen, der nach Monchsart in eine schwarze



Kutte gehüllt war und die Kapuze über den Kopf gezogen hatte Dieser sagte zu ihm „Ich komme fernher als ein Bote und muß über den Rhein Wollest mich also bitte hinüberbringen!“ Da antwortete der Angeredete „Tretet nur in den Kahn, dann will ich es tun“ Das geschah Als aber der Fischer die Fahrt hinter sich hatte und wieder nach Speier zurückkam, fand er hier am Ufer funf weitere Monche, die ebenfalls über den Strom gebracht werden wollten Auch das tat der Fischer, fragte jedoch wie es komme, daß die Monche so spat in der Nacht noch unterwegs seien „Die Welt ist uns feind“, erhielt er zur Antwort, „drum ziehen wir hinweg“ Drauf erkundigte sich der Fischer noch, was sie ihm denn für seine Muhe gaben Hierauf sagte einer von den Funfen „Jetzo sind wir arm, sodaß wir dir nichts zu geben vermogen Wenn es uns aber wieder besser geht, sollst du unsere Dankbarkeit schon erwiesen bekommen“

Unter solchen Reden gelangten sie bis zur Mitte des Stromes, und nun erhob sich plotzlich ein solch mächtiger Sturm, wie der Fischer zuvor noch keinen auf dem Rhein erlebt hatte Riesige Wellen bedrangten den Kahn und drohten ihn in jedem Augenblick umzusturzen „Was ist das?“, dachte sich da der Fischer „Und woher kommt dieser Sturm?“

Bei Sonnenuntergang war der Himmel lauter und klar Auch schien soeben noch der Mond und war kein Lufthauch zu spüren “ In jaher Angst begann er laut zu beten Doch zugleich schrie einer der vermeintlichen Monche „Was liegst du Gott in den Ohren, statt auf dem Boot zu achten?“ Damit riß er dem erschrockenen Fischer das Ruder aus der Hand und gab ihm damit emen solch harten Schlag, daß der Arme ohn mächtig zusammenbrach

Viel später zu sich kommend, gewahrte der Fischer, daß es bereits Morgen geworden war und daß er mutterseelenallein in seinem Kahne auf dem Rhein dahintrief Da ermannte er sich schnell, griff zu den Rudern und hatte stundenlang zu tun, bis er wieder nach Speier kam Hier erzählte er sein Erlebnis Doch vermochte ihm niemand zu deuten, wer wohl die nachtlichen Manner gewesen waren Erst der drittfolgende Tag brachte einige Aufklärung Da traf nämlich zu Speier ein landfahrender Mann ein, der berichtete, er habe jenseits des Rhemes dieselben Monche in einem laut rasselnden und schwarzbedeckten Wagen erblickt, der seltsamerweise nur drei Rader besaß und von einem lacherlich langnasigen, doch zugleich gespenstisch anmutenden Fuhrmann gelenkt wurde So schnell der Wagen erschien, verschwand er auch wieder, und zwar indem er sich plötzlich prasselnd und mit lodernden Flammen in den Himmel erhob Dabei wurde ein Schwerterklirren hörbar, als wenn ein großes Heer unterwegs sei

Diese Erscheinung gab den Leuten zu Speier viel zu denken Man vermutete, daß etwas dadurch angekündigt werde, nämlich Zwietracht unter den deutschen Fürsten und ein blutiger Krieg Der letztere hat dann auch nicht mehr lange auf sich warten lassen

Graf Eberstein

Zu Speier im Saale, da hebt sich ein Klingen,
Mit Fackeln und Kerzen ein Tanzen und Springen
Graf Eberstein
Führet den Reihn
Mit des Kaisers holdseligem Tochterlein



Und als er sie schwingt nun in luftigen Reigen,
Da flüstert sie leise, sie kann's nicht verschweigen
„Graf Eberstein,
Hute dich fein,
Heut Nacht wird dein Schloßlein gefahrdet sein “

Ei! denket der Graf, Euer kaiserlich Gnaden,
So habt Ihr mich darum zum Tanze geladen!

Er sucht sein Roß,
Laßt seinen Troß,
Und jagt nach seinem gefahrdeten Schloß

Um Ebersteins Veste, da wimmelts von Streitern,
 Sie schleichen im Nebel mit Haken und Leitern
 Graf Eberstein
 Grußet sie fein,
 Er wirft sie vom Wall in die Graben hinein
 Und als der Herr Kaiser am⁴Morgen gekommen,
 Da meint er, es sei die Burg schon genommen
 Doch auf dem Wall
 Tanzen mit Schall
 Der Graf und seine Gewappneten all
 „Herr Kaiser! beschleicht Ihr ein andermal Schlosser,
 Tuts Not, Ihr verstehet aufs Tanzen Euch besser
 Euer Tochterlein
 Tanzet so fein,
 Dem soll meine Veste geöffnet sein “
 Im Schlosse des Grafen, da hebt sich ein Klingen,
 Mit Fackeln und Kerzen, ein Tanzen und Springen
 Graf Eberstein
 Fuhret den Reih'n
 Mit des Kaisers holdseligem Tochterlein
 Und als er sie schwingt nun im bräutlichen Reigen,
 Da flüstert er leise, nicht kann er's verschweigen
 „Schon Jungfraulein,
 Hute dich fein,
 Heut nacht wird *dein* Schloßlein gefährdet sein “
Ludwig Uhland

Der kopflose Reiter zu Heidelberg

Es ist schon lange her, da ging einmal ein gefreiter Korporal von
 Weingarten nach Heidelberg Weil er sich verspatet hatte, beeilte er sich
 sehr, damit er noch vor Anbruch der Nacht in die Stadt hinein komme
 Allein er schaffte es nicht mehr Als er zu Heidelberg anlangte, fand er

das Tor bereits geschlossen Da hief er schleunigst zum nächsten Tore, das er noch offen zu finden hoffte Und wie er nun, am Stadtgraben entlang, den kürzesten Weg nahm, horte er plötzlich einen Reiter hinter sich, der in starkem Trabe auf ihn zu kam Stehen bleibend und beiseite tretend, um auf dem schmalen Wege den Reiter an sich vorbei zu lassen, blickte der Korporal sich um und gewahrte in der halben Dunkelheit einen makellos weißen Schimmel, auf dem ein schwarzer Kerl saß Doch wie entsetzte sich der Soldat, als der Reiter dicht herankam, denn da sah er, daß dieser keinen Kopf besaß An ein Ausweichen war nicht mehr zu denken Sich furchtbar bedroht fühlend, riß der Korporal den Degen hervor und machte damit einen verzweifelten Ausfall auf den gespenstischen Gaul Im selben Augenblick verschwanden Roß und Reiter Dafür aber erbrauste jetzt ein mächtiger Sturm, der den fliehenden Soldaten so sehr bedrangte, daß dieser furchtete, in den Stadtgraben geschleudert zu werden Überdies spurte er jetzt noch, wie ihm der Helm vom Kopf geissen wurde und wie er selbst dann an den Haaren erfaßt und von der Erde emporgehoben ward Brüllend und fluchend zugleich, stieß und schlug er mit seinem Degen um sich — und fiel dann, auf die Erde geschmettert, wieder herab Spät in der Nacht kam er hinkend und mit zerfetzten Kleidern in ein nahegelegenes Dorf, wo er hernach mehrere Tage krank gelegen hat Derselbe kopflose Reiter aber soll sich noch oft am Heidelberger Stadtgraben gezeigt haben

Gast Einaug

Vor vielen Jahrhunderten lebte im Wormsgau ein Ritter, der im Krieg ein Auge verloren hatte und drum auch Ritter Einaug genannt wurde Dieser lagerte, als es Frieden geworden war, an den Straßen und überfiel die vorüberziehenden Kaufleute Bald war vor ihm niemand mehr sicher, der mit reicher Fracht von Mainz nach Speyer fuhr und umgekehrt Vergebens fahndeten Reisige aus den meistbetroffenen Städten im ganzen Gau herum, um dem gefährlichen Strauchritter das Handwerk zu legen, er war stets anderswo als gerade da, wo sie ihn suchten Schließlich aber sollte er an seiner eigenen Tücke zugrunde gehen Da war er in den

Wasgau gekommen, um hier allerlei auszukundschaften, und dabei verirrte er sich mit seinem Knechte in einem riesigen Walde. Viele Stunden ritt er fluchend darin herum, ohne auf Leute zu stoßen, die ihn wieder aus dem Walde bringen konnten. Schon drohte die Nacht hereinzu brechen, da gelangte er auf die Burg Ramstein und wurde hier, unerkannt, von dem Schloßherrs freundlich aufgenommen. Man bewirtete ihn und bot ihm jede Bequemlichkeit. Einaug jedoch bemerkte dabei nur, daß in dieser Burg viel Pracht und Reichtum vorhanden war. Zugleich entschloß er sich auch schon, noch zur selben Nacht einen guten Streich zu tun. Da gebot er seinem Knechte, genau um Mitternacht den Schloßherrn zu erschlagen. Hernach wollten sie sich des Goldes bemächtigen und in aller Frühe davonzukommen trachten.



Als nun im Schloß alles zu Bett gegangen war, konnte allein dessen Besitzer keinen Schlaf finden. Er war tiefbeunruhigt und wußte nicht warum. Kaum lag er im Bette und versuchte einzuschlummern, da schrak er schon wieder empor und meinte, es bedrohe ihn etwas in der Finsternis. Also stand er wieder auf. Und da nun die unerklärliche Angst, dieses seltsame Vorgefühl wie von etwas Schrecklichem, ihn nicht verlassen wollte, beschloß er einen Rundgang durch die Burg zu machen und begab sich kurz vor Mitternacht aus dem Palast zum Burgtor, wo er mit dem Pfortner etliche Worte sprach, um sodann den Wehrgang zu ersteigen und diesen entlang zu gehen. Gast Einaug dagegen, der seine Sache bei

dem Knecht in guten Händen wußte und erst nach vollbrachtem Mord zum Raub geweckt werden wollte, schnarchte schon längst. Derweil saß der Knecht trinkend in seiner Kammer und wartete darauf, daß es Mitternacht wurde. Und nun hort! Sowie die entscheidende Stunde gekommen war, ergriff der Knecht sein Schwert und verließ seine Kammer. Er hatte aber zuviel getrunken, drum war er seiner Sinne nicht ganz mächtig. Heimlich betrat er das Gemach des Schloßherrn und fand dieses leer. Jetzt vermeinend, er habe in seinem Rausch die falsche Tür erwischt, schlich er in die Kammer nebenan, darin sein Herr schlief, und stieß diesem in der Dunkelheit das Schwert in die Brust. Der schwerverwundete Ritter fuhr brüllend aus dem Schlaf und erhielt im nächsten Augenblick einen furchtbaren Hieb, der ihm den Schadel spaltete. Doch von dem Lärm waren etliche Leute im Schloß wach geworden. Bewaffnet kamen sie herbeigelaufen und überwältigten nach kurzem Kampf den Mörder. Gleich darauf erschien auch der Ritter von Ramstein, und da erkannte der gefesselte Knecht, daß er nicht diesen, sondern seinen eigenen Herrn getötet hatte. Und nun bekannte er, was hier geplant und mißlungen war. Wenige Tage später endete er auf dem Blutgerüst.

Die schöne Imagina

Zur Zeit des deutschen Königs Adolf von Nassau, der, an Hausmacht allzu schwach, nichtsdestoweniger ein tatkräftiger Herrscher war, trieb Frankreich wieder einmal sein altes Spiel und erregte Unruhen im Reiche, um hernach möglichst ungehindert zu einem großen Raube zu kommen. Damals verband sich mit den Franzosen der Bischof von Straßburg, und gegen diesen zog Adolf zunächst ins Feld, um den Verräter unschadlich zu machen. Allein, der König hatte Unglück. In seiner draufgängerischen Art wagte er sich bei einem Scharmützel all zu weit in die Reihen seiner Gegner, wurde dabei verwundet und war gar getötet worden, wenn seine Getreuen ihn nicht im letzten Augenblick noch herausgehauen hätten. Bald darauf wandte sich der Feind zur Flucht. Adolf wurde in ein nahebei gelegenes Nonnenkloster gebracht und blieb hier etliche Wochen, indes seine Wunden sich langsam schlossen.

Nun gab es da unter den Schwestern, die den König betreuten, eine junge Novizin von auserlesener Schönheit, die fast keine Stunde vom Lager des Wunden wich und sich sonetwegen geradezu autopferte. Sie hieß Imagina und stammte aus einem alten burgundischen Geschlechte. Adolf wandte ihr immer mehr seine Aufmerksamkeit zu und konnte sich bald nicht mehr verhehlen, daß ihr Liebreiz den stärksten Eindruck auf ihn gemacht hatte. Ja, es geschah, daß er sie ordentlich vermißte und geradezu verdrossen ward, wenn sie nur kurze Zeit nicht bei ihm war. Drum sagte er eines Tages wie leichthin scherzend zu ihr: „Ich weiß nicht, edle Jungfrau, ob ich Euch für all Eure Muhe danken soll. Denn seht, meine Wunden haben sich zwar unter Euren schonen Händen geschlossen, doch dafür habt Ihr mir im Herzen eine viel tiefere Wunde geschlagen. Wie wollt Ihr die nun wieder aus der Welt schaffen?“

Erschrocken schaute Imagina den König an. Dann errotete sie und ging ganz verwirrt aus dem Gemach, ohne ein Wort erwidert zu haben. Adolf lachte zwar frohlich hinter ihr drein und meinte, sie werde wohl bald wieder zurückkehren, doch war er recht betroffen, als gegen Abend eine andere Nonne bei ihm erschien und sagte, Imagina sei unpaßlich und könne infolgedessen ihren Dienst fürs nächste nicht mehr verrichten. Mit gerunzelter Stirn und schweigend lag dann der König lange da, immerfort mit seinen Gedanken bei der jungen Novizin und sich verwunschend, weil er sie durch seine vorschnelle Erklärung vielleicht für immer verschreckt hatte. In den folgenden Nächten mochte er niemanden in seiner Nahe haben. Schlaflos dachte er an die Geliebte und hoffte sehnlichst, daß er sie noch einmal zu sehen bekomme, ehe er das Kloster verlasse. Wie aber beglückte es ihn, als sie ganz unerwartet in der viertfolgenden Nacht sein Gemach betrat! Es war zur Zeit, da alles im Kloster schlief. Mit einer flackernden Kerze in der Hand, und nachdem sie fast gerauschlos die Tür hinter sich geschlossen hatte, trat Imagina an das Lager des Königs und sagte hastig: „Gnadiger Herr, ich habe Euch Wichtiges zu melden. Der Bischof von Straßburg stellt Euch nach und will Euch noch in dieser Nacht hier im Kloster aufheben lassen. Ich bin gekommen, um Euch einen Weg zur Flucht zu zeigen. Das äußerste Pfortlein des Klostergartens führt in den Wald, und ein

schmaler Pfad leitet von dort zum Rheine, den Ihr in kaum einer halben Stunde erreichen konnt Am Ufer findet Ihr gewiß einen Fischerkahn zur Überfahrt Also erhebt Euch schnell, damit ich Euch den Weg zeige! Den Schlüssel zur Gartenpforte habe ich mir bereits verschafft ‘

Wie man sich denken kann, saumte der König nicht lange Unter Führung der jungen Nonne und von seinem Hunde, einem Windspiel, begleitet, hastete er durch den dunklen Garten zum Walde Imagina schloß ihm das Pfortlein auf und wollte sich dann von ihm verabschieden



Adolf jedoch umschlang sie und bat sie, schon um ihrer eigenen Sicherheit willen, so dringend, bei ihm zu bleiben, daß die sehr Erregte, nachdem sie einige Sekunden wie ohnmächtig in seinen Armen gelegen und sich von ihm hatte küssen lassen, plötzlich ihre Zustimmung gab und, ihren Schleier abnehmend, mit dem König und unter dessen Mantel entfloh

Am Rheine angelangt, fanden sie bald einen Fischer, der sie übersetzte. Anderen Morgens, noch vor Sonnenaufgang, kehrten sie bei einem Ritter ein, der sie höchst überrascht empfing und noch am gleichen Tage unter starkem Geleit ins Schwabische brachte. Kaum eine Woche später erreichten sie eins von Adolfs Schlössern in Nassau. Hier blieb Imagina, indes der König wieder gegen den Straßburger zog und mit diesem abrechnete. Später verbrachten sie eine sehr glückliche Zeit auf einer Burg, die Adolf für seine Liebste in einem Felsentale der Oide, unweit von Schwalbach, erbaut und „Adolfseck“ genannt hatte. Hier befand er sich stets, wenn es seine politischen Geschäfte zuliessen. Doch war beiden kein langes Leben mehr vergönnt, Adolfs Stern neigte sich bereits dem Untergange zu. Sein scharfster Gegner, Albrecht von Östreich, strebte nach der deutschen Krone und wurde darin von dem Mainzer Erzbischof unterstützt. Schon rückte jener mit einem sehr starken Heere heran. Da zog ihm Adolf entgegen. Imagina aber wollte sich diesmal nicht von dem Geliebten trennen, sondern folgte ihm, ohne daß er darum wußte, in ritterlicher Tracht. Unweit von Worms traf sie wieder mit ihm zusammen und wollte gar — die beiden Heere hatten sich bereits zur Schlacht aufgestellt — auch während dieses Treffens in seiner unmittelbaren Nähe bleiben. Nur mit Muhe vermochte Adolf sie zu überreden, daß sie in dem unweit gelegenen Kloster Rosenthal den Ausgang der Schlacht abwartete.

Dann ertonten die Trompeten. Adolf war bald mitten im Kampfgewühl und suchte nach seinem Gegner. Und neuerdings hatte er Unglück. Sein Pferd brach, zu Tode getroffen, zusammen und walzte sich über ihn. Dabei verlor er das Bewußtsein und wurde so zurückgetragen. Kaum war er jedoch wieder zur Besinnung gekommen, als er sich den Armen der ihn Betreuenden entriß und in seinem Ungestüm ohne Helm in die Schlacht zurückstürzte. Schon sah er den ihm so sehr verhassten Nebenbuhler und wollte gerade das Schwert gegen ihn schwingen, als ein wuchtiger Schlag seinen Kopf traf. Kampf unfähig am Boden liegend, er hielt er dann noch — wie es heißt, von Albrecht selbst — einen letzten furchtbaren Hieb.

Damit war die Schlacht verloren. Adolfs Truppen wandten sich zur Flucht. Imagina sah es aus der Ferne mit Entsetzen und wartete dann

vergeblich auf einen Boten, der sie zu dem Geliebten führe. Schon wurde es Nacht, da erblickte die völlig Verzweifelte plötzlich des Königs Windspiel, das ihn auch in der Schlacht nicht verlassen hatte und jetzt, klaglich bellend, auf die Herrin zu und an ihr emporsprang, windschnell enteilte, um doch sogleich wieder zurückzukehren, an ihrem Gewande zu zerren und aufs neue davonzustürmen. Von einer schrecklichen Ahnung ergriffen, folgte die hohe Frau dem treuen Hunde und wurde auf diese Weise zu der Leiche des Königs geführt, die grauenhaft bleich und blutig in der Nähe eines Wachtfeuers lag. Mit einem furchtbaren Schrei warf sich Imagina über den Geliebten. Am nächsten Tage ließ sie den Toten zu dem Kloster Rosenthal überführen und dort bestatten. Und hier wiederum hat man sie eines Morgens tot auf dem Grabe des Königs gefunden.

Der Drache von Worms

Einst lag ein riesiger Drache vor den Toren von Worms und verheerte hier alles Land. Sein Rachen, der von giftigen Zähnen starrte, spie Feuer, und seine Augen glichen zwei schrecklich blitzenden Karfunkelsteinen. Wer ihn sah, den bannte die Angst. Nachts horte man sein hungriges Gebrüll. Der Versuch, das Untier mit gewaltigen Steinen, die man mittels einer Schleudermaschine auf ihn warf, zu toten oder wenigstens zu vertreiben, mißlang. Einige von den mutigsten Männern, die sich bei entstehender Hungersnot vorsichtig aus der Stadt begaben, um von den Feldern und aus den Gärten einige Frucht zu holen, kamen ums Leben. Dabei stellte sich aber heraus, daß der Drache sich jedesmal, wenn er einen Menschen verschlungen hatte, auf kurze Zeit verzog. Und da nun die Wormser die Wahl hatten, entweder alle miteinander zu verhungern oder von Zeit zu Zeit einen von den ihrigen zu opfern, wählten sie das Letztere und ließen stets von neuem durch das Los bestimmen, wer dem Drachen vorgeworfen werden sollte. So ging das lange Zeit. Dann aber entstanden Unruhen in der Stadt, denn, so murrten die Leute, man liefere die Armen dem Tode aus, während die Vornehmen und Reichen das Los nicht zu ziehen brauchten. Das horte die Königin

von Worms, deren Gatte verstorben war. Sogleich trat sie vors Volk, gab den Armen Recht und bestimmte, daß hinfort alle das Los ziehen mußten, und daß auch sie selbst davon nicht verschont bleiben wollte.

Nun gab es damals in der Stadt drei Brüder, die riesenhaft groß waren und das Handwerk der Messerschmiede betrieben. Diese waren schon seit vielen Monden dabei, einen stahlharten Panzer zu schmieden und diesen geradezu igelhaft mit zahlreichen haarscharfen Klingen zu besetzen. Dazu verfertigten sie ein großes Schwert, das die kräftigsten Männer von Worms kaum aufzuheben vermochten. Und als eines Tages die Königin von dem Los getroffen wurde, dem Drachen ausgeliefert zu werden, da trat einer von den Brüdern vor sie hin und sagte, er werde an ihrer Stelle hinausgehen und sogar den Drachen zu erlegen versuchen, wenn sie verspreche, nach siegreich bestandenem Kampf seine Frau zu werden. Hierin willigte die Königin ein. Da zog der Kämpfer den mächtigsten Panzer an und schritt, das gewaltige Schwert in den Händen tragend, durchs Tor ins Freie hinaus. Draußen wartete er, im Sonnenschein blitzend und schimmernd, bis der Drache auf ihn zugeschossen kam. Wie aber entsetzten sich alle, die auf den Mauern standen und den Kampf erwarteten, als sie sahen, daß der Mann sich garnicht verteidigte, sondern im Nu von dem grausen Untier verschlungen wurde! Gleich darauf zwar erlebten sie etwas ganz anderes, denn da richtete sich der feuerschnaubende Wurm plötzlich brüllend auf, schlug rasend mit den Tatzen um sich, fiel wieder hin in den Staub und walzte sich grauenhaft ächzend und rochelnd darin —, bis er endlich verzuckte und bewegungslos da lag. Zugleich aber sah man, wie mit einem Mal der ungeheure Leib des toten Tieres aufklaffte und wie aus der entstandenen Öffnung, immer noch sein jetzt blutiges Schwert tragend, der panzerstarrende Riese trat. Dieser schlug dem Drachen das Haupt ab und kehrte dann von allem Volk mit lautem Jubel begrüßt, in die Stadt zurück. Da gab es ein großes Fest. Die Königin vermählte sich dem Sieger, der von allen Adligen und Burgern sofort zum König ausgerufen wurde. Auch hat man die Stadt hinfort nach dem schrecklichen Wurm „Worms“ genannt und am Rathaus ein Bild angebracht, das die drei Brüder, den Drachen und die Königin mit ihrer Krone darstellte.

Der Siegfriedsbrunnen im Odenwald

Wie jeder weiß, lebte zu Worms an dem königlichen Hofe Siegfried, der zu Xanten, da „nieden by dem Rine“, als Siegmunds Sohn geboren und nach mancherlei Abenteuer in Worms erschienen war, um hier Kriemhild, die Schwester des Burgunderkönigs Gunther, zum Gemahl zu bekommen. Auch ist allbekannt, wie zwischen Brunhild, Gunthers Gattin, und Kriemhild jene Feindschaft begann, deren Ende es war, daß der grimme Hagen den lichten Recken vom Niederrhein auf der Jagd erschlug. Heute noch zeigt man im Odenwald jene Quelle, wo der Mord geschah. Es ist der Lindelbrunnen bei Hiltersklingen (andere zwar meinen, es sei der Brönn bei Grasellenbach). Wie man noch im vorigen Jahrhundert erzählte, erschien Siegfried dort im Sommer fast alltaglich bei dem Wasser und wandelte in dessen Umgebung umher, als eine gewaltige und lichtumflossene Gestalt, mit zwei mächtig strahlenden Hörnern auf der Stirn. Deshalb hüteten sich früher auch die Hirten, dem Lindel- oder Siegfriedsbrunnen um die Mittagszeit nahe zu kommen, denn gerade zu dieser Stunde ging dort stets der Geist des toten Helden um.

Das Felsenmeer im Odenwald

Vor Zeiten, als es im Odenwald noch Riesen gab, wohnten zwei davon in der Gegend von Reichenbach, der eine auf dem Felsberge und der andere auf dem weiter südlich gelegenen Hohenstein. Die bekamen eines Tages Streit miteinander und bewarfen sich in ihrer Wut mit mächtigen Felsblöcken. Dazumal war der Felsberg noch ziemlich kahl. Auf dem Hohenstein dagegen lagen Steine in solcher Menge, daß der daselbst hausende Riese gleich von Anfang an im Vorteil war. Er überschüttete dann auch seinen Gegner so heftig damit, daß dieser binnen kurzer Zeit unter den gewaltigen Blöcken begraben lag. Und darunter liegt er auch heute noch. Man braucht nur einmal fest auf die Kuppe des Felsberges zu treten, so brüllt in der Tiefe der Riese schaurig auf. Ferner wird man es jetzt verstehen, woher jene sogenannten „Felsenmeere“ stammen, die man auf dem Weg nach Reichenbach findet. Das sind nämlich lauter

Steine, die einst auf dem gegenwartig ganz kahlen Hohenstein gelegen haben und von dem dortigen Riesen herübergeschleudert worden sind

Das Kutschar im Wachwendel

Im Wachwendel, einem Flurgewann zwischen Worrstadt und Enzheim, ist es nicht ganz geheuer. Da soll man sich zumal in der ersten Stunde nach Mittag und nach Mitternacht vorsehen, daß man nur ja nichts Unrechtes sagt oder tut. Denn dort haust das Kutschar, ein seltsamer Geist, von dem schon mancher hart gestraft worden ist, der auf krummen Wegen ging.

So war einmal einem Bauer das Viehfutter ausgegangen, worauf er sich in jenes Gewann begab, um dort heimlich ein Stuck Klee zu mahen, das ihm nicht gehörte. Da vernahm er plötzlich einen leisen Warnungsruf aus der Luft, hielt auch einen Augenblick in seinem unredlichen Werke ein — und mahte dann eilig weiter. Aber da stürzte ihm schon ein unförmiges, kopfloses Ding in den Nacken und umkrallte ihn. Das hat er, nach Worrstadt fliehend, bis kurz vor den Ort tragen müssen und ist dabei noch gut fortgekommen, denn manchem anderen Bosericht hat das Kutschar den Hals umgedreht.

Vor allem konnte es der Geist nicht leiden, wenn man seiner spottete oder ihn im Übermut gar herbeirief. Das hat einmal ein junger Mann getan, der nachts ziemlich betrunken von der Enzheimer Weinprobe nach Hause ging. Der sang und grohlte, lachte und schrie wie ein Verrückter in den dunklen Wald hinein und kam dabei zu jener gefährlichen Gegend, die man den „Wachwendel“ nennt. Statt nun möglichst das Maul zu halten und sich schleunigst davonzumachen, schrie der junge Kerl herausfordernd „Komm, Kutschar, komm!“ in den dusteren Busch hinein —, und da hatte er ihn auch schon wie Blei im Nacken. Noch verrückter, tat er jetzt alles, um das Gespenst wieder vom Leibe zu bekommen. Da warf er sich schimpfend hin und wälzte sich wie ein Wahnsinniger auf der Landstraße herum. Auch stieß er, wütend und so hart er es konnte, mit seinem Rücken wiederholt an Baumstämme und Steinblöcke. Doch damit tat er nicht dem Kutschar, sondern nur sich

selber weh. Überdies schien jetzt der Geist auf seinem Rücken immer mehr anzuschwellen, wobei er zentnerschwer ward. Und da blieb dem jungen Menschen endlich nichts anderes übrig, als sich darein zu fügen und, tiefgebeugt unter seiner schweren Last, nach Worrstadt hin zu schwanken. Zitternd und schwitzend ist er dort angekommen. Hernach hat er jahrelang verschwiegen, was ihm in jener bösen Nacht geschehen war. Erst, als er älter geworden war und einmal von etlichen Jungen horte, daß sie nicht an das „Kutschar“ glauben wollten, ruckte er mit dem Erlebnis heraus und sorgte dafür, daß sie nicht die gleiche Dummheit begingen.

Die Wiesenjungfrau

In der Nahe von Auerbach an der Bergstraße hutete eines Tages ein Bub auf einer schmalen Talwiese, nicht weit von dem alten Schlosse, die Kühe seines Vaters. Da umfaßten plötzlich von hinten her zwei weiche Hände seine Wangen, und als er sich erschrocken umwandte, siehe, da stand eine wunderschöne Jungfrau vor ihm, die vom Kopf bis zu den Füßen in zarte weiße Schleier gehüllt war. Diese lachelte ihn freundlich an und wollte ihm gerade etwas sagen, als er sich, ganz verwirrt, losriß und, wie vom Teufel gehetzt, davonlief. Erst in einiger Entfernung blieb er stehen und schaute sich um. Aber da war die Fremde schon verschwunden.

Seitdem schien dem Jungen jene Talwiese nicht recht geheuer. Doch besaß sein Vater nur diese eine Wiese, und drum blieb dem Bub nichts anderes übrig, als die Kühe auch am nächsten Tage wieder dorthinzutreiben und so immer fort. Zunächst tat er das mit einiger Scheu und gab stets Obacht, daß er nicht wieder von der Jungfer überrascht wurde, denn sie hatte ihm einen heillosen Schrecken eingejagt. Mit der Zeit aber vergaß er sie. Und jetzt geschah es eines Mittags zwischen elf und zwölf Uhr, daß er, am Waldrand sitzend und seine Herde überwachend, mit einmal etwas in den welken Blättern am Boden rascheln horte und eine kleine Schlange erblickte, die eine blaue Blume im Maule trug. Diese erhob sich zierlich vor ihm und sprach: „Nun lauf mir nur nicht gleich



wieder fort, lieber Bub, sondern hore gut zu! Du könntest mich erlosen und brauchtest garnicht viel dabei zu tun Nimm diese Blume, die der Schlüssel zu meinem Kammerlein droben im Schlosse ist, und schließe dieses auf Viel Geld wirst du darin finden “ Doch weiter kam sie nicht, denn schon sprang der Junge, der kaum zugehört hatte, entsetzt auf und lief, wie schon beim vorigen Mal, schleunigst davon

Hernach fanden es seine Eltern recht sonderbar, daß der Junge plötzlich garnicht mehr die Kuhe huten, sondern eine andere Arbeit verrichten wollte Da sie jedoch sonst niemanden hatten, der an seiner Stelle die Hut übernehmen konnte, trieben sie ihm die Mucken bald aus Also mußte der Junge auch fuderhin alltaglich auf jene Wiese. Und jetzt erlebte er es zum zweitenmal, daß er eines Mittags zwei weiche Hände an seinen Wangen spürte und sich, herumfahrend, der Jungfer

gegenüber sah. Gar flehentlich bat sie ihn darauf, daß er sie doch erlöse. Auch sagte sie ihm genau, was er dabei zu tun habe. Allein — der Junge war allzu blode. Mit aufgerissenen Augen und am ganzen Leibe zitternd, starrte er die Jungfer wie ein Gespenst an und entrang sich ihr dann mit einem jähren und verzweifelten Ruck. Sie aber klagte, indes er floh. „Weh mir, daß ich mein Vertrauen gerade auf dich gesetzt hatte! Jetzt muß ich wieder solange warten, bis auf dieser Wiese ein Kirschbaum herangewachsen ist und aus dessen Holz eine Wiege gemacht wird. Denn nur das Kind, das man dann in diese Wiege legt, wird mich, wenn es erst einmal herangewachsen ist, erlösen können.“ Und damit verschwand sie. Der Bub aber, so wird berichtet, ist nicht alt geworden. Woran er starb, das weiß man nicht.

F r a n k f u r t s G r u n d u n g

Kaiser Karl der Große hatte einen schweren und lange währenden Krieg mit den Sachsen. Dabei wurde er einmal von ihnen in einer blutigen Schlacht geschlagen und mußte mit dem Rest seines Heeres fluchten. Viele Tage war er dann, dauernd von den Siegern bedrängt, auf dem Ruckzug. Und nun kam er an einen breiten Fluß, über den es keine Brücke gab. Zudem war alles ringsumher dicht in Nebel gehüllt, sodaß man auch keine Furt in dem Flusse ausfindig zu machen vermochte. Schon staute sich das Heer, und schon brachen die Sachsen wieder hervor und drohten auch noch den Rest der Franken nieder zu machen. In dieser Not fiel Karl auf die Knie nieder und bat Gott um Rettung. Und siehe, da glühte plötzlich im Dunst die Sonne auf, und jetzt verteilten sich die Nebelschwaden und ward der Fluß in seiner ganzen Breite sichtbar. Mitten im Wasser aber erblickten die Franken eine weiße Hirschkuh, die dort mit ihren Jungen ruhig zum anderen Ufer schritt. So ward Karl die gesuchte Furt gewiesen. Als bald folgte er mit seinen Kriegern den Tieren, verschanzte sich am anderen Ufer und sah zu gleich, wie sich der Nebel wieder zwischen ihn und den Feind nieder senkte. Da rief er in seiner Freude: „Diese Stätte soll fortan der Franken Furt heißen, und dort drüben mögen auf immer die Sachsen hausen.“

Später sind diese beiden Namen auch erhalten geblieben und zwar für die beiden Städte Frankfurt und Sachsenhausen, die sich ebendort erhoben. Eine Brücke verband sie bald. Und mitten darauf hat man sodann dem Kaiser Karl ein Standbild gesetzt.

Der Hahn auf der Alten Brücke zu Frankfurt

Als man zu Frankfurt die Alte Brücke bauen wollte, hatte man ziemlich Eile damit. Drum trug man dem Baumeister auf, sie binnen einer bestimmten Zeit fertigzustellen. Ja, man verpflichtete ihn dazu bei seinem Leben. Hernach wurde das große Werk auch mit allem Eifer betrieben. Doch bald sah der Baumeister ein, daß er zuviel versprochen hatte. So geriet er in immer größere Bedrängnis. Und als nun der Tag herannahte, an dem die Brücke fertig sein sollte, und immer noch zwei Bogen daran fehlten; da wußte sich der Mann keinen anderen Rat mehr, als den Teufel um Hilfe anzurufen. Dieser war auch sogleich zur Stelle und fragte, was von ihm begehrt wurde. Da fiel der Baumeister vor ihm nieder und bat ihn flehentlich, das Werk bis zum nächsten Morgen zu vollenden. Drauf erwiderte der Böse: „Das will ich wohl tun, aber dafür muß mir das erste lebende Wesen gehören, das über die Brücke geht.“ Nun dachte der Baumeister in seiner Aufregung garnicht daran, daß er selbst nach altem Brauch als erster die Brücke überschreiten mußte, und willigte ein, indem er ganz erlost sagte: „Ja, ja, so soll es sein, wenn nur der Bau rechtzeitig fertig wird!“ Und jetzt verschwand der Teufel, und in der folgenden Nacht begann auf der Brücke ein unheimlich betriebiges Schaffen. Das war ein Klopfen und Poltern, Stampfen und Knarren, Quetschen und Krachen, als würde der Bau nicht etwa vollendet, sondern wieder niedergerissen. Der Baumeister, der nicht zu schlafen vermochte und in seiner Stube am Fenster stand, sah jedoch, wie in der vom Mond erhellten Nacht die Lucke in der Brücke sich mit gespenstischer Schnelligkeit schloß. Da war er sehr froh, daß er am anderen Tage den Frankfurter das Werk vollendet übergeben konnte. Dann aber fiel ihm ein, was er dem Bösen als Lohn für die Arbeit versprochen hatte, und daß er

selbst ja als erster über die Brücke gehen und dabei dem Teufel in die Hände fallen mußte. Hierüber erschrak er so sehr, daß er jetzt noch ver- zweifelter war als am Abend zuvor, wo er den Bosen beschwor. Ver- gebens sann er bis zum Morgengrauen darüber nach wie er sich retten konnte. Schon glaubte er sich verloren, als der Hahn krahnte und ihm zugleich ein guter Gedanke kam. Wenige Stunden später verwunderten sich die festlich zur Einweihung der Brücke erschienenen Frankfurter darüber, daß der Baumeister sich mit einem großen und kräftigen Hahn unter dem Arm einstellte. Man fragte ihn, der überdies totenblaß und verstört aussah, was er denn mit dem Tiere vorhabe. Doch schwieg er. Und als er nun über die Brücke gehen mußte, da trieb er den Hahn mit aufgeregten Rufen und Gebarden vor sich her. Der Teufel dagegen sah sofort, welch ein Streich ihm da gespielt wurde, und ergriff rasend den Hahn, zerriß ihn und warf die beiden Stücke mit solcher Gewalt nieder, daß in der Mitte der Brücke ein großes Loch entstand. Dieses hat man später nie zu schließen vermocht, und drum deckte man es mit Balken zu. Zum Andenken an dieses Geschehnis aber ließ der Baumeister an der Brücke einen goldenen Hahn anbringen.

Pferdehandel zu Frankfurt

Von einem seltsamen Pferdehandel, der im Jahre 1478 zu Frankfurt stattfand, erzählt uns Lersner in seiner „Chronica oder ordentlichen Beschreibung der Stadt Frankfurt“ das Folgende: „Anno 1478 Verkauft Hederich Wolff Steinmetzen einem Wein-Schenken ein Pferd / ware 12 fl werth / vor Erbsen / in dergestalt / als ob das Pferd hatt 4 Huff- Eyssen / und jeglich Eyssen 8 Nagel, wahren 32 Nagel / solt ihm allein die Nagel bezahlen, also daß er vor den ersten Nagel solt geben eine Erbs / fur den zweyten zwo / fur den dritten 4 / vor den vierdten 8 und so fort zu duppliren / so lang biss er hatte die 32 Nagel zahlt / und nahmen darzu Zeugen dess Kauffs und trancken weinkauff darüber. Da sie nun die Erbsen rechneten / brachten sie mehr dann 5000 Achtel heraus / woruber sie vor Gericht kommen sind / und ist endlich durch ihr derer Parthien Freund und Doctores die Sach verglichen und gutlich

hingelegt worden / also dass Hederich für sein Pferd statt der Erbsen 80 fl bekam / und hat der Wolff Steinmetz noch darüber 20 fl Unkosten und Geschenck angewendet / welches ihm jedermann wohl gonnete / dann er ware ein armer Steinmetz gewesen und durch Weinschencken sehr reich worden “

Die 9 in der Wetterfahne zu Frankfurt

Zu einer Zeit trieb in den Waldern um Frankfurt ein Wilderer sein Wesen, der hieß Hans Winkelsee und war ein solch geschickter Mensch, daß man ihn nicht zu stellen, geschweige denn zu fangen vermochte. Dabei hielt er sich nicht nur in den Waldern auf, sondern kam auch in die umliegenden Dorfer, wo er bei manchen Bauern einen Unterschlupf hatte und von deren Töchtern gern gesehen ward. Nun dachte er in seinem freien Leben gewiß nicht daran, eine von den letzteren zur Frau zu nehmen und so seine Ungebundenheit aufzugeben. Anderer seits fiel es ihm garnicht ein, deshalb den Jungfern aus dem Weg zu gehen. Es schien, als ob er nach rechter Jägerart auch die Mädchen für eine Art Wild nehme, und das sollte sich zuletzt böse an ihm rächen. Da war nämlich eine Schwarze, die ihn mehr als alle anderen zu fesseln vermocht hatte, und die es ihm nicht vergessen konnte, daß sie schließlich von ihm verlassen worden war. Sie kannte seine geheimsten Schlupfwinkel und auch jene Gegend im Walde, wo er gleichsam sein Standrevier hatte. Und als sie nun keine Hoffnung mehr besaß, ihn je wieder an sich binden zu können, ging sie in ihrer Eifersucht hin und verriet ihn einem Forstmeister.

Wenige Tage später ward Hans Winkelsee mitten im Tann gestellt. Von neun Schützen sah er sich im Halbkreis umgeben, die ihre Büchsen schußfertig auf seine Brust gerichtet hielten. An ein Entrinnen war nicht mehr zu denken. Da gab er sich gefangen und ward, fast im Triumph, von ihnen nach Frankfurt gebracht, wo man ihn kurzer Hand zum Tode verurteilte und fürs nächste in das Eschenheimer Thor warf. Am neunten Tage danach sollte er hingerichtet werden. Ruhlos strich er in seinem finsternen und engen Verließ auf und ab. Er war, was man wohl schon erraten hat, ein noch junger Mensch, in der weiten Freiheit seiner Walder

aufgewachsen und voll einer glühenden Lebensfreude Jetzt ergriff ihn die Verzweiflung Daß er sobald sterben sollte, vermochte er garnicht zu lassen Verstört hockte er auf seinem harten Lager und fragte sich, weshalb er denn so furchtbar gestraft werden sollte, da er doch nie auf einen Menschen geschossen hatte, sondern immer nur auf Tiere Und das Wild, so meinte er, gehöre doch allen Leuten und keineswegs einer einzelnen Stadt Dann wiederum kam ihm die Geliebte in den Sinn, die ihn ver-raten hatte, und da brach ein boser Zorn in ihm auf Gleich darauf sah er sich erneut von den Jägern umstellt, deren Büchsen auf seine Brust gerichtet waren Und jetzt fiel ihm etwas Seltsames ein Jene Schwarze war nämlich von allen seinen Freundinnen die neunte und letzte gewesen Neun Jäger hatten ihn zur Strecke gebracht Und neun Tage sollte er im Turm liegen ehe er zum Galgen geführt wurde „Also“, sagte er sich, grimmig auflachend, „ist die Neun meine Ungluckszahl Das hatte ich vorher wissen müssen“

Die folgenden Nächte vermochte er kaum zu schlafen Immer wieder schrak er aus einem furchtbaren Traume fuhr entsetzt von seinem Lager auf und wußte erst wieder, wo er sich befand, wenn er die alte Wetter-fahne auf dem Turm greulich quietschen und knarren horte In den letzten Nächten aber, die sehr sturmisch waren, ließ ihn gerade das ab-scheuliche Geräusch jener Wetterfahne nicht zum Schlaf kommen Es klang ihm fast gespenstisch Und in seiner tiefen Verwirrung, die sich bis zur letzten Nacht immer noch steigerte, richtete er seinen ganzen Zorn nur auf die Wetterfahne, gleichsam als wäre sie der Inbegriff seines Unglücks Ja, er schwur ihr Rache zu und sagte sich „Neun Nächte hat sie mich elend gequält, und drum will ich ihr auch neun Kugeln durchs Blech jagen, wenn ich mir vor dem Tode noch eine letzte Gnade aus-bitten darf“ Schon sah er sich mit der geliebten Buchse im Arm drunten vor dem hohen Turme stehen und mit unfehlbarer Sicherheit Schuß um Schuß hinaufsenden, sodaß sich das verrostete Ding wie ein lebendes Wesen kreischend im Kreise drehte Merkwürdigerweise gelang es ihm auch ganz gut, sich mit dieser rachsüchtigen Vorstellung über den letzten Einst hinwegzutauschen, der ihm selber bevorstand

So kam die Stunde heran, in der man ihn auf den Markt führte und



dort den Stab über ihn brach. Zugleich drangte sich eine hochgewachsene und schwarzlockige Jungfer durch die Menge und rief, sie wolle nach altem Recht den Verurteilten vom Galgen losen, wenn er sie zur Frau nehme. Hans Winkelsee starrte die Schwarze böse an, wandte sich dann dem Gericht zu und sagte, er möchte sein Leben nicht jener verdanken, die ihn verraten habe. Drauf fugte er hinzu, wenn aber hier schon von einem alten Recht die Rede sei, so bitte er sich eine Gnade aus. Und damit wies er auf die Wetterfahne droben auf der Spitze des Eschenheimer Tors „Diese“, so sprach er, „hat mich mit ihrem Lärm in den letzten neun Nächten genugsam geplagt, sodaß ich es ihr jetzt heimzahlen möchte. Und da, wie ich derweil erkannt habe, die Neun meine Unglückszahl ist, will ich ihr Bild für immer mit neun Kugeln droben in das alte Blech hineinschießen. Laßt es mich tun, und dann verfährt mit mir, wie ihr wollt!“ Hierauf sagte der Richter, indes er un-

verhohlen mit Wohlgefallen auf den jungen Wilderer schaute, der trotz seiner zermurbenden Haft so ruhig und kaltblutig vor ihm stand „Das soll dir wohl gewahrt werden, und da nun einmal jedem Meisterschuß ein Preis gebührt, wird dir gewißlich die Neun zur Glückszahl werden, wenn dir dein Vorhaben gelingt ‘ Damit ließ er Winkelsees Buchse herbeiholen und ihm dazu neun Kugeln geben Das Volk ringsum aber geriet jetzt in nicht geringe Aufregung „Hansel, gib Acht, es geht um deinen Hals“, schrie man ihm zu —, und schon krachte der erste Schuß, worauf sich droben die Wetterfahne zu drehen begann Und Schuß auf Schuß folgte in geringen Abständen, und jedesmal erwies droben das Kreischen des wirbelnden Blechs, wie gut die Kugel gesessen hatte Neunmal schoß Hans Winkelsee, und als hernach die Wetterfahne endlich stille stand, sah man deutlich in ihr das gutgezeichnete Bild einer Neun

Da wollte der Beifall des Volkes kein Ende nehmen Der Frankfurter Bürgermeister aber sprach „Hansel, nun bist du ledig und frei Und weil du solch ein guter Schutze bist, sollst du fortan unser Stadtschutzenhauptmann sein Sagt dir das nicht zu?“ Hans Winkelsee schaute den Bürgermeister einen Augenblick stolz an Dann entgegnete er „Ich danke Euch, daß Ihr mir das Leben schenkt Doch laßt mich wieder dorthin ziehen, wo ich allein glücklich bin Denn im Walde bin ich freier als in der freiesten Stadt“ Und damit warf er seine Buchse über die Schulter und schob sich lachend durch die frohliche Menge Seitdem hat man nie wieder etwas von ihm gehört

Der Erfinder des Apfelweins

Zu Frankfurt auf der alten Brücke steht ein Denkmal Karls des Großen Da sieht man den mächtigen Kaiser mit einem Schwerte in der rechten und mit dem Reichsapfel in der linken Hand Einst ging an diesem Bildnis ein Mann aus Sachsenhausen mit seinem Sohne vorüber Da beschaute sich der letztere das Denkmal und fragte dann den Vater, wer der steinerne Mann wohl sei „Dumm Oos“, erhielt er darauf zur Antwort, „waaßt de dann des net?‘ Siehst de net, daß er en Appel in der Hand hot? Des ist der Erfinder vom Äbbelwein “

DER MITTEL RHEIN

Willegis

Im Jahre 1009 wurde Willegis, ein frommer und sehr gelehrter Mann, zum Bischof von Mainz erhoben. Daß freuten sich viele Leute. Doch gab es auch welche, die an Willegis etwas zu tadeln fanden und zwar, daß er nicht von adliger, sondern von höchst geringer Herkunft war, sein Vater soll nämlich ein Wagner gewesen sein. Darüber spotteten vor allem die Mainzer Domherren und Stiftsgenossen. Auch meinten sie, dem neuen Bischof eine sonderliche Schmach anzutun, indem sie mit Kreide an alle Wände und Türen seines Palastes Wagenräder malten. Als Willegis diese Spottzeichen sah und sogleich begriff, was sie ihm sagen sollten, lachte er laut auf. Dann stand er eine Weile in Sinnen und ließ darauf einen Maler herbeiholen, dem er befahl, alsbald mit guter Farbe und schon ausgeführt auf sämtliche Türen und Wände seines Schlosses weiße Räder in leuchtend roten Feldern zu malen. Ferner gebot er, daß darunter das folgende Spruchlein gesetzt wurde: „Willegis, Willegis, denk, woher du kommen sis!“ Außerdem mußte ihm ein Wagner ein Pflugrad herstellen, das er an der Wand neben seinem Bette befestigte. So brachte er die dummen Spotter schnell zum Verstummen. Die Mainzer jedoch haben damals das so beschaffene Zeichen des Bischofs in ihr Wappen aufgenommen und führten seitdem weiße Räder im roten Schilde.

Der arme Spielmann

Er stand vor dem Mainzer Dom, im Gedränge auf dem Speisemarkt, und strich die Fiedel. Schlohweiß war sein Haar, durchfurcht sein

Gesicht und zerflickt seine Kleidung Die Kalte des Morgens ließ ihn zittern Noch mehr spürte er den Hunger, der ihn plagte Indes, wiewohl seine Finger steif vom Frost waren und er sich vor Schwäche kaum noch auf den Füßen hielt, fiedelte er doch unermüdlich weiter in das wirre Gebrause des Marktlarms hinein

Aber niemand achtete auf ihn Keine Münze fiel in seinen Hut Noch nicht einmal, daß ihm irgendeine barmherzige Jungfer einen Weck oder einen Apfel zugesteckt hatte Ja, es sollte noch schlimmer kommen Plötzlich tonte nämlich unweit von ihm eine andere Fiedel lustig auf, und als er bestürzt danach ausspähte, sah er, wie sich da die Menge mit lautem Zuruf um einen jungen, schwarzlockigen Spielmann scharte und nach dessen Weise frohlich zu singen begann

Da ließ der Alte entmutigt den Bogen sinken Einen Augenblick stand er noch wie verloren zwischen den sich froh an ihm vorüberschiebenden Menschen Und als ihm jetzt jemand eine Münze in die Hand drücken wollte, bemerkte er es noch nicht einmal, sondern schob sich in der Richtung zur nächsten Gasse fort Er hatte buchstäblich das Spiel aufgegeben Und als er hernach ziellos durch die Mainzer Straßen strich, sagte er sich halbverzweifelt immer wieder „Niemand hort mir mehr zu Was spiel ich da noch?! So muß ich jetzt auf den Bettelgang ziehen“

Aber das Betteln ist schwer für jemanden, der sein Brot rechtschaffen verdienen mochte Drum zogerte der Alte auch vor jedem Hause, mochte seinen Stolz nicht beugen, und als er es endlich, vom Hunger bezwungen, dennoch tat und einer unvermutet aus irgendeiner Haustür vor ihm hingetretenen jungen Frau bittend die Hand entgegenstreckte, sturzten ihm vor Scham die Tränen aus den Augen, indes er sagte „Um Gottes Dank!“

Die Angeredete erwiderte darauf etwas erschrocken „Seid Ihr nicht der alte Spielmann, der stets auf dem Speisemarkt“ Aber sie beendete den Satz nicht, sondern wandte sich flugs um und eilte ins Haus zurück, um guten Herzens sogleich eine Gabe zu holen Der Alte hingegen meinte, er habe die junge Frau verangstigt, ward darob noch mehr beschämt, als er es schon war, und ging eilig davon, nun fassungslos die Worte

wiederholend „Das kann ich nicht, und das will ich nicht Betteln, das mag ich nicht“

Er taumelte fast, als er eine abgelegene Kapelle erreichte. Wie auf der Flucht, sturzte er dort hinein. Hernach war es lange still. Da hockte der Greis auf den Stufen eines kleinen Altares und hielt das Gesicht in den Armen vergraben. Buntes Licht, das durch uralte Glasfenster strömte, hüllte ihn wie in eine verklärende Gloriole ein. Und als er endlich aufschaute, blickte er einem holdseligen Marienbild ins tröstlich lachende Gesicht und verlor sich ganz in dem, was er jetzt zutiefst fühlte. Die mütterliche Beschwichtigung Unserer Lieben Frau.

Dann sprach er zu ihr: „Du weißt es doch, immer habe ich den Leuten zur Freude gespielt, und einst, vor vielen Jahren, war es auch so, daß sie mich garnicht mehr fortließen, wenn ich irgendwo erschien. Da kannte ich keine Not, und da besaß ich überall gute Freunde. Aber das ist lange her, und die Freunde, die sind längst dahin. Niemand mag die alten Weisen mehr hören, und die neuen, die gehen nicht in meinen Sinn. Drum bin ich fast ein Gespott der Kinder, wenn ich auf dem Markte stehe und niemand mir zuhört. Was soll ich da noch auf der Welt?“ Dem Alten rannen die Tränen über die Wangen, als er gram erfüllt ausrief: „Wollest mich hinwegnehmen, Wollest mich zu Dir und unserem himmlischen Herrn emporheben!“ Und dann, nach langem Schweigen, mit schwächerer Stimme und zur Fiedel greifend: „So spiel ich Dir jetzt mein letztes Lied.“

Der Bogen zitterte auf den Saiten. Furs nächste vermochte der Greis in seiner Erregung garnicht zu beginnen. Was er aber schließlich spielte, war — so wie das Sprechen eines alten Mannes — sehr still, recht ernst, ein wenig umständlich und auch etwas abgehackt. Doch hatte es einen warmen Klang, solch einen tiefen Innenklang wie nur der Gesang eines Herzens, das viel Leid erfahren hat. Und genau so ertonte später die Stimme des Alten, als er flehend sang:

„Maria, du viel zarte,
Du bist ein Rosengarten,
Den Gott gezieret hat

Mit dem, der von dir geboren ward
So hor mich jetzo an!
Heb mich zu dir hinan!
Laß mich, den alten Mann,
Der nicht mehr leben kann,
Maria, du viel zarte,
In deinen Rosengarten!“

Die Stimme brach, und die Geige verklang. Der Alte, mit immer noch erhobenem Gesicht, kniete da wie erstarrt und als erwartete er, daß ihm nun gleich die Sinne schwanden, und daß er dann auf irgendeine unbegreifliche Art aus dieser Welt in die jenseitige hinübergangen werde.

Doch nichts davon geschah. Immer noch lachend und bewegungslos, schaute die Gottesmutter in die verlangenden Augen des Alten hinein. Dann aber, o Wunder, senkte sie plötzlich die Hand, schürzte ihr Kleid ein wenig und warf im nächsten Augenblick mit einer geschickten Bewegung von einem ihrer Füße den goldenen Schuh an die Brust des greisen Fiedlers. Gerade noch vermochte dieser das ihm so unvermutet zuteil gewordene Kleinod aufzufangen. Verblüfft hielt er es in der Hand und begriff kaum, was ihm da geschehen war. Dann aber verstand er, daß die Gottesmutter ihn leben hieß, und daß sie ihm mit solcher Kostbarkeit die Sorge um Speis und Trank für immer nehmen wollte. Freudestrahlend erhob er sich, dankte und verbeugte sich ungeschickt ein übers andere Mal, ehe er den Schuh unter den Rock und die Fiedel in den Sack steckte, um sodann gluckstaumelnd den heiligen Raum zu verlassen.

Vernehmt nun, wie es dem Alten weiter erging! Es ist eine recht sonderbare Geschichte. Der Fiedler wollte alsbald den Schuh verkaufen, um Geld zu bekommen und seinen bosen Hunger stillen zu können. Drum trat er bei einem reichen Goldschmied ein, legte diesem das kostbare Geschenk der Mutter Gottes auf den Tisch und fragte den Meister, was er dafür zahlen wolle. Der Goldschmied jedoch hatte das Kleinod kaum in die Hände genommen, als er betroffen aufschaute und den Fiedler mißtrauisch fragte: „Wie bist du an dies goldene Schuhlein gekommen?“ Zugleich erschrak der Alte, denn es ward ihm bewußt, daß ihm wohl



niemand glauben wurde, auf welch wundersame Weise er das Geschenk erhalten hatte Stotternd antwortete er „Das hat mir Unsere Liebe Frau gegeben, als ich Ihr meine Not geklagt“ Aber schon lachte der Goldschmied spottisch auf „Du alter Schelm, ich weiß schon, auf welche Art sie es dir gegeben hat Gestohlen hast du den Schuh“ Worauf er seinen Gesellen rief, der den ganz ratlosen Alten festnehmen und zum Gericht führen mußte Der Meister selbst ging mit Und hier nun, vor den Schoffen, wies er das allem Volk bekannte Schuhlein vor, klagte den Fiedler des abscheulichsten Kirchenraubes an —, und das Ende war, daß man den armen Alten als den verachtlichsten Dieb zum Strang verurteilte und fürs nächste in den Turm führen ließ

„O Du hebe Gottesmutter“, klagte er da in seinem tief entsetzten

Heizen, „hast Du es so über mich verhangt, daß ich nun um Deinetwillen in Schanden sterben soll?“ Gar nicht begreifen konnte er, welcher Sinn in einem solch bösen Schicksal liegen sollte. Drei Tage und drei Nächte zermartete er sich vergebens den Kopf. Und als man dann kam, um ihn zum Galgen zu führen, bat er den Richter gar flehentlich, daß ihn dieser noch einmal in jene Kapelle eintreten ließe, wo er das Schuhlein empfangen hatte. „Ich will sie selber fragen, ehe ich sterbe, wie sie sich das gedacht hat“, sagte er, dem Richter völlig unverständlich. Doch willigte dieser in das Verlangen des Alten ein und ging selber mit, um zu beobachten, wie sich der Spielmann wohl am Ort seiner „Fieveltat“ aufführen würde. In der kleinen Kapelle aber wurden alle, die anwesend waren — es hatte sich viel Volk hineingedrängt —, aufs tiefste bewegt, denn hier warf sich der Fiedler weinend vor der Gottesmutter nieder und rief: „Lieb Fraue mein, hast Du mich darum so reich beschenkt, daß ich jetzt also schimpflich von der Erde scheiden soll? Und weshalb muß ich denn in Schanden sterben, nachdem ich doch nie unrecht Gut in den Händen gehalten habe? Hab ich Dich je erzürnt, und strafst Du mich so? Ward mir am Ende ein solches Mißgeschick, weil ich Dir das vorige Mal kein Stucklein zum Dank gespielt habe und so geschwind entlaufen bin? Dann hor mir jetzt noch einmal zu!“

Und schon begann er zu spielen. Gar schneidend klang es zunächst, sodaß es den Leuten kalt durchs Herz fuhr. Voller Klage und Schmerz schrie es zu der Gottesmutter auf. Dann wandelte es sich in ein weinendes Fragen und Sagen — er seufzte und verhieß —, um darauf ganz traurig auszuklingen. Wie ein zitternder Strahl hing der letzte Ton noch lang in dem halbverdammerten Raum.

Hernach war es sehr still. Alle Leute schauten wie gebannt auf den Fiedler, der kniend und in sich zusammengekrummt vor dem Altare lag und mit einem schrecklich verzweifelten Ausdruck im Gesicht die Gottesmutter anschaute. Gleich darauf schrie jemand auf. Und schon lagen alle auf den Knien, denn sie hatten deutlich gesehen, wie sich Unsere Liebe Frau plötzlich bewegte und mit einem unsagbar lieblichen Lächeln dem Fiedler ihren zweiten Schuh zuwarf. Später war ein Jubel sondergleichen um den kleinen Altar, und ganz gluckselig lachend stand da der

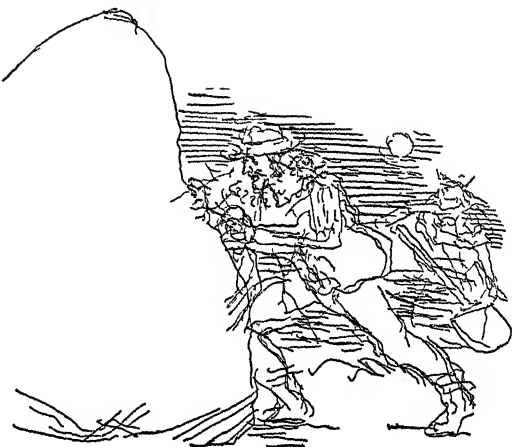
greise Spielmann zwischen den Leuten, die ihm auf die Schulter klopfen, ihm die Hand druckten und auf einmal nie an ihm gezweifelt haben wollten

Im Triumph fuhrte man ihn dann durch die Stadt Der Erzbischof kaufte ihm die beiden Schuhlein ab und gab ihm dafür einen Sack voll Geld Somit hatte der Fiedler fortan gute Tage Bis zu seinem seligen Ende aber hat man ihn noch an jedem Abend in jener Kapelle gefunden, wo er, bescheiden neben dem Altare stehend, mit seinen altersmuden Händen die schönsten Weisen spielte

Der Langenstein bei Worrstadt

Unweit von Mainz liegt zwischen Worrstadt und Oberolm ein mächtiger Porphyrblock, der sogenannte „Langenstein“ Er soll nicht immer dort gelegen haben, sondern, wie uns die Sage erzählt, auf eine höchst merkwürdige Art an den Ort gekommen sein Es wird uns nämlich überliefert, und damit hebt seine Geschichte an, daß einst ein sehr reicher Wucherer zu Worrstadt lebte, der auf die abgefeimteste Art zu all seiner Habe gekommen war und dabei manche Blutschuld auf sich geladen hatte Dieser Mann geriet in große Sorge, als infolge einer Teuerung Unruhen im Lande entstanden Er befürchtete, das erbitterte Volk werde jetzt mit ihm abrechnen und ihn um seinen ganzen Reichtum bringen Um vorher wenigstens das Kostbarste zu sichern, ging er eines Nachts hin und vergrub den Hauptteil seiner Schätze außerhalb von Worrstadt auf freiem Felde Doch war ihm das noch nicht genug, weshalb er fortan fast in jeder Nacht mit weiteren Kostbarkeiten dort erschien und gleichzeitig nachforschte, ob der Hohlort inzwischen auch nicht von fremden Händen angetastet worden sei Das alles beobachtete ein böser Geist Und um nun den Wucherer ganz in seine Gewalt zu bekommen, ging er eines Abends in der Dämmerung hin und walzte einen ungeheuren Felsblock über den Ort, wo die vergrabenen Schätze lagen Der Wucherer hingegen, als er zur nächsten Nacht an jene Stelle kam und sich um all sein Gut betrogen fand, stürzte mit einem entsetzten Schrei vor dem Fels nieder, suchte ihn zu untergraben und wurde, als er die Erde zu Stein

geworden fand, in all seiner Verzweiflung wahnsinnig. Anderen Morgens fand man ihn unweit des Felsens an einem Baume erhangt. Auch heißt es, daß er vor seinem Tode noch einen furchtbaren Fluch über die Schätze ausgesprochen hatte. Seitdem sah man, sonderlich in Vollmondnächten, immer wieder einen Zwerg oder auch eine Eule



auf dem Langenstein sitzen. Und was es mit diesen für eine Bewandnis hatte, das erzählt uns eine weitere Geschichte.

Eines Abends, spät in der Schlummerstunde, kam ein Mainzer Bursch der zu Worrstadt an einem Tanzvergnügen teilgenommen hatte und etwas angeheitert war, am Langenstein vorüber und sah hier den Zwerg sitzen. Da rief er dem Knirps übermutig zu, was es da zu huten gebe, und ob er nicht einen kleinen Teil davon erhalten könne. Der Wicht kicherte und sagte: „Wenn du willst, kannst du dir hier alle Taschen voll Gold stopfen. Aber es ist eine Bedingung dabei.“ — „Und die wäre?“, fragte der Bursch begierig. — „Ei, nicht sonderlich viel“, kicherte wiederum der Zwerg. „Du mußt nur dafür sorgen, daß du noch in dieser Nacht einen tüchtigen Rausch bekommst oder einen Ehebruch begehest oder — einen Totschlag verubst. Begehest du nur eine einzige von diesen drei Sunden, so ist das Gold dein. Anderenfalls wird es bis morgen früh zu Kohle in deiner Tasche.“ — Da dachte der Bursch: „Was ist schon ein Rausch! Halbbeschwipst bin ich bereits, und daß ich es in dieser Nacht noch vollends werde, dafür will ich gerne sorgen, wenn ich erst das Gold habe.“ Also rief er: „Gib her, und laß es meine Sache sein, daß das Gold auch Gold bleibt!“ Da sprang der Zwerg von dem Stein herab, wälzte den riesigen Block im Nu auf die Seite, und schon schimmerte es voll

gluhender Pracht aus der dunklen Erde Dem Burschen gingen fast die Augen über, soviel herrliches Geschmeide sah er da Gierig griff er danach und füllte sich die Taschen bis zum Bersten Dann lief er eilends davon, als befürchtete er, der Reichtum könnte ihm wieder genommen werden „Denk nur daran, was du alles versprochen hast!“, schrie der Wicht ihm nach Der Bursch dagegen rief spottisch zurück „Nur einen Rausch, nur einen Rausch, und den hab ich schon!“ Und nun hört, wie die Geschichte ausging! Einen Rausch, einen Ehebruch oder einen Totschlag sollte der Bursch begehen, um sich den Schatz zu sichern Für das Erstere hatte er sich bereits entschieden Um die Angelegenheit sobald wie möglich zu erledigen, kehrte er zu Mainz in der nachstbesten Schenke ein und trank hier solange, bis er kaum noch auf den Füßen stehen konnte Dann torkelte er heim Er wohnte aber bei einem Kaufmann, der seit einigen Wochen verreist war und jeden Tag zurück erwartet werden konnte Des Kaufmanns Weib, eine junge und hutsche Frau, erwartete ihn sogar noch in derselben Nacht und war darum nicht zu Bett gegangen Als der berauschte Bursch sie plötzlich vor sich sah, überkam ihn das Verlangen nach ihr Schon hielt er sie in den Armen und liebkoste sie lachend Die junge Frau wehrte sich zwar eine Weile gegen seine Zudringlichkeit, gab aber schließlich nach und sank mit ihm auf ein Pfuhl nieder Wenig später öffnete sich die Tur Der Kaufmann war zurückgekehrt und traf die Beiden beim Ehebruch Schon hob er die Peitsche, um drein zu schlagen, da schnellte der Bursch empor und stieß dem Manne ein Messer ins Herz

Also geschah es, daß jener Bursch, der mit einem Rausch davonzu kommen meinte, auch noch den Ehebruch und Mord beging Drei Tage später fuhrte man ihn bereits zum Galgen Und in den folgenden Nächten will man ihm zu Haupten einen Zwerg oder eine Eule auf dem Blutgerüst sitzen gesehen und auch ein abscheuliches Gelächter von diesen vernommen haben

Das Lumpenglockchen

Seit jeher hatten die Frauen zu Mainz — wie übrigens auch an zahllosen anderen Orten — viel darüber zu klagen, daß ihre Männer abends

in den Wirtshäusern das Heimgehen vergaßen und schwankend erst spät in der Nacht, wenn nicht gar am anderen Morgen in ihre Betten fanden Da nutzte keine noch so scharf gewurzte Gardinenpredigt und schon mal garnichts das müßtonende Horn des Nachtwachters, der selbst zumeist vor Mitternacht in irgendeiner Schenke saß Und als auch die hochwohlloblichen Vater der Stadt kein Linsehen zeigten, sondern, wie vor auszusehen, zu ihresgleichen, eben zu den Männern hielten, taten sich eines Tages die Mainzer Frauen entschlossen zusammen, um Abhilfe zu schaffen Da stiftete eine jede von ihrem Schmuck, was sie entbehren konnte So kam genügend Geld zusammen, um eine Glocke gießen zu lassen Diese aber haben die Frauen sodann in aller Heimlichkeit aufgehängt und zur nächsten Nacht genau um elf Uhr lauten lassen Seitdem hatte kein Mainzer Bürger mehr die Möglichkeit, wie bisher bei Beginn der falligen Gardinenpredigt scheinheilig auf den versoffenen Nachtwachter zu schimpfen, der wieder einmal, statt die Stunden auszublasen, hinterm Glase gesessen habe, sondern man mußte sich bequemen, wenn heimgelautet wurde, auch tatsächlich heimzugehen Aus leicht einzusehenden Gründen hat man später jene Glocke das „Lumpenglockchen“ genannt —, genau so wie man heute ja auch an vielen Orten die nachts zuletzt fahrende Elektrische den „Lumpensammler“ nennt

Schlängenbads Entdeckung

Dort, wo heute das vielgerühmte Schlangenbad im schönen Grunde der Waldaffa alljährlich immer neue Scharen von heilsuchenden Frauen und Männern an sich zieht, war vor kaum dreihundert Jahren nichts als Wald und etwas Weideland Zu dieser längst entglittenen Zeit hutete nun einmal in jener Gegend ein Hirt seine Herde und hatte dabei eine kranke Kuh, von der er meinte, daß sie wohl nie mehr gesund wurde Schon war es mit ihr so weit, daß er sie dem Schinder übergeben wollte, da aber begann sie plötzlich wieder kraftiger zu werden Woher das mit einemmal kam, begriff der Hirt nicht, er sah nur, daß sie von Tag zu Tag besser aussah Schon überzogen sich ihre Rippen wieder mit Fleisch, auch wurden ihre Augen wieder ganz klar, die Haut so weich wie das

Fell eines Maulwurfs, und die Euter strotzten bald voll guter Milch „Ei“, dachte sich da der Hirt, „sollte sie im Walde ein Fleckchen gefunden haben, wo ein sonderlich gutes Heilkraut wächst?“ Denn er hatte beobachtet, daß sie noch an jedem Tage in den Wald hineinief und nach einer Weile wieder daraus zuruckkehrte Nun ging er ihr, neugierig geworden, einmal nach und fand sie bei einem Quell, aus dem sie mit langen Zugen trank Sogleich verstand der Hirt, daß es sich da um eine außerordentlich heilkraftige Quelle handelte, und merkte sich den Ort Als in der nachsten Zeit in einem benachbarten Dorfe eine hutsche Jungfer schwer erkrankte und der herbeigerufene Arzt erklarte, er wisse keinen Rat und hier sei seine Kunst am Ende, mischte sich der Hirt drein und erzählte von seiner Entdeckung Da hat man die Kranke sogleich zu jener Quelle gebracht und darin gebadet Auch trank sie daraus und wurde bald gesund Die Kunde davon verbreitete sich dann schnell im ganzen Lande, und jetzt kamen viele Sieche, vor allem Frauen, ins Tal der Waldaffa und fanden hier ihre Heilung Weil sich aber in der Umgegend nicht wenige, ubrigens durchaus harmlose Schlangen zeigten, erhielt der Ort später den Namen „Schlangenbad“

Eginhard und Emma

Zu Ingelheim stand einst ein herrliches Schloß, das auf hundert Saulen ruhte und erzene Pfosten und goldene Turen besaß Kaiser Karl der Große hatte es erbauen lassen und wohnte darin mit seinem ganzen Hofstaat Von allen seinen Dienern aber war ihm niemand lieber als Eginhard, sein junger Geheimschreiber Dieser wiederum liebte, wenn auch auf eine ganz andere Weise, Emma am meisten, des Kaisers jungste Tochter, die von diesem bereits dem König der Griechen anverlobt worden war Nun hielt die Jungfer nicht eben viel davon, daß sie den fremden Fursten, den sie noch nie gesehen hatte, zum Gemahl bekommen und zugleich vom Rhein in ein ganz fernes, fremdes Land ziehen sollte Überdies war sie von ganzem Herzen Eginhard zugetan Da aber beide ihre Liebe so sehr vor den Augen des Kaisers und Vaters wie auch vor dessen gesamten Hofstaat verbergen mußten, wurde sie

natürlich noch mehr angefacht, also daß die Liebenden bald ihre Heimlichkeiten miteinander hatten und nachts in Emmas Kammer zusammenkamen

So verbrachten sie einen glücklichen Sommer, ohne daß jemand im ganzen Schlosse etwas von ihrer Liebe geahnt hatte. Dann kam ein kurzer Herbst. Und als Eginhard eines Morgens in aller Frühe Emmas Schlafgemach verlassen wollte, um sein eigenes aufzusuchen, fand er, daß der erste Schnee gefallen war. Da schrak er vor dem Gang über den offenen Innenhof des Schlosses zurück, den er überschreiten mußte, um in seine eigene Kammer zu gelangen, denn, so sagte er zu der Geliebten, dabei wurden ja seine Fußspuren in dem frischgefallenen Schnee haften bleiben und allen Leuten im Schlosse verkunden, daß zur Nacht ein Mann bei der kaiserlichen Tochter gewesen war. Emma selbst war darüber einen Augenblick noch mehr bestürzt. Dann aber lachte sie mutwillig auf und entgegnete: „So muß ich wohl dafür sorgen, daß nicht Deine, sondern meine Fußspuren in dem Schnee zu sehen sein werden. Ich will Dich auf meinem Rücken über den Hof hin tragen.“ Daß weigerte sich Eginhard zunächst in einiger Scheu. Doch was blieb ihm anderes übrig? Schließlich mußte er sich darein schicken. Und da nahm ihn die Geliebte, leise lachend, auf den Rücken und trug ihn dann schnell, wenn auch ein wenig schwankend, aus ihrer Kammer zur gegenüberliegenden Seite des Hofes hin.

Nun hatte in der vergangenen Nacht Kaiser Karl keinen Schlaf gefunden. Drum war er in der Dämmerung von seinem Bette aufgestanden und dann lange sinnend in seinem Gemach auf und ab gegangen, wobei er immer wieder ans Fenster trat und nachdenklich in das traumhaft still herniederwirbelnde Schneetreiben sah. Jetzt aber stutzte er und wich erstaunt einen Schritt von dem Fenster ins Halbdunkel zurück. Kaum wollte er seinen Augen trauen, und dennoch sah er da draußen seine Tochter, die einen Mann und zwar Eginhard auf dem Rücken trug und mit dieser seltsamen Burde geschwind über den Hof hin lief. Was sollte das bedeuten? Der Kaiser erriet es sogleich, und da fuhr ein boser Zorn in ihm auf. Schon dachte er daran, nach seinem Schwert zu greifen und den ihm angetanen Schimpf auf der Stelle an dem Verführer seiner

Tochter zu rachen Dann aber bezwang er sich und dachte, jetzt ganz vom Fenster zurucktretend, mit den widerstreitendsten Gefuhlen uber das Entdeckte nach Die Beiden, die er selbst uber alles liebte, so sagte er sich, waren also einander zugetan Und Eginhard, der ihm solch un-



schatzbare Dienste geleistet, hatte sich nicht gescheut, die Hand nach dem kaiserlichen Schatze auszustrecken Wie konnte das Letztere gesuhnt werden, ohne daß Emma vor aller Welt bloßgestellt und zugleich seine, des Kaisers, Ehre gekrankt wurde?

Lange vermochte sich Karl nicht zu entschließen Immer wieder gewann der Zorn Macht uber ihn und forderte jetzt den Tod und dann die Verbannung Eginhards Doch dachte der Kaiser auch daran, wie lieb

und unentbehrlich ihm der junge Mensch stets gewesen war. Außerdem ehrte er davon zurück, Emma — seinen „Augapfel“, wie er sie oft genannt hatte — durch die Bestrafung ihres Geheibten sich selber zu entfremden. Also ward er immer ratloser. Dann aber entschied er sich plötzlich und schrie laut in die Hände. Wie gewohnt, trat auf dieses Zeichen Eginhard sogleich ins Gemach. Ohne den Geheimschreiber anzusehen, befahl ihm der Kaiser, unverzüglich alle Räte zusammen zu rufen und im großen Saale zu versammeln. Wenig später betrat er selbst diesen, setzte sich auf den kaiserlichen Stuhl und erklärte, seine Ehre sei angetastet worden, denn einer seiner Schreiber habe heimlich mit einer seiner Töchter eine unerlaubte Verbindung geschlossen. Und dann sah der Kaiser zornig zu Eginhard hin und fragte mit schroffer Stimme: „Was gebührt einem solchen Manne?“

Der Geheimschreiber, erzitternd und sich nur mit Mühe fassend, entgegnete nach kurzem Schweigen laut und klar: „Der Tod!“

Karl schaute ihn einige Sekunden finster an. Drauf wandte er den Blick zu den übrigen Räten und sprach: „Ihr hörtet Eginhards Meinung. Und was sagt ihr?“

Da schlug einer der Männer gleichfalls die Todesstrafe vor. Ein zweiter rief, den Schuldigen in die Verbannung zu schicken. Mehrere andere waren teils für diese und teils für jene Strafe. Etliche erklärten, daß sie sich dazu nicht äußern mochten, aber den Kaiser inständig baten, kein vorschnelles Urteil zu fällen. Ein Letzter, der am Hofe wegen seiner oft recht absonderlichen Meinungen einen eigenen Ruf besaß und in dieser Angelegenheit wohl auch mehr ahnen mochte als die übrigen, gab die Antwort: „Ich empfehle dir, dich nicht selbst zu kränken und, wenn es möglich ist, das Übel durch Gute und den vermeintlichen Schimpf durch eine hochherzige Ehrung aus der Welt zu schaffen.“

Auch diesen Mann blickte Karl eine Weile nachdenklich an. Dann leuchtete es in seinen Augen auf. „Ich danke dir, Alkuin“, sagte er, „daß du mir den Weg gewiesen hast, zu dem ich mich selbst noch nicht entschließen mochte, wiewohl ich ihn schon im Auge hatte.“ Und jetzt wandte er sich wieder dem „Schuldigen“ zu und sprach mit väterlicher Liebe: „Eginhard, ich entsinne mich, daß ich dich vor noch gar nicht

so langer Zeit einmal unzufrieden fand Damals wolltest du fort von hier, weil, wie du meinstest, deine Verdienste von mir zu wenig gewürdigt wurden Nun wohl, jetzt habe ich Gelegenheit, dir zu zeigen, wie sehr ich dich schätze *Mag jene, die sich diesen Morgen so willfährig zeigte, dein Joch auf sich zu nehmen, es in Zukunft immer tragen*“

Und nun ließ er Emma herbeiführen und verlobte sie mit Eginhard Alle priesen da seine Gute und die Große seiner Seele Und noch am gleichen Tage begann man mit den Vorbereitungen zur Hochzeit Da sprengten zahlreiche berittene Boten nach allen Himmelsrichtungen aus, um die Gäste herbeizurufen Kostbare Geschenke, zumeist aus Gold und Silber, haufte sich bald für das junge Paar Auch ließ Karl mehrere wertvolle Landgüter seinem Eidam überschreiben (wozu später noch der Besitz von Seligenstadt im Odenwald kam Den aber erhielt Eginhard von Karls Sohn und Nachfolger, Ludwig dem Frommen). Und dann wurde die Hochzeit gefeiert, so prunkvoll wie keine je zuvor am Rhein Die Glocken von Ingelheim erdrohten im festlichen Jubel, während Eginhard und Emma, mit Blumen geschmückt und in herrlichen Gewändern, durch die kaum überschaubare Menge der frohlich winkenden und glückwünschenden Gäste dahinschritten, in die Arme Kaiser Karls, dessen Augen strahlten vor Stolz

Karl und Elbegast

Kaiser Karl lag zu Ingelheim in seiner Pfalz und schlief Da wurde er geweckt und sah vor seinem Bette einen Geist, der sprach „Erhebe dich schnell und wappne dich, denn du sollst auf den Diebsgang ziehen Es ist Gottes Gebot Tust du es aber nicht, so geht es dir ans Leben“

Solches Ansinnen schien dem Kaiser befremdlich Auch meinte er, als der Geist wieder verschwunden war, ein Truggesicht habe ihn genarrt Drum blieb er in seinem Bette Doch kaum war er wieder eingeschlafen, da wurde er abermals von dem Geiste aufgestört und empfing dieselbe Botschaft Das machte ihn ganz ratlos und verwirrt Allein auch diesmal stand er nicht auf, sondern blieb liegen und dachte, Gott konnte solch Schmahliches nicht von ihm verlangen Und jetzt erlönte zum

dritten Male die Stimme des Geistes und drohte dem Kaiser mit dem Tode, wenn er sich nicht sofort auf den Weg mache. Da erhob sich Karl, rustete sich und ritt in den dusteren Wald hinein, ohne zu wissen, wohin er sich denn begeben sollte.

Und wie er nun des Weges ritt, da dachte er plötzlich an Elbegast, der einst einer seiner treuesten Diener gewesen war und den er wegen einer geringfügigen Schuld jähzornig in die Friedlosigkeit getrieben hatte. Seitdem war aus dem tapferen Manne ein Rauber geworden, der an Straßen lag und reisende Leute überfiel. „Ob ich ihm damals Unrecht tat?“, überlegte Karl. „Und ist dies der Grund, weshalb Gott jetzt mich selbst zum Rauber werden läßt?“ Je mehr er darüber nachdachte, desto unbegreiflicher wurde ihm das Ganze. Schließlich lachte er unmutig auf und sprach: „Wenn ich schon stehlen soll, dann wünsche ich mir Elbegast zum Gesellen, denn der konnte mich's lehren, wie man das am besten macht.“

Doch indem er noch so lachte und zugleich recht arggerlich war, knackte und rauschte es unfern im Tann. Karl zugelte sofort sein Roß und spahte in den nur wenig vom Mond erhellten Wald hinein. Da sah er einen schwarzgepanzten Ritter auf einem schwarzen Pferde des Weges kommen, nahm den Schild vor die Brust und hielt auch schon sein Schwert zum Hieb bereit in der Hand. Der Fremde hingegen bemerkte ihn jetzt ebenfalls und riß sein Roß zurück. So verhielten sie etliche Sekunden und beobachteten einander mißtrauisch, ohne daß ein Wort gesprochen wurde. Dann begann der Schwarze mit schroffer Stimme zu reden und wollte wissen, wer der andere sei und weshalb sich dieser mitten zur Nacht im Walde befinde. Karl entgegnete ebenso schroff, genau das Gleiche wolle er von dem Schwarzen wissen. Auch gedenke er keine Antwort zu geben, bevor er wisse, mit wem er da spreche. Aber kaum hatte er das gesagt, als der Fremde ihn schon überfiel. Und nun schlugen sie so grimmig mit den Schwertern aufeinander los, daß der bisher so stille Wald laut von dem Kampfalarm erschallte. Der Kaiser merkte, daß er keinen geringen Gegner vor sich hatte und daß er seine ganze Geschicklichkeit aufbieten mußte, um sich den Anderen nicht nur vom Leibe zu halten, sondern ihn auch zu überwinden. Dabei

wurde er jedoch immer harter angegriffen. Und jetzt krachte ein furchtbarer Hieb auf seinen Helm nieder und betäubte den Kaiser fast. Es wäre wohl um ihn geschehen gewesen, wenn bei dem ungeheuren Schlag das Schweit des Angreifers nicht zerbrochen wäre. Also wehrlos geworden, wich der Schwarze zurück und gab sich zu erkennen. Es war Elbegast.

Karl, einen Augenblick sehr überrascht, faßte sich schnell und sprach „So weiß ich nun deinen Namen. Aber du sollst mir auch noch enthüllen, was du zu dieser Stunde im Walde suchtest.“ Da entgegnete Elbegast, er sei durch den Kaiser friedlos geworden und mußte sein Leben durch Raub fristen. Doch halte er sich an jene, die mehr als genug hatten, nämlich an Bischöfe, Äbte und Kanoniken, von denen einer ihn auch einst beim Kaiser verleumdet und zu Fall gebracht habe. „Und du selbst“, fuhr er dann fort, „willst du mir jetzt nicht sagen, wer du bist und was dich zu dieser Zeit hierhergeführt hat?“ Da lachte der Kaiser auf und erwiderte „Dasselbe wie dich, Freund! Ich heiße Albrecht und habe einen Raubzug vor. Doch geht es mir nicht um Bischöfe und Äbte, denn ich will den Kaiser selbst um seine besten Schätze bringen. Magst du mir nicht dabei helfen?“ Elbegast verfinsterte sich und sprach „Er tat mir Unrecht, aber das will ich nicht damit entgelten, daß ich ihn jetzt bestehle. Kennst du den Eckerich zu Ecker-munde, der eine Schwester des Kaisers zur Frau hat? Dieser ist wohl schlimmer als irgendeiner, der im ganzen Reiche jemals Karls Vertrauen besaß, und hat mehr als eine meinedige Tat vollbracht. Den wollte ich diese Nacht um sein erstohlenes Gut bringen. Zieh mit und laß des Kaisers Schatz!“

Karl willigte in diesen Vorschlag ein. Drauf ritten sie zu Eckerichs Hof und brachen dort mit einer Eisenstange vorsichtig ein Loch in die Mauer. Elbegast schlich sich hinein und nahm dabei ein zauberisch Kraut in den Mund, das ihm schon oft gute Dienste geleistet hatte. Und wie er nun an den Stallungen vorbeistrich, horte er den Hahn zum Hund sprechen „Der Kaiser ist gekommen und steht draußen vor dem Hause.“ Diese Kunde machte Elbegast betroffen. Schnell ging er wieder zu Karl zurück und sagte dem, was er da vernommen hatte. Dann gab er Karl

beiden hinein und Eckerich an den Hals, denn er liebe die Frau, die sich ihm schon versprochen habe, ehe sie dem zu Eckermunde gegeben wurde Karl hingegen, der jetzt wußte, weshalb er von Gott auf den Diebesgang geschickt worden war, hielt Elbegast zurück und empfahl ihm, sogleich zum Kaiser zu gehen und diesem alles zu enthüllen Doch davor scheute der Verbannte zurück Da sagte Karl, dann werde er selbst die Kunde überbringen So schieden sie von einander Der Kaiser ritt gen Ingelheim und versammelte dort seine treuesten Mannen Und als Eckerich wenige Tage später mit seinen Verschworenen ankam, wurden sie sogleich überwältigt und in Ketten geschlagen Drauf ritten viele Boten in die Lande und suchten nach Elbegast, den sie schließlich auch fanden und in Ehren nach Ingelheim geleiteten Hier trat er als Zeuge gegen Eckerich auf und erhartete die Wahrheit seines Wortes im Zweikampf, wobei der Verräter fiel Dessen Spießgesellen wurden gehenkt Elbegast bekam die Witwe, Karls Schwester, zum Weibe und mit ihr ganz Eckermunde und noch vieles dazu Karl selbst aber, der inzwischen begriffen hatte, daß es nicht irgendein Geist, sondern ein Engel gewesen war, der ihn nach Gottes Geheiß auf den Diebsgang gesandt hatte, nannte seitdem seine Pfalz Engel- oder Ingelheim

Rheingauer Weingeschichten

1

Als Kaiser Karl einst nach seiner Gewohnheit den Winter zu Ingelheim verbrachte und hier einmal von seiner Pfalz das weißverschneite Land übersah, fiel ihm auf, daß druben, auf der anderen Rheinseite, die gen Suden gelegenen Berghänge als einzige keinen Schnee trugen und gar schon in der Sonne erglänzten An einem der nächsten Tage, als neuer Schnee fiel und auch dieser nicht lange auf jenen Bergen liegen blieb, sagte sich der Kaiser „Wenn irgendwo in Deutschland, dann mußten mir auf jenen Hohen Reben gedeihen“ Und dieser Gedanke ließ ihn fortan nicht mehr los Noch war es nicht Frühling geworden, da schickte er etliche berittene Knechte nach Burgund und ließ sie von dort Orlanner Setzreben holen Diese wurden jetzt auf die inzwischen

gerodeten Hange der Rudesheimer Berge gepflanzt Bald ergrunten sie und zeigten ihr Gescheine Und als drei und ein halbes Jahr vergangen waren, da reichte man dem Kaiser den ersten Rudesheimer Most Karl trank und gab dann den Becher mit einem zufriedenen Lacheln zuruck Hernach, als der Wein im Faß gereift war, veranstaltete er zu Ingelheim die Weinprobe Da saßen denn viele Herren, die den feurigen Wein vom Vesuv ebenso gut kannten wie den edelsten von Burgund und von der Mosel Doch als sie jetzt den Rudesheimer kosteten, zogen sie die Augenbrauen hoch und hoben bedeutungsvoll den Zeigefinger Das sei der beste Wein, den sie je getrunken, so erklärten sie, und Karl wußte wohl, daß dies keine leere Redensart war Also freute er sich seines Erfolges Später tat er auch alles, um den Rheingauer Weinbau immer mehr zu fördern Und wenn wir den Winzern am ganzen Mittelrhein glauben wollen, hat er darin noch nicht nachgelassen bis auf den heutigen Tag Denn noch jedesmal, so wird uns berichtet, wenn ein sonderlich gutes Weinjahr bevorsteht, erhebt sich der Kaiser aus seiner Aachener Gruft und kommt an den Rhein, wo er durch die Weingärten wandelt und die blühenden Reben segnet mit seiner goldenen Hand

2

Als das berühmte Kloster Johannisberg noch den Fürstbischöfen von Fulda unterstand, gab es einmal ein uberaus gesegnetes Weinjahr Da vermochten die Monche, soviel sie sich auch von morgens früh bis abends spät abmühten, die große Ernte garnicht zu bewältigen Infolgedessen geschah es, daß in etlichen Weingärten die Lese noch nicht begonnen hatte, als der erste scharfe Frost eintrat und die Arbeit unterbrach Nun muß man wissen, daß die Fürstbischöfe von Fulda ein strenges Regiment führten und sehr auf ihre Einkünfte bedacht waren Standig reisten ihre Visitatoren im Lande herum und stellten zum Beispiel fest, was die einzelnen Kloster geerntet hatten und ob dabei auch nichts vernachlässigt worden war Drum fühlten sich die Johannisberger jetzt in einiger Verlegenheit und wußten nicht, ob sie die vom Frost betroffenen Trauben noch ablesen sollten oder nicht Ihr Abt aber sagte „Wir können mit

dem zufrieden sein, was wir in die Kelter gebracht haben. Also laßt an den Reben, was jetzt noch daran hängt! Die Fuldaer werden schon nichts merken.“ Allein, bereits am drittfolgenden Tage erschien ein Visitor zu Johannisberg und ließ sich durch die Weingärten führen. Dabei versuchte man ihn zwar von jenen Berghängen fernzuhalten, wo die halberfrorenen Trauben noch in überquellender Fülle an den Reben hingen, doch merkte er das wohl, denn zum Schluß wandte er sich gerade dorthin, übersah mit einem Blick, was hier geschehen war, und machte dazu ein Gesicht, als hätte er soeben den sauersten Wein seines Lebens getrunken. Drauf gebot er, daß die Mönche noch zur gleichen Stunde die abgebrochene Lese wieder aufnahmen. Auch bestrafte er sie damit, daß sie im ganzen folgenden Jahr nur jenen Wein trinken durften, den sie aus den halbangefaulten Beeren der hangengebliebenen Trauben gewinnen würden. Wie man sich denken kann, machte das die Mönche gerade nicht lustiger zu ihrem Werke. Nichtsdestoweniger vollendeten sie getreulich die trübselige Arbeit und waren dann darauf gefaßt, ein ganzes Jahr den elendesten Wein trinken zu müssen. Doch als sie, nach viel vorausgegangenen Spott, den neuen Wein zum erstenmal probierten, erstarrten ihre Züge in höchster Überraschung und meinten etliche sogar, der liebe Gott habe hier, zum Lohn für ihre entsagungsvolle Arbeit, ein großes Wunder geschehen lassen, denn jener Wein, den sie tranken, war der edelste, den sie je genossen hatten. Vielleicht war es auch bei diesem Glauben an ein Wunder geblieben, wenn alle die Mönche überm Trinken das Denken vergessen hatten. So aber ging man der Sache auf den Grund, ließ im folgenden Jahr nochmals einen Teil der Trauben zu lange an den Reben hangen und entdeckte das Geheimnis der „Edelfaule“, die seitdem immer wieder mit bestem Erfolg angewandt worden ist.

3

Gerade die Mönche haben sich hohe Verdienste um den Weinbau im Rheingau erworben und sind auch stets die besten Kenner eines guten Tropfens geblieben. Drum versteht es sich, daß nebenher von ihnen die schnurrigsten Weingeschichten erzählt werden. Da kam zum Beispiel

einmal ein feister Bruder Kellermeister zu einem seiner Mitbruder und sagte mit sorgenvollem Gesicht „Ich weiß nicht, was mir geschehen ist Da habe ich im Keller ein Faßlein feinster Rieslinger Auslese vom Steinberg, und dieser Wein ist nun alt genug, um seine Vollreife zu besitzen Aber ich meine, er habe einen leisen Beigeschmack Komm doch einmal mit und sage mir, was du davon haltst!“ Sie stiegen in den Keller hinab, standen bei dem bewußten Fasse wie in einer Wolke des herrlichsten Blumengeruchs und probierten feierlich „Nun?“, fragte dann der Kellermeister „Schmeckt er nicht etwas nach Leder?“ Der andere, der übrigens ein ebenso andächtiges wie verklärtes Gesicht machte, versuchte es in ernste Falten zu legen und antwortete „Wie kommst du auf Leder? Ich meine eher, er schmeckt ein wenig nach Eisen“ — „Dummheit!“, schimpfte da der Kellermeister „Wie soll er nach Eisen schmecken?“ Und damit probierten sie nochmals Und dann verzogen sie wiederum genußlich, aber auch etwas mißtrauisch das Gesicht, um hernach von neuem miteinander zu streiten „Leder!“, behauptete der eine, und „Eisen!“ schrie der andere So hielten sie sich eine Weile dran, ohne sich einigen zu können Und am nächsten Tage setzten sie die Probe fort Auch am übernächsten und an



den folgenden Tagen Bis kein Tropfen mehr in dem Faßlein war Als sie dieses aber dann hoben und ausschwenken wollten, da rappelte etwas verdächtig darin herum Und siehe, es war ein winziges Schlüsselchen, das an einem winzigen Lederriemchen hing Das haben sie hernach tief in den Wald getragen und dort irgendwo vergraben, damit es nur ja nicht noch einmal in ein Faß mit edlem Steinwein kame

Im Dienst des heiligen Rochus zu Bingen stand um die Mitte des achtzehnten Jahrhunderts ein Kaplan, der ein trunkfroher, gestreicher und stets zu einem guten Scherz aufgelegter Mann war. Dieser fuhr nicht selten nach Johannisberg hinüber und besuchte den dortigen Abt, wobei er stets den besten Wein zu trinken bekam. Nun wollte einmal der Abt die vielgerühmte Schlagfertigkeit des Kaplans erproben und setzte ihm, als er gerade Platz genommen hatte, den ubelsten Kratzer vor, der in einem verregneten kühlen Sommer auf der Schattenseite des Berges gewachsen war. Der Kaplan trank, verzog aber nicht im mindesten das Gesicht und bemerkte nur trocken, indes er das Glas wieder hinsetzte „Bonus vinus“. Da lachelte der Abt und ließ einen viel besseren Wein kommen. Als nun der Kaplan davon trank, leuchteten seine Züge auf und er sagte, beifällig nickend „Vinum bonus“. Und jetzt lachte der Abt laut auf und rief „Ich weiß schon, wann du dich wieder recht auf dem Latein besinnen wirst!“ und kredenzte ihm den allerbesten Johannisberger Riesling. Den genoß der Kaplan dann auch mit verklärtem Gesicht, stellte das Glas hernach leer wieder auf den Tisch und sprach aus Herzensgrund „Je besser der Wein, desto besser das Latein. Vinum bonum!“

Die Stadtväter von Bingen waren einmal zusammengekommen, um etwas Wichtiges zu beraten. Das taten sie dann auch gründlich und weise, also daß sich der Bürgermeister endlich anschicken konnte, das erzielte Ergebnis aufzuschreiben. Wie er aber jetzt die Feder ins Tintenfaß tunkte, stellte er fest, daß die Tinte seit der letzten Versammlung eingetrocknet war. Und als er darauf in die Tasche griff, um einen Bleistift hervorzuholen, fand er, daß er ihn einzustecken vergessen hatte. „Hat einer von euch vielleicht einen Bleistift bei sich?“, fragte er da, und sofort fuhren zwei Dutzend Hände in die Taschen, um jedoch gleich darauf wieder leer zum Vorschein zu kommen. „Na, ich vergesse es nicht und brauche es darum nicht schon jetzt aufzuschreiben“, sagte der Bürgermeister und ließ, wie er es gewohnt war, zum Abschluß der

Sitzung einige Flaschen seines selbstgezogenen Eiseler Rieslings kommen Allein, als er jetzt in die Tasche griff, um seinen Stopfenzieher hervorzuholen, stellte er betroffen fest, daß er unbegreiflicherweise auch diesen einzustecken vergessen hatte Da schüttelte er den Kopf und fragte „Es hat doch einer von euch einen Stopfenzieher da?“ Sofort fuhren wiederum zwei Dutzend Hände in die Taschen, und jede davon hielt gleich darauf dem Bürgermeister einen ausgezeichneten Stopfenzieher hin Seitdem hat man zu Bingen dieses notwendigste Instrument eines jeden dortigen Burgers einen „Binger Bleistift“ genannt

Das Glück unterm Birnbau zu Kreuznach

Einst traumte zu Kreuznach ein Soldat, er werde auf der Mainzer Brücke sein Glück finden Zu seiner Verwunderung hatte er denselben Traum hernach noch zweimal Da erzählte er ihn seinen Kameraden und fragte sie, was sie davon hielten „Ei, du Narr“, entgegnete einer von ihnen spottisch, „lauf doch gen Mainz und hol dir dein Glück, wenn du an Traume glaubst!“ Durch solchen Spott hatte sich wohl mancher abschrecken lassen, aber der obige Soldat nahm Urlaub und begab sich auch richtig nach Mainz Hier schritt er einen ganzen Tag auf der Brücke hin und her, ohne daß ihm etwas Glückhaftes widerfuhr Schon wollte er, über den vergeudeteten Tag wie über seine Traumgläubigkeit verdrossen, sich wieder auf den Heimweg machen, da fragte ihn ein Brückenknecht neugierig, worauf er denn den



ganzen Tag gewartet habe Der Soldat erzählte es ihm Zugleich lachte der andere auf und rief „So bist du dummer gewesen als ich! Denn auch ich habe einen solchen Traum gehabt Darin kam mir vor, ich brauchte nur nach Kreuznach zu gehen und dort nach einem großen Birnbaum zu suchen, der hinter einem ganz bestimmten kleinen Hause stande, und dort sollte ich nachgraben, um mein Glück zu finden “ Hier merkte der Soldat, daß er endlich auf der rechten Fahrte war Ohne dem Mainzer Knecht zu verraten, daß er aus Kreuznach stammte, fragte er, wie denn das Haus ausgesehen habe Das wurde ihm genau beschrieben, und dabei stellte der Soldat fest, daß es sich um das kleine Haus seines Vaters handelte Hernach verabschiedete er sich und marschierte mit neuem Mut die ganze folgende Nacht hindurch, um möglichst schnell nach Kreuznach zu kommen Hier angelangt, grub er sogleich unter dem großen Birnbaum im Garten seines Vaters nach Kaum aber war er vier Fuß tief gekommen, da sprudelte ihm ein starker Brunn entgegen Und das war die erst entdeckte Salzquelle von Kreuznach, die später dem Soldaten wie der ganzen Stadt viel Glück gebracht hat

Der Trunk aus dem Stiefel

Da droben saßen sie allzumal
Und zechten im alten Rittersaal,
Die Fackeln glanzten herab vom Stein
Und schimmerten weit in die Nacht hinein

Es sprach der Rheingraf „Ein Kurier
Ließ jungst mir diesen Stiefel hier,
Wer ihn mit einem Zug wird leeren,
Dem soll Dorf Huffelsheim gehören “

Und lachend goß er mit eigner Hand
Voll Wein den Stiefel bis an den Rand
Und hob ihn mitten wohl in den Kreis
„Wohlan, ihr Herren, ihr kennt den Preis “

Johann von Sponheim hielt sich in Ruh'
 Und wunschte dem Nachbarn Gluck dazu,
 Und dieser, Meinhard war's von Daun,
 Zog scheu zusammen die dunkeln Brau'n

 Verlegen den Bart sich Florsheim strich,
 Und Kunz von Stromberg schüttelte sich,
 Und selbst der mutige Burgkaplan
 Sah den Koloß mit Schrecken an

 Doch Boos von Waldeck rief von fern
 „Mir her das Schluckchen! Zum Wohl, ihr Herrn!“
 Und schwenkte den Stiefel und trank ihn leer
 Und warf sich zuruck in den Sessel schwer

 Und sprach „Herr Rheingraf, heß der Kurier
 Nicht auch seinen andern Stiefel hier?
 Was maßen in einer zweiten Wette
 Auch Roxheim gern verdient mir hatte“

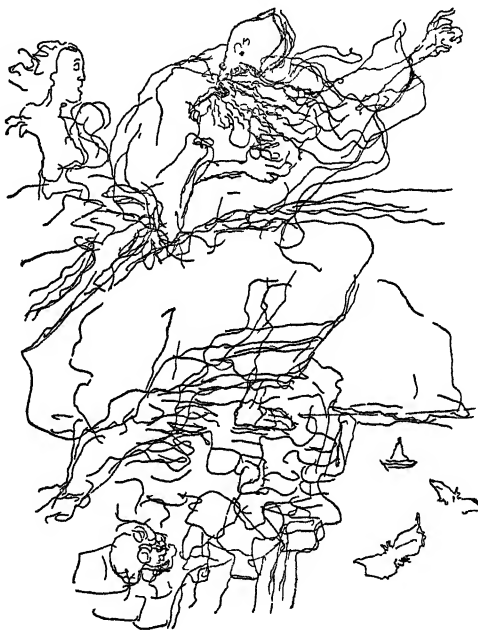
 Des lachten sie alle und priesen den Boos
 Und schatzten ihn glucklich als bodenlos,
 Doch Huffelsheim mit Maus und Mann
 Gehorte dem Ritter Boos fortan
Gustav Pfarrius

Der Mäuseturm bei Bingen

Vor einem Jahrtausend herrschte zu Mainz ein Bischof, namens Hatto Dieser war ein sehr harter und geiziger Mann, der trotz seines ungeheuren Reichtums die Hand lieber zum Segen als zum Almosengeben ausstreckte Wiewohl seine Scheuern voll Korn und seine Schatzkammern voll Gold waren, konnte er doch nie genug bekommen und erpreßte unbarmherzig seine Untertanen Da aber geschah es, daß infolge einer Teuerung die Hungersnot in seinem Lande ausbrach Viele Leute kamen dadurch elendiglich ums Leben Noch mehr jedoch versammelten sich, hohlwangig und gar erbarmlich anzusehen, um die

bischofliche Burg, wo sie nach Brot schrien. Hatto verweigerte es ihnen und schalt sie überdies ein ebenso lastiges wie unnutzes Volk, das bisher lieber gefaulenzt als gearbeitet hatte. Weil aber die schrecklich hungernden Leute auch auf diesen Schimpf hin nicht abzogen, sondern in ihrer Leibesnot noch flehentlicher nach Brot verlangten, sandte der Bischof seine Schergen gegen sie aus und ließ sie festnehmen, soviel ihrer auch waren, Männer und Frauen,

Greise und Kinder. Dann befahl er, die Gefangenen in eine alte Scheune einzusperren und diese in Brand zu stecken. Es geschah, und da nun erscholl ein grauenhaftes Schreien aus den bald hoch auflodernden Flammen. Der steinharte Bischof jedoch wurde nicht im mindesten davon beeindruckt, vielmehr spottete er noch „Hort nur die Mäuse pfeifen!“ Und kaum hatte er diese boshaften Worte ausgesprochen, als das Strafgericht Gottes über ihn kam. Aus der brennenden Scheune quoll nämlich eine riesige Schar von Mäusen hervor, die wimmelnd



zum Schloß des Bischofs flutete und in dieses eindrang. Hals über Kopf mußte da Hatto fluchten. Allein, wohin er auch lief und später ritt, aus Mainz hinaus und durch vieler Herren Lande, überall hin folgte ihm die mausgraue Flut der schrecklichen Tiere, wie eine Schleppe. Schließlich, als der Bischof selbst vor Sorge und Not so abgezehrt und hohlwängig war wie einst die Hungernden vor seiner Burg, wußte er sich keinen anderen Rat mehr, als auf einer kleinen Rheininsel bei Bingen einen hohen Turm errichten und darin im obersten Stockwerk ein an Ketten hangen

des Bett anbringen zu lassen Dorthin fluchtete er sodann Wenn er aber gehofft hatte, hier Frieden zu finden, irrte er sich Eines Morgens wimmelte es von Mäusen um den Turm, und immer noch kamen neue herangeschwommen Hatto, der ihnen entsetzt ausweichen wollte, stürzte über ihre kribbelnde, an ihm hinaufschnellende und sich an ihm festbeißende Schar angsterfüllt zum Kahne hin und gedachte, nach dem rechten Rheinufer überzusetzen Doch das Boot war bereits zernagt und lag unbrauchbar im Wasser Da wandte sich der Bischof wieder dem Turme zu und hetzte die Treppe hinauf Tur um Tur schlug er dabei hinter sich zu Droben, im obersten Geschoß, verkroch er sich erschöpft in seinem Bette Und hier nun fand er sein Ende Wenige Tage später, als sich die furchtbare Schar der Mäuse wieder verzogen hatte und spurlos verschwunden war, fand man in dem Turme nur noch das Gerippe des Bischofs Die Mäuse hatten ihn bei lebendigem Leibe aufgefressen Seitdem hat man Hatto noch oft als eine ungewisse und unruhig hin und her schwebende Nebelgestalt nachts bei dem Turme gesehen, der bis auf den heutigen Tag der „Maus-“ oder „Mauseturm“ genannt wurde

Kaiser Rudolfs Strafgericht

In der zweiten Hälfte des dreizehnten Jahrhunderts wurden die Raubritter am Rhein so mächtig und übermutig, daß bald kein Kaufmann mehr ungefährdet seine Waren von Koblenz nach Mainz oder in der entgegengesetzten Richtung zu bringen vermochte Da drohte der rheinische Handel völlig vernichtet zu werden Die Kaufleute wie die nicht minder geschädigten Handwerker beklagten sich darob in den Städten und diese wiederum baten den Kaiser sehr, dem unertraglichen Mißstand ein Ende zu setzen Rudolf von Habsburg mahnte dann auch die Raubritter, von ihrem schimpflichen Gewerbe zu lassen und die Straßen freizugeben Aber sie antworteten ihm mit Spott und meinten, seiner Macht gewachsen zu sein Da entschloß sich der Kaiser, das Übel mit der Wurzel auszurotten, und zog mit einem großen Heere in den Rheingau ein

Bald brannten allenthalben die gesturmt und geschleiften Burgen

Wer in diesen Tagen den Rhein entlang zog, fand fast bei jedem dritten Orte eine Gruppe von Rittern und Knechten, die man an den Ästen von Eichen und Buchen erhangt hatte. Anderenorts tobte noch der Kampf um besonders starke Festen, vor allem um die beiden Burgen Sooneck und Reichenstein, zwischen Bacharach und Bingen. Hier hielt sich der



Kaiser selber auf. Und zu diesem kam eines Tages der damalige Erblandmarschall vom Rheingau — einer aus der Sippe derer von Waldeck, die auf dem hart umkämpften Sooneck hausten — und bat um Gnade für seine Verwandten droben in der Burg. Als ihm das abgeschlagen wurde, bat er sehr, dann möge der Kaiser doch wenigstens die Edlen von Waldeck nicht so schimpflich sterben lassen wie die übrigen Raubritter am Rhein,

die man gleich ihren Knechten an den Baumen aufgehängt hatte. Doch Rudolf entgegnete schroff: „Diebe und Rauber soll man an den Galgen bringen, gleichviel ob es Herzoge, Grafen oder Bauernknechte sind.“ Und dieses Wort verwirklichte er auch, nachdem die Burg gefallen war. Da ließ er alle männlichen Insassen der Feste an jene Stelle führen, wo sie gewöhnlich den Kaufleuten aufzulauern pflegten, und dort an den alten Eichen erhängen.

Hernach widerstand nur noch die Burg Reichenstein, auf der sich Philipp von Bolanden mit seinen neun Söhnen tapfer verteidigte. Sturm um Sturm verstanden sie geschickt abzuschlagen. Schon drohte sich die Belagerung in den Winter zu verziehen, als ein glücklicher Handstreich die Feste dem Kaiser überlieferte. Dieser war allzu begierig, die mutigen Männer zu sehen, die ihm solange widerstanden hatten. Und als nun der alte Ritter von Bolanden mit seinen neun Söhnen gefesselt vor Rudolf von Habsburg hintrat, da reute den Kaiser fast sein Schwur, die Raubritter bis auf den letzten Mann auszurotten, denn gar rassig und edel standen jene vor ihm und schauten ihm mit ungebrochenem Trotz in die Augen. Dann aber geschah es plötzlich, daß der alte Ritter vor dem Kaiser auf die Knie fiel und ihn flehentlich bat, die Söhne zu schonen, zum mindesten den jüngsten, der noch keine zwölf Jahre zählte. Rudolf fühlte sich auch sehr versucht, hier Gnade walten zu lassen, doch erinnerte er sich seines Schwurs und entgegnete: „Nur eins kann ich dir gewahren, nämlich daß ihr als die Tapfersten nicht hangen, sondern unterm Schwerte enden sollt.“ Und dann fugte er stockend noch hinzu: „Denn ebenso wenig wie du, Philipp von Bolanden, hernach enthauptet noch an der Reihe deiner Söhne entlang zu gehen vermagst, kann ich von meinem einmal ausgesprochenen Worte abgehen, wonach all ihr Raubritter bis auf den letzten sterben sollt.“

Da stand der alte Ritter wieder auf und nahm Abschied von seinen Söhnen. Den Jüngsten schien er garnicht mehr aus den Armen lassen zu wollen. Drauf schritt er gefaßt zum Henker hin, entbloßte selbst seinen Hals und legte niederkniennd den Kopf auf den Block. Und jetzt blitzte das Schwert auf und sprang, schrecklich zu sehen, das Haupt des Alten in den Sand. Dann aber geschah es, daß sich zum Graus aller Anwesen-

den der Getotete wieder erhob und blutüberstromt an der Reihe seiner Söhne entlang lief, bis zu dem Jungsten hin, vor dem er entseelt zu Boden sank. Da wußte der Kaiser, bis ins innerste Mark durchschaudert, daß Gott selbst hier Gnade geboten hatte, und schenkte den neun Söhnen des Ritters die Freiheit, nachdem er den Toten noch ehrenvoll hatte zu Grabe tragen lassen. Später hat man an derselben Stelle, wo dies alles geschah, eine dem heiligen Klemens geweihte Kirche errichtet, die noch heute dort, von hohen Bäumen umrauscht, dicht am Rheinufer zu sehen ist.

Der Elterstein bei Bacharach

Bei Bacharach im Rheine liegt ein großer viereckiger Stein. Den kann man auf dem Grunde des Flusses nur sehen, wenn das Wasser recht niedrig ist. Taucht er gar daraus empor — was aber nur selten geschieht —, so sind die Winzer sehr frohlich und setzen von beiden Rheinufern in Kahn zu ihm über, um den „Bacchus“, eine aus Stroh und Lumpen geformte Figur, an einer langen Stange auf ihm zu errichten. Dann gibt es nämlich einen Wein wie nur alle Jubeljahre einmal. Dieser Stein wird auch der Elter- oder Altarstein genannt und soll zur römischen Zeit dem Weingott Bacchus heilig gewesen sein. Uralte Namen und Inschriften kann man auf ihm lesen. Bacharach selbst aber soll von dem Steine seinen Namen erhalten haben, denn, wie man sagt, hat dieser altberühmte Ort einst „Bacchi Ara“, das heißt „Altar des Bacchus“ geheißen.

Die Spanier in Kaub

Am Anfang des dreißigjährigen Krieges wurde Kaub von den Spaniern belagert und nach wenigen Tagen im Sturm genommen. Nur ein einziger Wachturm mitten in der Stadt widerstand dabei jedem Angriff, und das schien mit dem Teufel selbst zuzugehen, denn jener konnte nicht besonders viele Verteidiger haben. Dick und klobig stand er da, mit nur wenigen Schießscharten, aus denen die Rohre der feuernden Musketen zum Vorschein kamen. Geschossen wurde übrigens nur selten, denn man

schien im Turm mit dem Pulver zu sparen Krachte aber ein Schuß, so traf die Kugel auch stets ihr Ziel Kein Spanier wagte es darum, sich auch nur für Sekunden im Umkreis von hundert Schritten zu zeigen



Mehrmals hatte man schon versucht, im Sturm eine Leiter an den Turm heranzubringen, um die etwa zwanzig Fuß hoch gelegene Eingangstür zu erreichen, war jedoch stets dabei auf dem halben Wege zur Umkehr gezwungen worden Infolgedessen geschah es, daß die Spanier vier Wochen lang einen ehrfurchtigen Bogen um den so tapfer verteidigten Turm machten Schließlich boten sie der Besatzung einen ehrenvollen Abzug an, wenn sie sich ergebe Doch auch jetzt mußte man noch einige Tage warten, bis sich endlich auf dem Turm die weiße Fahne zeigte Da strömten denn alle Spanier zusammen, um die braven Kerle zu sehen, die ihnen solange widerstanden hatten Droben ging knarrend die kleine Turmtür auf, und es erschien ein alter Landsknecht, der eine lange Leiter zur Erde hinabließ Dann wurde ein greises Weiblein

sichtbar, das eine klapperdurre Ziege mit sich fuhrte Und als die drei nun umständlich herabgekommen waren, fragten die Belagerer ungeduldig, wo denn die Besatzung bliebe Da lachte der alte Landsknecht behabig auf „Potz Blitz, sie ist ja schon da!“, und dann erzählte er seinen verblüfften Zuhörern, daß außer ihm, seinem Weibe und der Ziege niemand sonst im Turm gewesen sei „Hatte ich mehr Futter für die Ziege gehabt“, so sagte er, „dann wäre ich gewiß auch noch etwas länger in dem

Turm geblieben Aber da droben zwischen den Steinen wuchs kein einziges Halmlein Gras mehr, und drum gab uns die Ziege auch keine Milch mehr, von der wir uns nährten Also habt ihr es im Grunde nur dem Tier zu verdanken, daß ich endlich an den Abzug dachte Und damit lachte er noch einmal in seiner behabigen Art auf, und die Spanier hatten Witz genug, um in sein frohliches Gelächter einzustimmen Sonst hatten sie ja auch mit ziemlich langen Gesichtern da stehen müssen, vor dem einzigen braven Mann, seinem alten Weib und der halbverhungerten Ziege, die ihnen solange kräftigen Widerpart gehalten hatten

Die sieben Schwestern

Auf dem Schloß Schonberg bei Oberwesel wohnten einst sieben Schwestern, die man wegen ihrer ungemeinen Schönheit und Lieblichkeit nur die sieben schönen Grafinnen zu nennen pflegte Sanger hatten ihren Ruhm bis in die fernsten Lande getragen, aber auch ihren Ruf, daß sie gleich sieben festen Burgen für unbezwinglich galten Überdies waren sie sehr reich Kein Wunder also daß auf Schloß Schonberg zahlreiche Ritter einkehrten, junge und ältere, noch jeder mit dem Vorsatz, eins der sieben jungfräulichen Herzen im Sturm oder notfalls auch mit List zu erobern und auf diese Weise Sieger über soviele Nebenbuhler zu bleiben Infolgedessen hatten die Schwestern nie über mangelnde Gesellschaft oder gar über Langeweile zu klagen Mit Wohlgefallen nahmen sie die Huldigungen ihrer so mannigfaltigen Bewerber entgegen, fanden auch manchen darunter, mit dem sie gern das Minnespiel aufnahmen, doch wenn irgendeiner der Bevorzugten meinte, von einer ihm gewährten Heimlichkeit zur anderen vorwärts zu kommen und bald den Siegespreis wie eine reife Frucht pflücken zu können, irrte er sich gewaltig, denn in der entscheidenden Stunde zeigte es sich gewöhnlich, daß er nicht weit über den Anfang hinausgekommen war Beschämt und verärgert, wohl auch über alle weibliche Hinterlist scheltend, zog dann mancher von dannen und lobte sich die Einfalt der minder geschickten Schönen Andere blieben und hofften, durch irgendeinen Glücksfall doch noch zu ihrem Ziele zu kommen



Jahraus und jahrein ging es in dieser Art auf Schloß Schonberg weiter. Standig kamen neue Freier an, während andere schieden. Der sich immer mehr verbreitende Ruf, daß die sieben Schwestern ihre Bewerber nur zu Narren hielten, vermochte deren Zahl doch nicht zu mindern. Ja, es stellten sich jetzt Männer ein, die das Spiel entschlossener aufzunehmen gedachten. Etliche davon beredeten schließlich die übrigen zu einem Unternehmen, von dem sie sich den gewissen Sieg versprachen. Eines Morgens, als die Schwestern aus der Kemenate traten, fanden sie zu ihrer Verwunderung das Schloß leer. Nur ein einziger junger Mensch stand, als ein Herold gekleidet, in der hohen Halle und verkündete ihnen, daß ihre Freier insgesamt ins Tal hinabgezogen seien und die Burg im weiten Kreise umzingelt hielten, also daß niemand mehr zu ihr hinaufgelangen könne. Diese Belagerung aber, so schloß der Bote mit erhobener Stimme, sollte solange fortgesetzt werden, bis jede der sieben Schönen, des Alleinseins überdrüssig, sich entschleße, unwiderruflich einem von ihr selbst zu bestimmenden Ritter das Jawort zu geben.

Als die Grafinnen dies vernahmen und zugleich auch erfaßten, daß aus ihrem Spiel nunmehr Ernst werden sollte, standen sie begreiflicherweise eine Weile ratlos da und wußten nicht, ob sie lachen oder schimpfen sollten. Dann sagte die Älteste mit einem mutwilligen Aufblitzen im Blick zu dem Boten, nun wohl, das andere die Lage durchaus, und darauf seien sie in all ihrer weiblichen Arglosigkeit nicht gefaßt gewesen. Auch gedächten sie sich als schwache Frauen garnicht erst lange auf

eine noch viel mehr schwachende Belagerung einzulassen Kurzum, so erklärte die Sprechende zum nicht geringen Schreck ihrer Schwestern, die Ritter sollten sich alsbald wieder auf der Burg einfinden und zwar reichgeschmückt, denn gegen Abend werde es sich entscheiden, wem von ihnen einer der sieben Siegespreise zufalle — Diese hochwillkommene Nachricht überbrachte der Bote sofort seinen Auftraggebern. Hernach vergingen kaum einige Stunden, da erscholl im Burghof wieder das frohliche Getöse der einreitenden Ritter, die sich alle herrlich in Samt und Seide gekleidet und mit Blumen geschmückt hatten Den Nachmittag über tafelten sie im großen Saale und lachten hier viel über ihre List wie über die bisher noch nicht erschienenen Schwestern, die, wie sie meinten, jetzt mit der Wahl ordentlich die Qual hatten und es auf diese Weise recht verdient büßen mußten, daß sie so viele redliche Ritter jahrelang hintangehalten hatten Derweil bemerkten sie aber auch, daß im Schloß alles wie zu einem bisher noch nicht dagewesenen Feste gerüstet wurde, und fühlten sich in folgedessen noch viel siegesgewisser. Immerhin verblieb die eine Unsicherheit, wer von den vierundzwanzig Rittern am Abend triumphieren werde Heimlich musterte da einer den anderen und schätzte dessen Möglichkeiten gegen die eigenen ab, wobei, wie es sich versteht, das mehr oder minder geschwollene Selbstbewußtsein und die Eitelkeit der meisten Herren schon im voraus ihre stillen Triumphe feierten Da dachte beispielsweise der eine daran, daß er von allen die schönsten Waden besaße, und ein anderer baute wiederum auf seine breiten Schultern, während ein dritter liebkosend über seinen zierlichen Schnurbart strich und jeder von den übrigen auch noch etwas wußte, was ihn, seiner Meinung nach, ganz fraglos zum Sieger machen mußte Die Spannung aber erreichte ihren höchsten Grad, als noch vor Anbruch des Abends plötzlich eine niedliche junge Zofe der Grafinnen im Saale erschien und mit liebreizendem Lächeln verkündete, ihre Herrinnen vermochten sich bei all den hohen Qualitäten der anwesenden Ritter garnicht zu raten, wen sie nun erwählen sollten, und seien auch schon untereinander uneins geworden, weil mehrere von den Schwestern ein und denselben Herrn für sich begehrten, drum hatten sie sich entschlossen, das Los über ihr Schicksal entscheiden zu lassen Nach diesen

Worten winkte die Jungfer einen Pagen heran, der sodann, anmutig schreitend, mit einer großen silbernen Schussel von einem Ritter zum anderen ging und sie jedem entgegen hob. Auf der Schussel aber lagen vierundzwanzig Lose, in Gestalt von kleinen, zusammengerollten Pergamentstücken, deren jedes in bestimmten Farben gehalten war. Und genau so, wie es sich die listigen Grafinnen gedacht hatten, griff jetzt jeder der



Ritter unwillkürlich nach jenem Lose, das die Farben seines eigenen Wappens trug. Doch als man dann die Lose öffnete, ergab es sich, daß ausgerechnet die sieben haßlichsten und bisher stets von den Schwestern mit Spott übergangenen Ritter die Sieger geblieben waren.

Erst vermochte man das garnicht zu fassen. Drauf wollte man die Entscheidung hinfallig werden lassen, geriet dabei in Streit mit den auf-

geregt protestierenden Gewinnern und schickte sich geradezu an, mit den Schwertern um die sieben Grafinnen zu fechten. Diese indes ließen mitten in den entstehenden Kampftrubel hinein verkunden, daß sie die bereits gefallene Entscheidung hinnahmen und sich damit zufrieden gaben. Also blieb für die argerlichen Verlierer nichts anderes übrig, als ihre Schwestern wieder in die Scheide zu stoßen und, wenn auch mit süßsaurer Miene, die sich jetzt absonderlich blahenden und ganz aus dem Hauschen geratenen Sieger zu beglückwünschen. Die Zofe hingegen lud die Letzteren nun ein, sich in den Gartensaal zu begeben, wo sie von ihren Bräuten bereits erwartet wurden. Sogleich eilten jene auch dorthin, während sich die übrigen mit viel Spott, Galle und Gelächter anschickten, von der Burg Abschied zu nehmen, wo sie ja schließlich nichts Erfreuliches mehr zu erwarten hatten. Doch waren sie kaum in den Burghof gekommen und hatten hier nach ihren Rossen verlangt, als sie vom Gartensaal her zornige Rufe und drunten vom Rheinufer her ein nur allzu gut bekanntes silberhelles Spottgelächter vernahmen. Und da stellte es sich heraus, daß die sieben siegreichen Freier in eben jenem Gartensaal nichts anderes als sieben aus Stroh und Lumpen zusammengebundene und mit den Gewandern der Schwestern bekleidete Puppen gefunden hatten. Drunten auf dem Rheine aber gewährte man ein soeben abstoßendes Schiff, das, über und über mit Blumen geschmückt, die frohlich singenden Schwestern über den Strom brachte. Ferner sah man noch, wie die Jungfrauen druben am anderen Ufer auf sieben Maultiere stiegen und dann fluß abwärts ritten, wobei sie noch oft mit ihren bunten Schleiern zu der Burg hinüberwinkten.

Seitdem sind die so heiß und so vergeblich umworbenen Grafinnen nie mehr nach Oberwesel zurückgekehrt. Manche Leute erzählen, sie hätten sich damals an die Lahn gewandt, wo sie ein zweites Schloß besaßen. Andere Leute dagegen meinen, sie seien niemals über den Rhein gekommen, sondern mitten darin zur Strafe für ihre Unnachgiebigkeit in Steine verwandelt worden. Tatsächlich erschienen um jene Zeit auch, ein wenig unterhalb von Oberwesel, sieben Felsenriffe im Strome, die man bis dahin noch nie gesehen hatte. Diese hat man fortan die „sieben Jungfrauen“ genannt. Und so heißen sie auch heute noch.

Die Loreley

Ein wenig oberhalb von St Goarshausen ließ sich einst in der alten Zeit auf dem „Lurley“ genannten Felsen sehr oft in der Abenddämmerung oder auch nachts im Mondenschein eine wunderschöne weiße Jungfer sehen, die, ihr goldenes Haar kammend, mit betorender Stimme auf den Rhein hernieder sang. Viele Leute, die dort zu Schiff vorüber fuhren, wurden davon so sehr bezaubert, daß sie nicht mehr auf den Lauf ihres Fahrzeuges achteten und an Felsenriffen oder in wilden Strudeln zugrunde gingen. Den umwohnenden Fischern dagegen war die Jungfrau hold. Sie zeigte ihnen die Stellen im Fluß, wo sie fischen sollten, und noch jedesmal, wenn sie dort ihre Netze auswarfen, machten sie einen reichen Fang.

Nun horte ein Sohn des Landgrafen, der damals in der Nahe des Lurley sein standiges Hoflager hatte, von der wundersamen Jungfrau und begehrte sie zu sehen. Da sein Vater nichts davon wissen durfte, nahm er von diesem unter dem Vorwande, auf die Jagd zu gehen, Urlaub und begab sich durch das linksrheinische Gewalde nach Oberwesel. Hier bestieg er ein Boot und ließ sich stromabwärts rudern. Die Sonne war soeben untergegangen und die ersten Sterne traten hervor, als sich der Kahn dem Lurley näherte. Zugleich erblickte der Jungling die Jungfrau, die, unsagbar schön, diesmal nahe beim Strom am Abhang ihres Felsens saß und mit weithin tonender Stimme sang. Da ward der junge Mensch so sehr von ihrem Liebreiz betört, daß er, allen Mahnungen zum Trotz, seinen Bootsmann zwang, ans Land und dicht zu der inzwischen aufgestandenen und mit erhobener Hand winkenden Jungfrau hinzufahren. Wenige Schritte vom Strande entfernt, wollte er an Land springen, um die fluchtende Schöne zu fangen. Doch nahm er den Sprung zu kurz und versank im Strom, indes die Jungfrau mit einem gellenden Schrei verschwand.

Mehrere Tage wagte man dem Pfalzgrafen nicht zu sagen, was sich da begeben hatte. Als es ihm endlich mitgeteilt worden war, befahl er voller Schmerz und Zorn, die Unholdin sogleich zu fangen und ihm lebendig oder tot auszuliefern. Einer seiner Hauptleute übernahm den



Auftrag und zog am nächsten Abend mit einer großen Schaar von Reisigen zum Lurley hin. Hier ließ er den ganzen Berg umstellen und kletterte sodann mit drei seiner mutigsten Leute den Felsen hinan. Droben saß singend die Jungfrau und hielt dabei spielend eine Kette von Bernstein in der Hand. Als sie die Männer kommen sah, rief sie ihnen zu, was sie hier suchten. Der Hauptmann entgegnete schroff: „Dich wollen wir holen, du Teufelin!“ Da lachte die Jungfrau, warf die Bernsteinkette in den Strom und spottete: „Beeile dich, sonst holt mich der Strom, noch ehe du bei mir bist!“ Gleich darauf sang sie laut in die Nacht hinein:

„Vater, geschwind, geschwind,
Die weißen Rosse schick' deinem Kind!
Es will reiten mit Wogen und Wind.“

Und nun brauste plötzlich ein Sturm auf und erhob sich drunten der Rhein so mächtig, daß die Ufer und Hohen ringsum weit hinauf mit weißem Gischt bedeckt wurden. Eine gewaltige Welle aber, die fast die Gestalt eines weißen Rosses hatte, flog blitzschnell aus der Tiefe empor und trug die laut singende Jungfrau hinab in den Strom, wo sie verschwand. Zugleich wurde der Hauptmann mit seinen Leuten von dem Felsen fortgerissen und in den aufgewühlten Rhein geschleudert, der sie verschlang.

Seitdem hat man die Lurleyjungfer nie mehr gesehen. Es heißt zwar, daß sie unsichtbar immer noch ihren Felsen betritt und dann oft als ein spottisches Echo das Singen und Rufen der Leute nachahmt, die drunten zu Schiffen vorbeiziehen.

Die feindlichen Bruder

Über dem Ort Bornhofen erheben sich die beiden dicht beieinander stehenden Burgen Sternberg und Liebenstein, die man gewöhnlich „die feindlichen Bruder“ nennt. Warum sie so heißen, das erzählt uns eine sonderbare Sage aus langstverschollener Zeit. Danach wohnten einst droben auf Schloß Sternberg zwei Brüder und eine Schwester, die, solange ihr Vater noch lebte, in geschwisterlicher Liebe zueinander hielten. Als aber der Alte gestorben war und das Erbe geteilt wurde, betrogen

die beiden Brüder ihre Schwester. Die Letztere war nämlich blind und konnte infolgedessen nicht sehen, wie die Teilung vorgenommen wurde. Da maßen die Brüder das Gold mit einem Eimer, und jedesmal, wenn die Schwester ihren Teil bekommen sollte, drehten sie den Eimer einfach um und bedeckten dessen Boden mit Goldstücken, worauf die Blinde, mit der Hand darüber hinwegstreichend, vermeinte, der ganze Eimer sei bis zum Rande gefüllt. Doch sollte dieser Betrug den Brüdern kein Glück bringen. In den nächsten Jahren lebten sie so verschwenderisch wie wohl kaum einmal ein steinreicher Fürst am ganzen Rhein. Dann bekamen sie Streit miteinander und wollten nicht mehr zusammen auf dem Sternberg hausen, weshalb sich der eine von ihnen dicht bei das Schloß Liebenstein erbauen ließ. Beide Burgen aber trennten sie, damit sie sich nur ja nicht zu Gesicht bekamen, durch eine hohe Mauer, die damals den ganzen Berg hinab bis zum Rheine lief. Hernach geschah es, daß andere Ritter die beiden Brüder wieder miteinander versöhnten. Doch auch damit entgingen sie ihrem Schicksal nicht. Um diese Zeit pflegten sie, wie schon in ihrer Jugend, alltaglich gemeinsam in die benachbarten Walder auf die Jagd zu ziehen. Da sie nun nicht mehr in derselben Burg wohnten, hatten sie abgemacht, daß derjenige, der morgens zuerst wach wurde, den anderen durch ein geeignetes Zeichen wecken sollte. Eines Tages stand nun der Sternberger in aller Frühe auf, fand, daß die Fensterladen seines Bruders noch geschlossen waren, und schoß im derben Spaß einen Pfeil darauf ab, um so den Saumigen zu wecken. Der Liebensteiner jedoch öffnete unglücklicherweise gerade in diesem Augenblick die Fensterladen, erhielt den Pfeil in die Brust und sank sterbend zu Boden. Darauf ist der unwillentliche Brudermörder aus dem Lande gezogen und nie mehr zurückgekehrt.

Am Königsstuhl zu Rhense

„Was schiert mich Reich und Kaiserprunk
Mit all den bosen Plagen,
Will mir viel besser doch ein Trunk
In Ruhe hier behagen!“



So sprach der Kaiser Wenzeslaus
Und trank den vollen Humpen aus
Beim Königsstuhl zu Rhense

Drauf Kurfurst Ruprecht von der Pfalz
Hub an „Mein Herr und Kaiser,
Ihr sprecht anjetzt mit vielem Salz
Vom roten Aßmannshauser
Doch glaubt mir', ich bericht Euch recht
Auch Bacharacher schmeckt nicht schlecht
Beim Königsstuhl zu Rhense “

Und als der Kaiser Wenzel das
Und all die Herrn vernommen,
Da ließen sie von dort ein Faß
Des edeln Weines kommen,
Und setzten sich fruh Tages dran
Und schenkten ein und stießen an
Beim Königsstuhl zu Rhense

Der Kaiser sprach „Der Wein schmeckt mir,
Das sag ich ohn Bedenken,
Und wer des edeln Weines hier
Genug mir wollte schenken,
Dem gab ich meine Kron zum Dank!“
Er sprach es, schwieg und trank und trank
Beim Königsstuhl zu Rhense

„Wohlan, den Handel geh ich ein!“
sprach Ruprecht mit Behagen
„Ich will statt Euer Kaiser sein
Und Eure Krone tragen
Vier Fuder, dunkt mich, sind genung,
Die dienen Euch derweil zum Trunk
Beim Königsstuhl zu Rhense“

„Nimm Zepter, Hermelin und Kron,
Nimm alles, was ich trage
Doch qualt dich Zwietracht einst und Hohn,
So denk an mich und sage
Der Wein ist mehr als Kronen wert,
Das hat ein Kaiser mich gelehrt
Beim Königsstuhl zu Rhense“

F G Drumborn

Die Templer auf Lahneck

Am Anfang des dreizehnten Jahrhunderts stand der Templerorden auf der Höhe seiner Macht. Kein anderer konnte sich an Ruhm und Reichtum mit ihm messen. Infolgedessen besaß er auch viele Gegner, die ihm Herrschsucht, Üppigkeit und Freigesterei vorwarfen. Zumal der König von Frankreich, Philipp der Schöne, war ein grimmiger Feind des Ordens. Doch ließ jener sich lange nichts davon anmerken und arbeitete nur im Geheimen gegen die mächtigen Ritter. Freundlich zeigte er sich ihnen gegenüber auch noch bis zu jenem Tage, da es ihm auf eine höchst treulose und hinterlistige Art gelang, mit einem Schlage den Großmeister

des Ordens und viele von den einflußreichsten Tempelmeisern seines Landes gefangen zu nehmen. Mehrere Jahre hielt er sie sodann in Haft, um sie schließlich, im Einverständnis mit dem Papst, hinrichten zu lassen. Hernach setzte in ganz Europa eine allgemeine Verfolgung der Tempelmeisern ein, und auch eine elende Verlesterung, die selbst dann noch nicht aufhorte, als es keine Tempelmeisern mehr gab und deren riesiger Besitz längst in den Händen ihrer Henker dahingeschmolzen war.

Als nun auch in Deutschland die Ritter jenes Ordens verfolgt wurden, warfen sich zwölf der tapfersten in die Burg Lahneck und beschlossen, sich darin auf Leben und Tod zu verteidigen. Ihr Gegner war Peter von Aichspalt, der Erzbischof von Mainz. Dieser ließ alsbald die Feste umzingeln und forderte dann deren Herren zur Übergabe auf. Die Tempelmeisern jedoch gaben ihm zur Antwort: „Die Burg und uns selbst bekommt Ihr nicht eher, bis wir tot sind, denn wir kämpfen für unsere Ehre.“ Da ließen die Mainzer ihre Geschütze spielen, deren sie mehrere Dutzend herangeschafft hatten. Doch waren auch die Lahnecker damit versehen und brachten ihren Feinden die schwersten Verluste bei. So tobte der Kampf fortan viele Tage und Nächte. Immer enger schloß sich dabei der Ring der zahlreichen Belagerer um die Burg. Sturm um Sturm hatten die Tempelmeisern jetzt abzuwehren. Manche von ihnen lagen bereits in ihrem Blut. Zudem schmolz die Zahl ihrer Knechte täglich dahin. Und eines Abends, bei einem schweren Gewitter, sollten auch die letzten Tempelritter im Kampfe erliegen. Furchtbar krachte da der Donner hernieder, und Blitze durchzuckten grausig das Rheintal, indes ein dichtgedrangter Haufen von Mainzer Kriegsknechten die Lahnecker Torburg erstürmte und die letzten fünf Tempelmeisern angriffen, die mit scharfgeschwungenen Schwertern den Eingang zum Innenhof verteidigten. An ihrer Spitze stand, wuchtige Schlage austeilend, ein greiser Held. Dieser zuckte plötzlich zusammen, denn ein Wurfspieß hatte ihn todlich in die Seite getroffen. Schon drohte er niederzusinken, als er sich mit Aufbietung aller Kraft noch einmal straffte und, das Schwert erhebend, seinen Gefährten zurief: „Bruder, die Ehre! Kampft und laßt nicht von ihr! Keiner gebe sich gefangen!“ Und damit fiel er sterbend hin.

Zorniger denn je, brachen jetzt die übriggebliebenen Tempelmeisern in

das Gewühl ihrer Gegner Es gelang ihnen, diese bis zur Torburg zurückzutreiben Dann aber gab es einen neuen Gegenstoß, und bald war es soweit, daß der letzte der Ritter, sich wie ein Lowe verteidigend, auf der mit Leichen bedeckten Zugbrücke stand Dieser nun schien wie durch ein Wunder gegen Hieb und Stich gefeit zu sein Ja, man meinte, seine Kräfte wuchsen eher als daß sie abnahmen So erregte er zugleich die Furcht und die Bewunderung seiner Feinde Schließlich trat ihm ein Hauptmann der Mainzer entgegen und rief „Bei Gott, haltet ein und gebt Euch gefangen, so soll Euch nichts geschehen, dafür burge ich mit meinem Kopf!“ — „Wahr deinen Kopf, wenn du mich zum Gefangenen haben willst!“, schrie dagegen der Lahnecker und machte einen neuen Ausfall Schon sah man, daß ihm Blut aus den Beinschienen rann Mehr als eine Wunde mußte er bereits empfangen haben Drum hoffte man, ihn bald überwältigen zu können und noch lebend in die Gewalt zu bekommen Da sprengte ein Ritter heran und rief, ein entrolltes Pergament erhebend „Nieder mit den Waffen! Der Kaiser bietet den Tempelern Gnade und laßt ihnen ihr Gut!“



Als bald war es still Man sah, wie der völlig erschöpfte und wohl auch schwerverwundete Ritter auf der Brücke schwankte und Muhe hatte, spreizbeinig dastehend und auf sein Schwert gestützt, sich auf den Füßen zu halten Sein Visier hatte er zurückgeschlagen Mit todmüden und doch zum letzten entschlossenen Augen blickte er eine Weile den fremden Ritter und sodann die Leichen seiner Bruder an Drauf riß er

plotzlich sein Schwert wieder empor und schrie „Gnade gibt es nur bei Gott und nicht bei den Menschen! Wehrt Euch!“ Und damit sturzte er zum letzten Mal in die schreckerfüllt zuruckweichende Schar seiner Gegner Wenig später lag auch er, der Tapferste, tot in seinem Blut

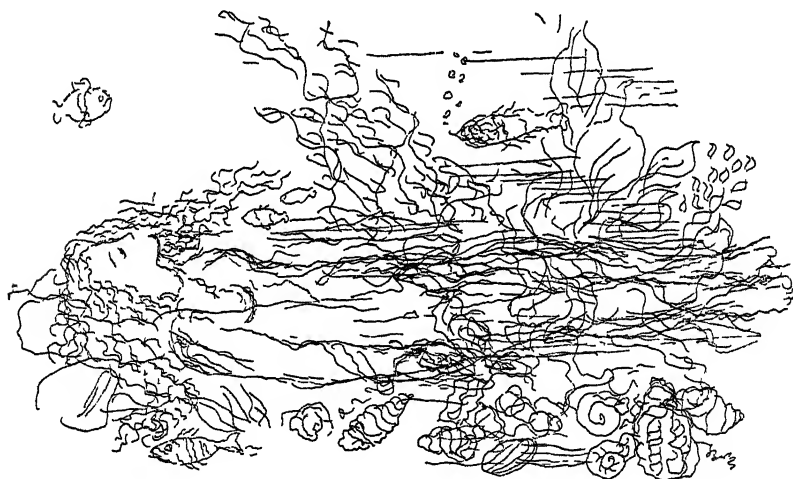
Im alten Königshof zu Koblenz

Zu Koblenz im alten Königshof fand vor mehreren Jahrhunderten einmal eine Hochzeit statt Dazu hatte man, wie es damals Sitte war, das Brautbett in dem großen Saale aufgeschlagen, in dem auch getanzt, geschmaust und getrunken wurde Der Brautigam aber trank dabei mehr, als er vertragen konnte, und mußte schließlich in eine abseitige Kammer gebracht werden, damit er dort bis zum nächsten Morgen seinen schlimmen Rausch ausschläfe Wie es sich versteht, lachten darüber die mannlichen Hochzeitsgäste nicht wenig und neckten die übermudete Braut damit, als sie, selber ziemlich trunken, von ihr Abschied nahmen und ihr eine gesegnete Nacht wünschten Drauf wurde die Braut von den Frauen zu Bett gebracht, und da lag sie nun in der tiefen Dunkelheit, einsam und etwas ängstlich, nachdem die zahlreichen Lichter eins nach dem anderen ausgelöscht worden waren Sie fürchtete sich, so allein in dem großen finsternen Raume zu liegen, und versuchte darum, schnell einzuschlafen Doch die Aufregung des vergangenen Tages hielt sie noch lange wach, so daß es recht spät wurde, bis sie endlich einzuschlummern begann Kaum mochte sie nun eine Stunde geschlafen haben, da weckte sie ein leises Gerausch Zugleich ward es ihr unheimlich zumut Sich mit stark klopfendem Herzen im Bette halb aufrichtend, zog sie den Vorhang ein wenig beiseite und lugte hinaus Da sah sie zu ihrem Schrecken an den Wänden des großen Saales wiederum zahllose Kerzen brennen Was aber geschah da mit der Decke? Diese verschob sich und klappte langsam auseinander, worauf plotzlich eine breitausgeschwungene Treppe sichtbar wurde, die aus dem Saale nach oben fuhrte Und jetzt erschienen Fackeln da droben und begann eine zaubrisch schöne Musik zu spielen Ein hochgewachsener und herrlich gekleideter Mann mit einer Krone auf dem Kopf kam die Treppe hernieder und fuhrte an der Hand eine noch

viel schöner gekleidete Dame, in deren Haar ein Diadem blitzte Zwölf Paare, ebenfalls verschwenderisch in Samt und Seide gewandet, folgten Seltsamerweise trugen alle schwarze Halbmasken vor dem Gesicht, und die Männer überdies noch Fackeln in den Händen Kavalere, Jungfern, Diener und Spielleute drangten frohlich hinterdrein Drunten im Saale stellten sich die Paare zum Tanze auf Da schwenkte der König mit einer schonen Bewegung dreimal seine Fackel, verbeugte sich dann edel vor seiner Dame und hob deren linke Hand, worauf der Tanz begann Die zuschauende Braut im Bette vergaß ganz zu atmen Sie sah die Fackeln nahe vorüberziehen und die Paare, mit leuchtenden Blicken hinter den starren Masken, lachend hin und her schreiten und sich voreinander verneigen Da meinte sie, nie etwas Schöneres gesehen zu haben, und beugte sich neugierig noch etwas weiter vor Doch in diesem Augenblick fuhr ihr jäh eine Hand über den Kopf, riß ihr das Schlafhaubchen fort, und dann rief eine scharfe Stimme in den Raum „Wer ist hier in des Königs Saal und beschaut des Königs Lust?“ Der so ertappten Lauscherin stand das Herz still Im ersten Schreck zog sie die Decke über den Kopf und verkroch sich darunter Aber schon wurde sie hervorgezogen und vor den König gebracht, der ihr, beim Schein einer Fackel, ernst ins Gesicht schaute „Sie muß sterben“, horte sie jemanden aus dem Gefolge sprechen Der König jedoch stich ihr leicht übers Haar und sagte „Sie mag leben und davon kunden, daß künftig jeder, der in meinem Saale schläft, nicht mehr lebend davon-



kommt“ Gleich darauf war alles verschwunden Die Braut fand sich mitten in dem finsternen Saale stehen und meinte getraumt zu haben Angsthch huschte sie wieder in ihr Bett zuruck und lag dann solange wach, bis der Morgen graute Als man aber zu ihr kam, um sie zu wecken, erzählte sie alles, was sie gesehen hatte Hernach blieb der Saal langer als ein Jahrhundert verschlossen Erst im Jahre 1746, als in demselben Hause wieder einmal eine Hochzeit gefeiert werden sollte, storte man sich nicht mehr an die alte Mahnung und offnete den Saal Diesmal sollte, weil das Haus uberfullt war, der Brautigam darin die letzte Nacht vor der Hochzeit verbringen Er lachte noch, als er sah, daß seine Braut nicht recht damit einverstanden war und ihn lieber in irgendeinem anderen Gemach untergebracht hatte Anderen Morgens aber fand man ihn tot in seinem Bette



Die ertrunkene Liebste

Zu Koblenz auf der Brucken,
Da liegt ein tiefer Schnee
Der Schnee, der ist geschmolzen
Das Wasser fließt in See

Es fließt in Liebchens Garten
Da wohnt niemand drein
Ich kann da lange warten
Es wehn zwei Baumelein

Die sehen mit den Kronen
Noch aus dem Wasser grun
Mein Liebchen muß drin wohnen
Ich kann nicht zu ihr hin

Wann Gott mich freundlich grüße
Aus blauer Luft und Tal,
Aus diesem Flusse grüßet
Mein Liebchen mich zumal

Sie geht nicht auf der Brucken
Da gehn viel schone Fraun
Sie tun mich viel anblicken
Ich mag sie nicht anschaun

Volkshed

Breithut und sein Knecht an der Mosel

1

In einem sehr heißen Sommer kam Breithut einmal mit seinem Knecht an die Mosel und schritt hie eines Mittags in der gluhenden Hitze zwischen Moselkern und Karden auf staubigem Wege dahin. Hierbei wurde er sehr durstig, und drum setzte er sich schließlich in den Schatten eines alten Baumes und sagte zu seinem Begleiter „Geh ins letzte Dorf zurück und hole mir einen ordentlichen Trunk!“ Sogleich machte sich der Knecht auch auf den Weg, kam bald nach Muden und trank hier zunächst selbst einen großen Humpen Wein und auch noch einen zweiten, ehe er das holzerne Trinkgefaß ein drittesmal geschwibbelt voll gießen ließ, um es seinem Herrn zu bringen. Allein, unterwegs schwabte und schwabte dauernd Wein aus dem Becher. Da dachte sich der Knecht

„Das ist eine heillose Vergeudung, und dem will ich schon abhelfen.“ Also nahm er einen guten Schluck. Dieser fiel jedoch etwas zu groß aus, und damit Breithut nun nicht merkte, daß von dem Weine bereits getrunken worden war, zog sein Gefährte flugs das Messer aus dem Sack und schnitt von dem holzernen Humpen oben herum soviel ab, bis er wieder voll erschien. Indes, jetzt schwibbte und schwabte der Wein von



neuem heraus, und dem meinte der Knecht auch diesmal wieder „abhelfen“ zu müssen, wonach er den Becher ein zweitesmal verkleinern mußte. Nicht anders geschah es noch ein drittes- und viertesmal, ehe der Knecht zu seinem Meister kam. Dieser sah sich, indem er nachdenklich seinen langen grauen Bart strich, zunächst das Schoppchen

und dann seinen Begleiter mißtrauisch an, worauf er stirnrunzelnd fragte, was das für ein Ding wäre. Der Knecht antwortete etwas unsicher: „Herr, hier zu Lande sind die Humpen nicht größer.“ Drauf er hob sich Breithut und sagte: „Ich weiß schon, was da geschehen ist. Und nun trink das Miserabelchen auch ganz aus! Hernach will ich schon zusehen, wie ich zu einem guten Trunke komme, und dann sollst du darben, bis mein Durst gestillt ist.“ Seit dieser Zeit nennt man die kleinen Schoppen an der Mosel „Miserabelchen“.

2

Ein andermal geschah es, daß Breithut auf der Wanderung Hunger bekam. Da schickte er seinen Gefährten in den nächsten Ort und hieß ihn, dort zwei Bratwürste zu kaufen. Der Knecht aber holte nicht zwei, sondern drei Würste, wovon er eine unter seinem Hut verbarg. Als er nun wieder zu seinem Herrn zurückgekehrt war und diesem die beiden Würste übergeben hatte, legte sie Breithut auf einen flachen Stein, machte ein Zeichen darüber, und sogleich begannen die beiden Würste zu broteln und zu braten. Doch auch die Dritte, die der Knecht unter seinem Hute auf dem bloßen Kopfe trug! Eine Weile hielt er die böse Pein aus, um sich nicht zu verraten. Dann aber riß er plötzlich mit einem wustenen Fluch Hut und Wurst herab. Seitdem hatte der Knecht eine Glatze. Kein Haar mehr wollte auf seinem verbrannten Kopfe wachsen.

Der Basilisk zu Trier

Zu Trier im alten Bau, einem ehemaligen Turm beim Neutor, ist ein unterirdisches, finsternes Gelaß, und darin haust ein Ungeheuer, das halb wie ein Drache und halb wie ein Hahn aussieht. Schwarz ist sein struppiges Gefieder, und sein Kopf mit dem goldenen Kamm reicht bis zur Decke. Die kleinen Flügel sind mit Stacheln bewehrt, und als Schweif hat es einen regelrechten Drachenschwanz. Furchtbar glösen seine Augen, deren Blick alles tötet, was sie erschauen. Feuer spruht bei jedem Atemzug aus seinem morderischen Schnabel. Und giftiger Geifer traufelt ekel auf seinen Ziegenbart. Dieses grauenhafte Wesen wurde vor undenklich



langer Zeit aus einem Hahnenei geboren. Es kann durch keine Waffe der Welt, sondern nur durch den Blick seiner eigenen Augen zugrundegehen. Todesmutige Männer sind schon mehr als einmal zu ihm in die Tiefe hinabgestiegen und haben versucht, ihm einen großen Spiegel vorzuhalten, damit der Basilisk sich darin erblicke und so getötet werde. Doch bisher ist noch keiner lebend wieder aus dem alten Bau gekommen, und drum lebt das Untier wohl auch heute noch. Wer es tötet, der findet in seinem Magen ein goldenes Ei, das ihn zum reichsten Manne der Erde macht.

Der Kaskeller zu Trier

Einst wollten die Trierer ein Amphitheater bauen und zugleich eine riesige Wasserleitung, die über Berg und Tal vom Ruwerbach bis zu dem neuen Theater führen sollte. Dazu bestellten sie einen sachkundigen Mann, namens Katholdus, der aus einem edlen Geschlechte stammte.

Dieser gab sich auch sogleich an die Arbeit, sah aber bald ein, daß die Schwierigkeiten großer waren, als er es sich gedacht hatte, und daß er zumal mit dem Wasserbau nur sehr langsam vorwärtskommen werde. Da sagte eines Tages einer seiner Sklaven, der ebenfalls ein tüchtiger Baumeister war, zu ihm „Herr, ich begreife nicht, daß Ihr Euch solche Sorge um den einfachen Wasserbau macht. Hatte ich ihn zu bauen, so verwettete ich gern meinen Kopf, daß ich eher damit fertig würde als Ihr mit dem Theater.“ Drauf lachte Katholdus argерlich und erwiderte „Ich halte dich beim Wort und setze meinen eigenen Kopf zum Pfande, daß du noch nicht halbwegs mit der Wasserleitung fertig sein wirst, wenn in meinem Theater schon die Gladiatoren fechten.“ Da nahm der Sklave seinen Herrn beim Wort. Der Letztere aber ahnte nicht, daß seine eigene Frau diese Wette angeregt hatte. Jene trieb nämlich, ohne daß jemand davon wußte, mit dem Sklaven Ehebruch und hatte ihren Gatten gern aus der Welt geschafft.

Seit diesem Tage regten sich die beiden Baumeister sehr, um mit ihren Werken möglichst schnell vorwärts zu kommen. Doch hatte Katholdus bei dem seinen bald ein großes Unglück. Die Gerüste stützten ein und erschlugen ihm mehrere seiner besten Arbeiter. Fortan wollte ihm eine Zeitlang nichts mehr recht glücken. Dagegen sah er, daß sein Diener immer mehr Vorsprung gewann, und gedachte ihn nun zu hemmen, in dem er ihm das zum Bau benötigte Geld unpünktlich auszahlen ließ. Allein sein Weib hintertrieb diese List, indem sie dem Sklaven mehr Geld verschaffte, als er brauchte. So kam es, daß die Wasserleitung noch vor dem Theater fertig wurde, und daß der Sklave damit gesiegt hatte, wenn auch tatsächlich Wasser durch das Rohr gelaufen wäre. Das aber geschah nicht. Woran es lag, blieb dem Sklaven ein Geheimnis. Das Wasser stockte mitten in der Leitung, ohne daß da irgendein Hindernis zu sehen gewesen wäre.

Doch auch hierbei wußte die Frau des Katholdus Rat. Eines Nachts versteckte sie den Sklaven unter ihrem Bette, und als dann ihr Gatte bei ihr lag und spottisch sagte, der Sklave würde nun gewiß bald um seinen Kopf kommen, fragte ihn das listige Weib „Ja, aber die Wasserleitung ist doch fertig! Wie kommt es nur, daß kein Wasser darin laufen

will?“ Da lachte Katholdus abermals auf und erwiderte „Das ist es ja eben, was der Sklave so gerne wissen mochte, und was ich allein hierzulande weiß Verrate es ihm nur ja nicht wieder! Er brauchte nur je einen Steinwurf weit ein kleines Luftloch in sein Rohr schlagen zu lassen, dann ließe das Wasser schon“ Dies horte der Sklave unter dem Bette, und nachdem sein Herr eingeschlafen war, schlich er sich vorsichtig aus dem Gemach und holte sofort seine Werkleute herbei, von denen er noch in derselben Nacht die notwendigen Luftlöcher schlagen ließ Und als Katholdus am anderen Morgen von der Höhe seines Theaters aus dieses überblickte und sich des fast vollendeten Werkes erfreute, stand plötzlich sein Sklave neben ihm und sagte, tuckisch lachend „Schau dort hinab, Herr, denn das Wasser läuft!“ Katholdus aber sah, daß der andere ein Schwert in der Hand trug, und erriet zugleich, daß sein Weib ihn verraten hatte Da wollte er das Schwert des Sklaven nicht an seinen Hals lassen Drum unterließ er ihn und stürzte sich mit ihm in die grausige Tiefe hinab

Die Ersturmung der Burg zu Heiligkreuz

Erzbischof Adelbero von Trier wurde seines Amtes enthoben, wollte aber nicht abdanken, und da zwang ihn sein Nachfolger, der berühmte Poppo, mit Gewalt dazu Hernach hatte der Letztere noch lange gegen die zahlreichen Anhänger seines beliebten Vorgangers zu kämpfen Sonderlich auf der Burg zu Heiligkreuz bei Trier saß einer, mit dem Poppo nicht fertig wurde Dieser standhafte Ritter hieß gleichfalls Adelbero Machtig war seine Feste und gegen jeden Überfall gerüstet Auch hatte ihr Herr sie so gut mit Lebensmitteln versorgt, daß er bei einer Belagerung notfalls ein Jahr und länger darin auszuhalten vermochte Poppo, der dies wußte und überdies nicht genug Truppen besaß, um die Burg auf unbestimmte Zeit belagern zu können, sann lange darüber nach, wie er sie wohl mit List in die Hände zu bekommen vermochte Endlich fiel ihm ein guter Plan ein Wenige Tage später klopfte einer seiner Getreuen, ein Ritter namens Siko, im Jagdgewande an das Burgtor von Heiligkreuz, tat hier ganz verschmachtet und bat den Schloßherrn sehr,

alle Feindschaft zu vergessen und ihm einen Becher Wein zu reichen. Nachdem ihm dieser gebracht worden war und er sich daran erlabt hatte, erzählte er, wie er auf der Jagd in die Irre gegangen sei und tagelang nicht mehr aus dem wilden Forst gefunden habe, bis er end-



lich, schon dem Tode nahe, den Turm von Heiligkreuz erblickte. Dies alles verstand Siko so tauschend vorzubringen, daß sein Gastgeber ihm traute. Adelbero bewirtete ihn darauf gut und war sehr freundlich zu ihm, denn er gedachte, Siko bei dieser Gelegenheit auf seine Seite zu bringen. Dieser wiederum ging scheinbar auf das Verlangen des Burg herrn ein, schmahte sogar Poppo und verabschiedete sich endlich mit den Worten, er werde Adelbero den guten Trunk nie vergessen und ihm schon bald ein reiches Gegengeschenk dafür bringen. Richtig kam er auch schon nach wenigen Tagen zurück und zwar lachend an der Spitze eines frohlichen großen Zuges, der mehr als dreißig reichgeschmuckte

Weinfasser mit sich fuhrte In diesen Fassern aber steckten schwerbewaffnete Mannen Und die Fuhrknechte, deren eine große Zahl bei den Karren war, trugen Panzer unter ihren Wamsen Arglos ließ man diesen Zug in die Burg ein Kaum jedoch war er drinnen, als die Deckel von den Fassern flogen und die Mannen hervorbrachen Adelbero, der unbewaffnet Siko entgegengegangen war, wurde sogleich von diesem erschlagen Dann erhob sich ein wilder Tumult Die fuhrerlosen Kriegsknechte des toten Burgherrn wehrten sich verzweifelt, wurden aber bis auf den letzten Mann entweder gefangen oder niedergemacht Die Burg selbst brannte bald Und Poppo, der gegen Abend erschien, lobte Siko sehr und befahl darauf, die Feste bis auf die Grundmauern niederzu reißen

Kochemer Schwänke

1

Als unser Herrgott die Menschen schuf, geriet ihm, wie man noch heute feststellen kann, die eine Art nicht so gut wie die andere Zumal mit den Kochemern hatte er kein Glück Deren Ahnherr war von ihm sehr schon aus Lehm geformt und dann zum Trocknen an die Sonne gestellt worden Hier blieb er jedoch etwas zu lange stehen und sah am Ende ziemlich schrumpelig und eingefallen aus Da beschaute sich der Herrgott den Schaden, dachte auch schon daran, den Lehmkloß nachtraglich noch etwas zu glatten, aber dann hauchte er ihm Leben ein, indem er sprach „Für einen Kochemer ist er noch gut genug“

2

Einst drohte die gute Stadt Kochem vom Feind belagert und geplündert zu werden Da überlegten die besorgten Bürger sehr, wie sie beizeiten ihre wohlgefüllte Stadtkasse in Sicherheit bringen konnten Schließlich kamen sie auf den Gedanken, ihren Schatz mitten in der Mosel zu versenken Also ruderten sie nachts dorthin und warfen die schwere Kasse über Bord Damit sie aber die Stelle leicht wiederfanden, sobald der böse Feind abgezogen wäre, mußten sie sich jene selbstver-

standlich genau merken Und zu diesem Zweck schnitten sie noch an Ort und Stelle eine tuchtige Kerbe in den Rand des benutzten Kahns Hernach fuhren sie frohgemut nach Haus

Andere Leute zwar behaupten, so sei das nun doch nicht gewesen, die Kochemer hatten vielmehr ihre Kasse hoch oben an die Spitze ihres Kirchturms gebunden, ehe sie sich ins wilde Enderttal fluchteten und dem Feind die leere Stadt uberließen Als sie nun nach dessen Abzug zuruckkehrten, sahen sie mit großer Freude, daß ihre Kasse immer noch droben an der Kirchturmspitze hing, und holten sie sofort herab Doch als sie den Kasten dann offneten, fanden sie zu ihrem Schreck nichts anderes als einen machtigen Kuhfladen darin Und daruber verwunderten sie sich ungemein Denn wie die Kuh bis zur Spitze des Kirchturms hin aufgekomen war, wurde ihnen nicht klar, und daruber sind sie sich auch bis heute noch nicht einig geworden

3

Es ist noch garnicht solange her, da beschloß der Kochemer Stadtrat einmal in einem argen Winter, daß vor Eintritt des Tauwetters aller Schnee aus den Gassen zu entfernen und in die Mosel zu schutten sei Diese Verordnung wurde dem Amtsdienner ubergeben, der sie sodann prompt in seinem Sonntagsrock stecken ließ und ganzlich vergaß Erst nach mehreren Wochen geriet sie ihm wieder in die Hande, und da lief er schleunigst in ganz Kochem herum, schwang seine Schelle wie ver ruckt und las an jeder Gassenecke die Verordnung vor Inzwischen war es aber Fruhling geworden, und da schauten sich die guten Kochemer die Augen aus, ohne noch eine Spur von Schnee finden zu konnen Somit waren sie in großer Verlegenheit, wie sie als brave Burger ihren weisen Stadtvatern zu gehorchen vermochten

Schließlich wies einer von ihnen auf den Boden des nachstgelegenen Gartens hin, der ziemlich dicht mit den abgefallenen Blumenblattern der dort stehenden Kirschbaume bedeckt war Und da leuchtete em jedes Kochemer Gesicht verständnisvoll auf Flugs griff man zu den Besen, fegte in allen Garten und Gassen den Blutenschnee sauberlich zusammen und fuhr ihn dann karrenweise zur Mosel hin

Genoveva und Golo

Zur Zeit, als Hydolf Erzbischof von Trier war, herrschte über den Maifeldgau ein edler Graf, namens Siegfried. Dieser hatte Genoveva, eine Tochter des Herzogs von Brabant, zur Frau und lebte sehr glücklich mit ihr, denn sie liebte ihn nicht minder und war über alle Maßen schön. Dann aber geschah es, daß Siegfried mit dem Kaiser in den Kampf wider die Sarazenen ziehen mußte, und da befürchtete er in einiger Eifersucht, Genoveva, von der er noch kein Kind hatte, könnte während seiner Abwesenheit verführt werden. Drum brachte er sie auf das Schloß Hochsimmern bei Mayen und übergab sie hier der Hut eines Ritters, namens Golo, dem er auch das ganze Maifeld unterstellte. In der letzten Nacht aber lag er noch einmal bei ihr, und da empfing Genoveva von ihm einen Sohn.

Hernach vergingen Wochen und Monde, ohne daß man etwas von dem ins Morgenland gezogenen Grafen vernahm. Derweil entbrannte Golo in Liebe zu der schönen Gräfin und suchte sie sich geneigt zu machen. Genoveva wich ihm erschrocken aus. Als er sie jedoch eines Abends unbeherrscht in seine Arme riß und ihr schamlos enthüllte, wonach er Verlangen trug, stieß sie ihn heftig von sich und rief, daß sie lieber sterben als ihren Gemahl betrogen wolle. Hinfort hielt sie sich fern von Golo und machte es ihm auch schwer, in ihre Nahe zu kommen. Er hingegen, den die Gier schon völlig verblendet hatte, sann auf Mittel, wie er sein böses Ziel doch noch erreichen könne. Da ließ er falsche Briefe schreiben und Genoveva überbringen. In dem ersten stand, daß jenes Schiff, auf dem Siegfried übers Meer gefahren, in die Hände der Sarazenen gefallen sei. Der zweite Brief bestätigte dies und fugte noch hinzu, daß der tapfere Graf im Kampf mit den Ungläubigen den Tod gefunden habe. Genoveva schrie auf, als sie das las, und fiel in Ohnmacht. Golo der sich, ohne daß sie es wußte, in ihrer Nahe gehalten hatte, eilte herbei. Und als sie dann wieder zu sich kam, fand sie sich in den Armen des Verhaßten, der sie liebteste und trügerisch zu ihr sprach, jetzt, da sie keinen Gatten mehr besitze und schutzlos in der Welt stehe, könne sie ja die seine werden, und er werde alles tun, um sie wahrhaft glücklich zu machen, sie brauche nur einzuwilligen, dann werde er so-



gleich mit ihr in seine ferne Heimat ziehen Bei diesen Worten begriff Genoveva, daß jene Briefe gefälscht waren Mit einer jähren Bewegung entwand sie sich Golo Und als er sie dann wieder an sich reißen wollte, schlug sie ihm ins Gesicht

Seitdem dachte Golo, der nun wußte, daß sein Spiel verloren war, nur darüber nach, wie er Genoveva noch vor der Rückkehr ihres Gatten verderben konnte Er hatte wohl bemerkt, daß sie gesegneten Leibes war, und wollte ihr in seiner Bosheit gerade diesen Umstand zum Unheil werden lassen Jetzt verging kein Tag, ohne daß er ihr irgendwelche Unannehmlichkeiten bereitetete Vor allem sorgte er dafür, daß die Dienerinnen von ihr entfernt wurden und sie auch die grobsten Arbeiten allein verrichten mußte Dann ließ er das Gerucht austreuen, Genoveva habe sich verfehlt und schon seit Monden heimlichen Umgang mit einem ihrer Knechte betrieben, nämlich mit dem jungen Koch des Schlosses Sobald das aber jeder in der Burg wußte oder zu wissen meinte, schlug Golo zu Da ließ er die Gräfin, die nahe vor ihrer Niederkunft stand, in einen finsternen Turm sperren und den jungen Koch, der vergebens seine Unschuld beteuerte, ohne weiteres erhängen Wenig später traf ein Bote zu Hochsimmern ein, der verkündete, Graf Siegfried sei nach Deutschland zurückgekehrt und halte sich zur Zeit in Straßburg auf, wo er noch einige Wochen verbleiben müsse Als Golo das vernahm, zogerte er nicht lange, sondern ritt ins Elsaß, trat hier vor seinen Herrn und sagte, eine Frau sei schwer zu huten, wenn sie einen schlimmen Sinn besitze, kurzum, es habe sich herausgestellt, daß Genoveva mit ihrem Koch bereits Ehebruch beging, als Siegfried noch in der Heimat weilte, solches sei von dem jungen Menschen auch schon eingestanden worden, und drum habe er, Golo, den Verbrecher im ersten Zorn erhängen lassen Drauf erklärte der Bosewicht zum Entsetzen seines Herrn noch, Genoveva trage von dem Knecht ein Kind, das sie zu dieser Stunde wohl schon geboren habe, das wußten alle im Schloß, und es sei zu befürchten, daß es sich bald im ganzen Lande ausbreiten werde Drum, so schloß der Lugner, scheine es ihm am besten, wenn Siegfried sich auf der Stelle der ungetreuen Gattin entledige und sie ohne jedes Aufsehen zu ihrem Vater zurückschicke

Da fuhr Siegfried, der totenblaß geworden war, böse auf und schrie „Was, verstoßen soll ich sie nur, die mich in Schanden gebracht hat? Toten werde ich sie, sobald ich wieder daheim bin!“ Golo hingegen lachelte kalt und sprach „Erinnert Ihr Euch nicht, daß Ihr noch nie ihren so unschuldig blickenden Augen widerstehen konntet?“ Und dann setzte er arglistig noch hinzu „Fast hatte sie ja auch mich berückt, damals als ich ihren Fehltritt endlich entdeckt und ihr vorgeworfen hatte Da hing sie plötzlich an meinem Halse und versprach sich mir zu eigen, wenn ich ihr Geheimnis huten und Euch nach Eurer Rückkehr sogleich toten würde Nein, Herr, ich halte es für besser, wenn Ihr sie nicht mehr zu Gesicht bekommt Gebt mir den Auftrag, so lasse ich sie und ihren Bastard ertranken!“ Bei diesen letzten Worten erschrak Siegfried sehr, der Genoveva, trotz seines Zorns, immer noch mehr als sein Leben liebte Er wandte sich ab und stand eine Weile wie erstarrt Dann sprach er, ohne Golo dabei anzusehen „Du sagtest mir, daß sie sich jenem Knechte zum erstenmal im Walde hingab Drum soll sie auch dort bußen Laß sie im Walde toten und verscharren!“

Golo ritt wieder nach Hochsimmern zurück, zufrieden, daß er sein böses Ziel erreicht und den Tod von seinem eigenen Haupte auf Genoveva herabbeschworen hatte In der Burg angekommen, befahl er unverzüglich zwei Knechten, sie sollten die Gräfin und ihr Kind aus dem Turm holen und im Walde toten Und als die Knechte sich deß weigerten, fuhr er sie wütend an „Tut nach des Herrn Befehl, oder ihr selbst seid des Todes!“ Da nahmen die beiden Manner Mutter und Sohn und führten sie in den Wald zu den wilden Tieren Unterwegs jedoch sagte der jüngere Knecht zu dem anderen „Viel lieber möchte ich dem falschen Ritter an den Hals als der Herrin ein Leides tun, denn ich glaube nicht daran, was uns von ihr und dem Koch erzählt worden ist“ Drauf erwiderte der Ältere „Wir müssen tun, was uns befohlen wurde“ — „Willst du denn eine Mutter toten, die ihr Kindlein saugt?“ schrie jetzt wiederum der Erstere „Wenn du das vermagst, so tu's allein! Ich aber will nichts damit zu schaffen haben und meiner Wege gehen, noch ehe du Hand an sie legst!“ Da sagte Genoveva, die alles mitangehört hatte, zu dem älteren Knecht „Toten magst du mich und mein Kind, doch sollst du nimmer

glauben, Hand an eine Schuldige gelegt zu haben. Denn es ist alles Lüge und bosser Trug, was Golo über mich ausgebracht hat.“ Bei diesen Worten fiel der Ältere vor ihr auf die Knie nieder und rief: „Herrin, was soll ich denn tun?“ Dem Gemahl selbst hat befohlen, daß wir dich hierhin



brachten. Versprich mir, tief in den Wald hineinzugehen und dich nie mehr einem Menschen im Gau zu zeigen. Dann will ich dich nicht anrühren und daheim verkünden, du seiest tot.“ Hierauf erwiderte Genoveva: „Ich fürchte den Tod nicht und wurde ihn klaglos hinnehmen. Aber mein Kind soll leben. Drum verspreche ich dir, was du von mir verlangt hast.“ Und da führten sie die Frau noch viele Stunden weit in den wilden Wald hinein und ließen sie dort allein. Zurückgekehrt aber sagten sie zu Golo, sie hatten ihr Werk vollbracht, und wurden von ihm gelobt.

Seitdem lebte die edle Frau mit ihrem Kinde in der Wildnis An-
fanglich irrte sie ganz verzweifelt darin herum und war jede Nacht voller
Fodesangst, sonderlich wenn sie nah und fern im Tann die Wolfe
hungrig heulen horte Schließlich kam sie zu einem schroff ansteigenden
Felsen, in dem sich, nahe bei einer Quelle, eine kleine Hohle befand, und
hier blieb sie fortan Beeren und Wurzeln waren ihre Nahrung Auch
verstand sie es bald, den Eingang zu der Hohle so gut mit Steinen, Geholz
und Dornwerk zu sichern, daß kein Tier einzudringen vermochte Später
aber versiegten ihre Brüste, und da war sie in schrecklichster Sorge, wie
sie fuderhin ihr Kindlein nahren konnte Sie betete und bat Unsere
Liebe Frau flehentlich, ihr doch beizustehen Und eines Nachts hatte sie
eine unsagbar herrliche Erscheinung Da sah sie vor ihrem Lager in einer
Gloriole von Licht die Mutter Gottes schweben und horte, wie sie sagte
„Du sollst getrost sein, denn du stehst unter meinem Schutz!“ Anderen
Morgens geschah es, daß eine Hirschkuh aus dem Walde kam und sich
Genoveva zutraulich näherte Diese ahnte sofort, daß Unsere Liebe Frau
ihr das Tier gesandt hatte, und legte ihm zart die Hand auf den Hals
Gleich darauf streckte sich die Hindin am Boden aus, wies ihre Zitzen
und litt es gern, daß die Frau ihr Kind daran saugen ließ

Im kommenden Winter hüllte Genoveva den Sohn in Teile ihres
Kleides und fror um seinetwillen gern Die Hirschkuh aber, die das Kind
immer noch getreulich nahrte, lag jede Nacht bei den Beiden und warmte
sie Auch begleitete das Tier die Frau auf deren Gängen in den ver-
schneiten Wald, wenn sie hungernd nach Wurzeln und vorjährigen
Beeren suchte Da scharrt ihr die Hindin den Schnee von jenen Stellen
fort, wo sie stets, wie durch ein Wunder, genug der Nahrung fand Her-
nach kam ein neuer Sommer und ein neuer Winter Derweil wuchs der
kleine Siegfried kräftig heran und ritt nun oft auf der Hindin, während
die Mutter hebreich lachelnd zur Seite ging Jahre kamen und schwanden
Langst war Genovevas Gewand dahin Jetzt schritt sie nackt neben dem
Tier einher, in ihr blondes Haar gehüllt, das ihr reich über die Brüste und
bis zu den Füßen fiel Oft gedachte sie der fruheren Zeit und ihres Ge-
mahls, der nicht allzuweit von ihr auf seiner Burg hauste und nichts
davon ahnte, daß sein Weib noch lebte und nackt im Walde ging Tranen

verdunkelten ihr den Blick, so oft sie darüber nachsann, wie es denn möglich war, daß er Golos verleumderischer Rede getraut und die Gattin dem Tode ausgeliefert hatte. Graf Siegfried dagegen fand ebenfalls keine Ruhe. Immer wieder gedachte er Genovevas. Seine Liebe zu ihr war noch genau so rege wie in seiner glücklichsten Zeit. Doch litt er auch noch genau so stark wie damals, als Golo ihm das Bose enthüllt hatte. Seitdem war er finster geworden. Selten sah man ihn lachen, und nie horte man ihn lachen.

Als nun sechs Jahre und drei Monate seit jenem Tage verstrichen waren, an dem man Genoveva aus der Burg geführt hatte, lud Graf Siegfried, wie er es nach alter Sitte am Ende eines jeden Jahres zu tun gewohnt war, alle seine Vasallen zum Dreikonigsmahle ein und begab sich Tags zuvor mit etlichen von ihnen (darunter sich auch Golo befand) auf die Jagd. Hierbei drang er tiefer denn je in den wilden Forst ein und sah plötzlich, wie seine Hunde eine Hirschkuh aufstorten und ihr lautbellend nachhetzten. Da spornte er sein Pferd und folgte schnell den Tieren. Wie aber erstaunte er, als er, wenige hundert Schritte weiter fort, die Hindin auf einer Lichtung bei einem Knaben und einer nackten Frau fand, die mit den Händen die Hunde abwehrte, und der sich diese auch seltsam gefügig zeigten. Verwundert sprang der Graf vom Pferde und fragte die Frau, nachdem er die Hunde zurückgerufen hatte, wer sie sei. Genoveva, die ihn sogleich erkannte, antwortete mit einem scheuen Blick auf die sich von fern nähernde Jagdgesellschaft: „Reiche mir deinen Mantel, damit ich nicht nackt vor euch allen stehe!“ Siegfried tat nach ihrem Willen. Und jetzt sagte sie, in den Mantel gehüllt: „Ich lebe schon seit vielen Jahren hier im Walde, und derweil verbrauchte ich meine Kleider, zumal um das Kind im Winter gegen die Kalte zu schützen.“ — „Und wie heißt du?“, forschte der Graf weiter. — „Genoveva“, erwiderte sie.

„Genoveva?“ Siegfried stand und spurte jah, wie stark sein Herz jetzt schlug. „Und wer ist der Vater dieses Knaben?“, wollte er dann wissen.

Da schwieg die Frau etliche Sekunden, ehe sie leise sagte: „Es ist mein Sohn.“

In diesem Augenblick drangte sich aus dem herangekommenen Jagd-

gefolge ein Knecht zu dem Grafen hin und rief „Herr, erkennt Ihr sie denn nicht? Es ist Eure Gattin, die ich damals in den Wald führen mußte, und die ich nicht getötet habe, weil ich an ihre Unschuld glaubte“

Siegfried erschrak wie nie zuvor in seinem ganzen Leben. Schnell trat er zu Genoveva hin, umfing ihr Gesicht mit den Händen und sah dabei auch schon, was er suchte, nämlich eine kleine Narbe, die sie seit ihrer Kindheit an der linken Schläfe hatte. Dann ergriff er ihre Rechte und fand daran seinen Ring. „Bist du es denn wirklich?“, stammelte er und schloß sie in die Arme. Genoveva hingegen fragte ihn „Zweifelt du noch immer daran, daß ich dir die Treue hielt? Und willst du diesen Knaben nicht als deinen Sohn anerkennen?“ Drauf löste sie sich von ihm und erzählte mit lauter Stimme vor allen, die dabei standen, was ihr von Golo geschehen war. Die Ritter aber wurden darob von solchem Zorn erfaßt, daß sie sich mit ihren Schwertern auf den Verhaßten stürzten und ihn sicher sogleich niedergemacht hätten, wäre ihnen nicht von Siegfried Einhalt geboten worden. „Auf diese Weise soll er nicht sterben“, rief er. „Führt ihn in denselben Turm, darin er mein Weib gefangen hielt, und dann wollen wir beraten, wie er sein schändliches Verbrechen zu sühnen hat.“ Und jetzt schloß er Genoveva wieder in die Arme und ließ sie doch gleich wieder frei, um den Sohn emporzuheben und an sein Herz zu drücken. Das Glück hatte ihn so stark getroffen, daß ihm die Tränen aus den Augen quollen und er fürs nächste nicht mehr zu sprechen vermochte. Dann hob er Genoveva auf sein Pferd, setzte den Sohn vor sie hin und brachte die beiden frohlich aus dem Wald und auf seine Burg. Hier aber ward darauf der Dreikönigstag so festlich begangen wie wohl nie einer zuvor. Da kamen aus dem ganzen Gau die Bauern mit all ihrem Ingesind, um die Herrin wiederzusehen und an dem Feste teilzunehmen. Auch wurden alle zu Zeugen, wie man Golo, den abscheulichen Verderber, bei lebendigem Leibe von vier Ochsen auseinanderreißen ließ. Und die Stätten, wo dies alles geschah, sind noch heute dort im Lande leicht zu finden, denn bei der Höhle, in der Genoveva sechs Jahre lebte, hat man der Gottesmutter die sogenannte Frauenkirche erbaut. Und an derselben Stelle, wo Golo so schrecklich starb, errichtete man später das nach ihm benannte Golokreuz.



Der Geist zu Andernach

Einst lebte zu Andernach ein Bürger, namens Erkimbert, der wollte eines Morgens noch vor Tagesanbruch zu seinem Gedinge gehen, da begegnete ihm unterwegs ein furchtbares Gespenst, nämlich ein geisterhafter Mann, der auf einem schwarzen Pferde ritt, und aus den Nustern dieses Gaules spruhten Funken und Flammen. So kam der Geist, bald dem Heerwege folgend und bald rechts oder links über die Felder galoppierend, mit Windeseile herangejagt. Erkimbert erschrak über alle Maaßen, und da er nicht mehr ausweichen konnte, schlug er ein Kreuz und nahm sein gutes Schwert zur Hand. Gleich darauf war der unheimliche Reiter in seiner unmittelbaren Nahe, und jetzt erkannte Erkimbert in ihm einen unlangst verstorbenen Ritter, namens Friedrich von Kelle. Dieser schien über und über in Schafsfelle gehüllt zu sein.

und noch dazu eine schwere Last auf den Schultern zu tragen „Seid Ihr's wirklich, Herr Friedrich?“, fragte der Burger zitternd — „Ja, ich bin's“, antwortete der Ritter — „Und woher kommt es“ fragte Erkimbart weiter, „daß Ihr keinen Frieden habt und immer noch auf dieser Erde weilt?“ — Da entgegnete Herr Friedrich „Große Qualen habe ich zu ertragen, weil ich einst einer armen Wittib die Schafe und einen Teil ihres Ackers nahm Nun brennen mich die Schafsfelle wie Feuer Auch lastet es auf mir, als trüge ich den halben Acker auf den Schultern Wollest meinen Söhnen sagen, daß sie jenem Weibe alles Geraubte wiedererstatten, damit ich meinen Frieden finde!“ Damit verschwand der Geist Erkimbart lief sogleich zu den Söhnen des Ritters und berichtete ihnen, was er erlebt hatte Darauf gaben diese der alten Frau alles zurück, was ihr genommen worden war Und hinfort hat sich Herr Friedrich nie mehr gezeigt

Aßmannshäuser auf Schloß Rheineck

Es gab einmal einen Kölner Erzbischof, namens Anselmus, dem ward von einem Raubritter am Rhein und zwar in der Gegend von Brohl eine kostbare Fracht Aßmannshauser Wein weggeschnappt Das verdroß den trunkfrohen Herrn ungemein, zumal da er ahnte, daß ihm einer seiner eigenen Vasallen, nämlich der Ritter Kunz von Rheineck, den bosen Streich gespielt hatte Doch ließ der Erzbischof kein Wort von seinem wohlbegründeten Verdacht fallen, in der Zuversicht, daß er schon erfahren wurde, in welchen Keller der geliebte Wein entführt worden war

Nicht viel später geschah es, daß Anselmus in Streit mit den Burgern seiner Stadt geriet und diese verlassen mußte Da ritt er zunächst nach Bonn und begab sich von dort nach Rheineck, wo er freundlich aufgenommen wurde Eines Abends nun, als er noch spät mit seinem Gastgeber beim Weine saß und beide schon manchen wohlgefüllten Humpen geleert hatten, sagte Anselmus mit einemmal, indem er nachdenklich sein Glas auf dem Tisch immer rundum drehte „Jetzt mocht' ich vorm Schlafengehen, wie ich's zu Kollen gewohnt war, nur noch einen guten Becher voll Aßmannshauser haben“ Zugleich zuckte es im Gesicht des

Rheineckers lustig auf. Doch machte dieser sofort eine sehr bedauernde Miene und entgegnete trube „Das mocht' ich wohl auch! Aber ich habe, bei Gott, keinen Tropfen von dem edlen Trank im Keller.“

Anselmus verzog den Mund, als verschluckte er etwas, was er gern gesagt hatte, sah dann den anderen mit einem vielbedeutenden Kopfnicken lachend an und erhob sich, um schlafen zu gehen. Indes aber sein gleichfalls zu Bett wankender Gastgeber vermeinte, der Erzbischof sei jetzt auf dem Weg in seine Stube, stieg dieser sehr leise und verstohlen die Treppe zum Keller hinab. Drunten fand er zu seinem Vergnügen die Tür nur angelehnt, horte aber zugleich, daß sich da jemand in dem dusteren Gewölbe befand, nämlich, wie er an den Stimmen unterschied, eine Jungfer und ein junger Bursch. Noch viel neugieriger geworden, tat er einen leisen Pfiff und trat lautlos in den Keller ein. Doch kaum hatte er einige Schritte darin gemacht, als er zu seinem Arger gegen einen Schemel stieß, der seinerseits polternd gegen ein leeres Faß flog. Im selben Augenblick schrie unfern, in dem benachbarten Gewölbe, die Jungfer erschrocken auf und kam auch schon, wie die rauschenden Gewänder anzeigten, zu dem einzigen Ein- und Ausgang des Kellers gelaufen. Da breitete der Erzbischof flugs die Arme aus, erhaschte die Fliehende, als sie gerade an ihm vorüberhuschen wollte, und gab ihr, trotz ihres heftigen Straubens, einen herzhaften Kuß. Dann tat er, nun selbst überrascht, dasselbe nochmals, aber jetzt mit viel Bedacht und sozusagen ganz unpersonlich, worauf er befriedigt sagte „Aha, ich hatte es doch gleich geschmeckt, Du warst an meinem Wein, liebe Tochter! Und nun sei so gut und zeig' mir auch, wo der Aßmannshauser liegt!“

Was blieb der Gefangenen anderes übrig? Sie fuhrte den hohen Herrn in das anstoßende Gewölbe, wo ihr Schatz, der älteste Sohn des Ritters Kunz, noch immer bei einem Spanlicht neben einem großbauchigen Fasse saß und sich auch durch den Kölner garnicht storen ließ. „Jetzt trinken wir eben zudritt!“, sagte er lachend — „Aber ihr als meine Gäste“, drohte der Erzbischof, der gluckselig auf dem Faß sein Zeichen gefunden hatte. Und wie dann die Geschichte — das zweifach überraschte Paar betreffend — weiterging, davon meldet die Sage nichts. Nur eins ist gewiß. Daß nämlich an einem der nächsten Tage mehrere

Fasser Aßmannshauser Schloß Rheineck verließen und nach Bonn in die erzbischöfliche Burg gebracht wurden

Die Gefangenen von Are

Konrad von Hochstaden, Erzbischof von Köln, war ein stolzer und streitbarer Mann, der nicht so nachgiebig wie sein Vorgänger Heinrich von Molenark, sondern so kraftvoll wie einstens Engelbert von Berg zu herrschen gedachte Infolgedessen geriet er sehr bald mit den Geschlechtern seiner Stadt in Kampf und verstand es, deren beste Männer durch einen listigen und altanzigen Anschlag in seine Gewalt zu bekommen, worauf er sie in Ketten aus der Stadt schaffte und auf seine Burg zu Are bringen ließ Hier lagen die Gefangenen dann zwei Jahre im Kerker und rechneten schon damit, daß sie ihre Freiheit nie mehr wiedergewinnen würden Da aber kam eines Tages ein Bote in die Burg zu Are und meldete, der Erzbischof liege schwererkrankt im Hause seines Neffen, des Dompropstes Engelbert Deß freuten sich die Gefangenen, denn sie hatten ja kaum einen Anlaß, darüber traurig zu sein Auch hofften sie, der Erzbischof werde nun in sich gehen und sie aus der langen Haft entlassen Als bald sandten sie den Boten wieder nach Köln zurück und ließen ihren dortigen Freunden bestellen, man solle die Gelegenheit nutzen und Konrad bitten, daß er ihnen um seines eigenen Seelenheils willen gnädig sei, denn sie hatten sich keiner Missetat gegen ihn schuldig gemacht Diesen Auftrag erfüllten auch die Freunde Konrad jedoch wurde inmitten seiner Qualen uberaus zornig und polterte, seine Schmerzen vergessend „Das gelob ich euch, solange ich lebe, kommen mir jene nicht wieder in die Stadt!“

Bald darauf starb er Da bestieg sein Neffe, der Dompropst Engelbert, den bischöflichen Stuhl, ließ sich von der Stadt huldigen, saß dann zu Pferde und ritt sudwärts gen Bonn und weiter nach Are Hier befahl er, die Gefangenen wohl zu verwahren, und wollte sich dann nach seinem nächstgelegenen Schloß auf den Weg machen Da aber ward ihm gemeldet, daß soeben drei Freunde und Verwandte der Gefangenen, nämlich Herr Ruotger Overstolz, Herr Daniel Jude und Herr Costin von der

Aducht, aus Köln angelangt seien und ihn zu sprechen wunschten Batsch hieß er, sie einzulassen, und da erinnerten ihn die Herren, wie er sie vordem oft mit dem Versprechen getrostet hatte, wenn er einmal Bischof wäre, würde er jegliches Unrecht sogleich abstellen und auch die Gefangenen seines Oheims freilassen. Davon wollte jedoch Engelbert



nichts mehr wissen. Spottisch sagte er, da die Herren solche Sehnsucht nach ihren Freunden verspürten, sollten sie alsbald mit ihnen vereinigt werden, und ließ sie fesseln und in den Kerker führen. Herr Gerhart Overstolz, der schon zwei Jahre dort lag, lachte bitter auf, als er die neuen Gefangenen sah, und rief mit grimmigem Spott: „Also mehret sich unser Geschlecht, erst waren wir zu acht, und jetzt sind unser elf!“ Herr

Daniel Jude dagegen klagte „Furwahr, man findet keine Treue mehr an den Herren! Gott helfe uns, wer sollte das gedacht haben!“

Heinrich hatten die alten und die neuen Gefangenen eine Weile ziemlich viel Zeitstreuung, sich über all das zu unterhalten, was in den beiden letzten Jahren zu Köln und im Kreise ihrer Sippen geschehen war. Doch kam auch bald die Zeit, in der sie sich nichts Neues mehr zu sagen wußten und vor Langeweile fast vergingen. Da wurden sie verdrossen und am Ende gar erbittert gegeneinander. Schweigend hockten oder lagen sie in ihren Ketten und ertrugen fast die eigenen, immer wiederkehrenden Gedanken nicht mehr. Damals fing Herr Gottschalk Überstolz eine Maus und verstand es so geschickt, sie abzurichten, daß sie schließlich auf den Pfiff aus ihrem Loche zu ihm hinhuschte und aufs drolligste mit ihm spielte. Daran hatte er viele Tage seine Freude. Dann aber ward er auch dieser Kurzweil müde und mochte von der Maus nichts mehr wissen. Als sie eines Tages wie der Blitz über ihn hinweghuschte und sich dann, sein Spiel erwartend, zu seinen Füßen niedersetzte, schrie er sie im Zorn hart an und trat sogar nach ihr. Gleich darauf war sie verschwunden und kam seitdem nicht mehr zum Vorschein.

Herr Gottschalk vermißte sie bald sehr. Da klagte er „Wie dumm, daß ich mich hinreißen ließ und die Maus vertrieb, wir hatten soviel Freude an ihr!“ Fast Knabenhaft zornig schrie er dann „Ich will meine Maus wieder haben!“ und begann nach ihr zu graben. Doch als er jetzt mit der Hand in das mühsam erweiterte Mauseloch fuhr und darin herumwühlte, stieß er auf etwas Eisernes, zog es hervor und hielt zu seiner Verblüffung im nächsten Augenblick einen alten Meißel und eine verrostete Feile in den Händen. Da brach eine jahe Freude in ihm auf.

Schaut her“, so rief er seine Gefährten an, „welche Hilfe uns Gott gegeben hat, und was ich fand, als ich nach meiner Maus grub! Nun wollen wir uns baldig ledig feilen!“ Indes erregte diese Neuigkeit nicht alle Gefangene auf die gleiche Weise. Mehrere waren sogleich mit Begeisterung dabei und wollten abenteuerlustig lieber den Hals daran wagen, um wieder frei zu werden, als im Kerker langsam verfaulen. Die Übrigen zweifelten am Erfolg und meinten, daß es besonders jetzt, mitten im Winter, ganz unmöglich sei, sich aus dem Kerkerfenster über die stark-

vereisten Felsplatten in den jahren Abgrund hinabzulassen Da aber wurde Herr Gottschalk argerlich und sagte „Entweder fliehen wir mit-sammen oder garnicht Und da nun ein Teil fur die Flucht und der andere dagegen ist, soll das Los entscheiden, ob wir bleiben oder gehen“ Dem stimmten alle zu Und das Los ergab, daß sie fliehen sollten Her-nach bestand keine Uneinigkeit mehr Jeder half dem anderen, die Ketten durchzufeilen, mit denen sie gefesselt waren Dann zerschnitten sie die Bettlaken und machten sich Kapuzen und Socken daraus Draußen lag ja hoher Schnee, auch war, wie schon gesagt, der Burgfels sehr vereist Da sollten die Socken, uber die Schuhe gezogen, die FuÙe vor dem Ausgleiten bewahren, und in den hellen Kapuzen gedachten sie ihren Ver-folgern in der weißverschneiten Landschaft weniger aufzufallen

Um die Mittagszeit hatten sie ihr Befreiungswerk begonnen, und zur Nacht wurde es beendet Nacheinander schlupften sie da durch das entgitterte enge Fenster und lieÙen sich an fest zusammengeknupften Lein-laken aus dem Turm auf das verschneite Dach der viel tiefer gelegenen Kapelle hinab Von hier aus erreichten sie wiederum das starke Geast einer alten Linde, die vor dem Abgrunde stand Gott half ihnen auch weiter, daß sie, in der tiefen Dunkelheit an schroffen Felswanden her-nieder, wohlbehalten ins Tal der Are kamen und sich, von niemandem bemerkt, davonmachen konnten So gelangten sie in einen Wald und be-rieten hier, wie sie sich ferner verhalten sollten Schließlich einigten sie sich dahin, daß sie nicht gemeinsam ziehen, sondern sich in drei Gruppen teilen und auf verschiedenen Wegen in Sicherheit bringen wollten Also umarmten sie sich und schieden mit Tranen Ein Teil von ihnen kam spater nach Sinzig und der zweite durch das Gewalde nach Tonburg Die letzten Vier aber — namlich Herr Gerhart Overstolz, Herr Costin von der Aducht und die beiden Herren Peter und Daniel Jude — er-reichten nach langer und beschwerlicher Wanderung den Monchhof zu Untendoif, wo sie von dem Klosterbruder Hermann, der den Hof ver-waltete, recht freundlich aufgenommen wurden

Vernehm nun weiter, wie es den zuletzt genannten vier Fluchtlingen noch erging und welche Abenteuer sie furderhin zu bestehen hatten, ehe sie uber den Rhein hinwegkamen Sie schlugen sich auf jenem Hofe die

Reste ihrer Fesseln ab und ließen sie achtlos da und dort herumliegen. Dann setzten sie sich mit dem Klosterbruder an den Tisch und wurden von ihm zur Feier ihrer bisher so wohlgelungenen Flucht recht ordentlich getauft. Als sie sich aber am anderen Morgen in aller Frühe wieder auf den Weg machen wollten, um an den Rhein zu gelangen, entdeckte der Monch noch im letzten Augenblick einen forsch heransprengenden Reitertrupp, der aus der Richtung von Are kam. Da war nicht lange zu zögern, sondern mußten die Fluchtlinge sogleich versteckt werden. Hermann schaffte sie ohne weiteres in eine große Kasekiste, die auf dem Hofe stand. Dann ging er recht gelassen, wenn auch noch so unruhig, den Reitern entgegen und fragte sie nach frommem Gruß, was zu Diensten stehe. Die Gefragten hingegen hielten sich nicht lange mit Erklärungen auf, sondern durchstoberten den ganzen Hof. Dabei fanden sie die abgeschlagenen Kettenreste, und in folgedessen konnte Hermann nicht leugnen, daß die Gesuchten bei ihm gewesen waren. Doch log er tapfer drauf los: „So wahr mir Gott helfe und ich einst in die ewige Seligkeit einzugehen hoffe, habe ich mit alledem nichts zu schaffen. Auch hatte ich euch als ein schwacher Mann die Herren garnicht festhalten können. Noch gestern zur Nacht haben sie sich in aller Hast wieder auf den Weg gemacht und mögen derweil wohl schon zum Rhein gelangt sein.“

Allein, die Reiter wollten sich nichts ausreden lassen und schrien, die entwichenen Gefangenen seien gewiß noch auf dem Hof, und alsbald solle ihnen der Monch zeigen, wo er sie verborgen halte. Da kam Hermann in große Not. Bestandig redend, fuhrte er die Hascher in Keller und Speicher, Ställe und Scheunen, zeigte ihnen fast noch jeden Winkel im Gehoft und mußte dabei mit dem Trupp mehrere Male an jener Kasekiste vorbei, darin die Gesuchten dicht an dicht wie die Heringe lagen und gleichsam in ihrer eigenen Hitze gebraten wurden. Sie schwitzten auch entsprechend und standen tausend Note aus. Als aber die Reiter nach laarmvollem Abschied fluchend davongezogen waren, wurden sie in ihrem Kasten ebenso froh wie weiland die drei Männer im Feuerofen. Bruder Hermann hat später immer wieder Stein und Bein darauf geschworen, daß, als er die Kiste öffnete, um die vier Herren freizulassen,

ein gewaltiger Dampf daraus emporgeschlagen sei der ihn fast erstickte Auch war es ihm ein großes Wunder, daß die Herren noch lebten Und weil sie nach solcher Glut und Plage keinen geringen Durst hatten, fuhrte er sie nochmals zu Tisch und taufte sie so grundlich wie am Abend zuvor Erst dann sagte er „Nun auf, ihr Herren, und geschwind nach Remagen, wo ihr über den Rhein setzen mögt!“ Auch gab er ihnen noch gute Ratschläge, an wen sie sich dort in seinem Namen wenden und wie sie sich sonst verhalten sollten Sie aber schieden mit hohem Dank von ihm

Mehrere Stunden später lagen die Flüchtlinge oberhalb Remagens auf der Höhe und warteten hier die Dunkelheit ab Nach Anbruch der Nacht traten sie in das Haus eines Fischers, an den der Monch sie verwiesen hatte Hier gedachten sie bis zum nächsten Morgen zu bleiben Als sie sich aber gerade an den Ofen gesetzt hatten, um sich ein wenig zu warmen, kam ein Mann in die Stube, der sie kannte und sie alle bei Namen nannte Drauf lachte er und sagte „Seid unbesorgt denn von mir, der ich einer von euren armen Verwandten bin, werdet ihr nicht verraten!“ Herr Gerhard Overstolz erwiderte „Wir werden's Euch nicht vergessen, wenn Ihr uns dabei helft, daß wir gut von hinnen kommen“ — „Das will ich wohl tun“, antwortete der Mann „Doch ihr seid hier nicht sicher und muß an einen anderen Platz Geduldet euch ein wenig, derweil ich vorgehe und für gute Herberge Sorge!“ Also redete der Schelm und lief dann gleich zum Richter der Stadt Hier rief er „Heil, gut Abenteuer, wobei Ihr wohl dreihundert Mark gewinnen konnt! Gebt mir dreißig davon, so will ich Euch alsbald ein trefflich Pfand dafür stellen!“ Das versprach der Richter, und da ging der Verrater hin und holte die vier Herren in Alfs, des Richters, Haus Dieser hieß sie alle willkommen Und nun sagte Herr Gerhart Overstolz „Da morgen Unserer Lieben Frauen Verkündigungstag ist, hat uns wohl die himmlische Mutter zu Euch gesandt Drum haben wir rechten Zuverlaß, daß uns von Euch nur Gutes geschehen wird“ Der Richter entgegnete (und er meinte es ehrlich) „Bleibet bei mir! Gott möge später mit mir tun, was ich euch tue!“ Alsdann wartete er, indes er von anderen Dingen sprach, bis der Verrater gegangen war Hernach bewillkommnete er die Gäste zum an-

deren Male mit jetzt unverhohlener Freude, verriet, was der Bosewicht mit ihnen vorgehabt hatte, und sagte dann „Gott gebe ihm den gerechten Lohn! Nun aber geht schlafen und Gott möge euch bewahren! Morgen früh will ich beizeiten dafür sorgen, daß ihr heil über den Rhein kommt!“

Und so schloß das Abenteuer. Als es zu tagen begann, beschaffte Herr Alf ein großes Boot. Der Rhein ging stark mit Eis. Niemand sonst hatte sich da so leicht über den Strom gewagt. Der Richter aber und die vier Kolner Herren bestiegen das Boot und trieben es durch die Schollen. Da geschah ihnen nichts und war es fast als ein Wunder anzuschauen, wie das Eis ihnen Raum gab und sich hinter dem Boot wieder schloß. Und als sie das jenseitige Ufer glücklich erreicht hatten und dort ausgestiegen waren, sahen sie drüben zu Remagen ihre Feinde am Strande stehen, die ihnen nicht zu folgen wagten. Da schieden sie gar frohlich von Alf, ihrem Erretter, und begaben sich nach Siberg zu den Mönchen ins Kloster. Später sind sie rheinabwärts nach Nymwegen ins Gelderland gefahren und frei und ungefahrdet dort geblieben.

Rolandseck

Vor beinahe zwölfhundert Jahren hauste auf dem Drachenfels ein alter Kämpfer, namens Heribert, der in jüngeren Jahren viel Ruhm gewonnen hatte. Dieser besaß von seiner früh verstorbenen Frau nur ein einziges Kind, nämlich eine Tochter, die Hildegund hieß. Die letztere war seit frühester Jugend einem nicht viel älteren Gesellen in Freundschaft zugetan, dessen väterliche Burg, das sogenannte Rulecheseck, dem Drachenfels gegenüber auf der anderen Rheinseite stand. Er hieß Roland und liebte Hildegund sehr. Unter dem großen Kaiser Karl hatte er schon in manchen Schlachten gefochten und dabei erwiesen, wie gut er sein Schwert zu führen verstand. Daheim sah man ihn wenig, seitdem der Kaiser aus einem Krieg in den anderen zog. Wenn Roland aber auf kürzere oder längere Zeit nach Hause zurückkehrte, konnte man auch damit rechnen, daß er schon an einem der nächsten Tage auf dem Drachenfels erschien, um Hildegund wieder zu sehen. Heribert bemerkte dabei, wie sich die Jugendfreundschaft der Beiden von Jahr zu Jahr

in eine immer stärkere und kaum noch zu verhehlende Liebe wandelte. Daß war er wohl zufrieden, denn er kannte keinen anderen jungen Kampen am Rhein, den er lieber zum Eidam genommen hatte. Also willigte er gerne ein, als Roland eines Abends vor ihn hintrat und um die Hand Hildegunds bat. Da wurde vereinbart, daß die Hochzeit stattfinden sollte, wenn Roland von seiner alsbald erfolgenden nächsten Kriesfahrt zurückgekehrt sein werde. Am selben Abend aber war niemand glücklicher als Hildegund. Stolz sah sie auf den Freund und lag voll inniger Liebe als Braut in seinem Arm.

Dann kam der Tag, an dem Roland wieder scheiden mußte, um mit dem Kaiser gegen die Mauren zu ziehen. Hernach horte man lange nichts mehr von ihm. Hildegund stand oft auf dem Altan der Drachenburg und schaute über den in der Tiefe fließenden Rhein gen Südwesten hin, wo am anderen Ufer der Turm von Rulecheseck sich über die dunkel bewaldete Höhe hob, und wo viel weiter fort, hinter den blauen Bergzugen der Eifel, jenes nie gesehene fremde Land begann, das Roland mit dem Heere des Kaisers viele Tage weit durchmessen mußte, um endlich im fernen Spanien an den Feind zu kommen. Sehnsucht und tiefe Sorge, stets wieder erneute Zuversicht und nicht selten auch bange Ahnungen erfüllten das Herz der jungen Braut. Nachts lag sie oft wach und horchte in die dunkle Ferne, als könnte sie da irgendwo grausen. Waffenlarm vernehmen und zuletzt ein siegreich tonendes und die baldige Heimkehr verkundendes Horn. In dieser Zeit steigerte sich ihre Liebe zu Roland wie nie zuvor. Der alte Heribert sah manchmal besorgt auf sie, denn es schien ihm, als zehre die Unruhe zu sehr an ihrer jungen Kraft. Wenn sie von Roland sprach — was aber recht selten geschah, denn sie suchte ihre Sehnsucht möglichst zu verheimlichen —, strahlten ihre Augen voll hohem Glanz. Im nächsten Augenblick konnte es zwar geschehen, daß sie jah erblaßte, den Vater wie in einem todlichen Schrecken ansah und dann unvermittelt zu weinen begann. Heribert selbst war voll Sorge, denn er hatte, ohne daß seine Tochter darum wußte, schlechte Nachrichten aus dem Süden bekommen. Die Übermacht der Mauren, so hieß es da, sei allzu groß, und Karl habe einen schweren Stand gegen sie. Im vierten Monat nach Rolands Abschied aber kam jene Kunde, die

weder Heribert noch Hildegund vorerst zu fassen vermochte Roland, so wurde ihnen da berichtet, sei im Tal von Ronceval, den Rückzug des kaiserlichen Heeres tapfer deckend, von den Mauren erschlagen worden Die zu Tod erschrockene Braut brach mit einem Schrei ohnmächtig zusammen In den beiden nächsten Wochen lag sie schwerkrank zu Bett Und als sie sich wieder erhob, sagte sie zu ihrem Vater, daß sie sich entschlossen habe, nun allem zu entsagen und eine Nonne zu



werden Vergeblich suchte Heribert sie davon abzuhalten Hildegund begab sich in das Kloster auf der Insel Rulecheswerth (heute Nonnenwerth genannt) und legte hier die Gelubde ab

Dies geschah im Herbst Dann kam ein strenger Winter, der den Rhein zufrieren ließ und das Land mehrere Monde in seiner grimmigen Haft hielt Derweil lag Hildegund, aufs neue erkrankt, in ihrer schmalen Zelle und sehnte sich sehr danach, bald zu sterben, um mit dem Geliebten wieder vereinigt zu werden Doch als der Schnee wich, kam sie zu neuer Kraft, sodaß sie jetzt den strengen Ordensdienst auf sich nehmen konnte

Viele Wochen muhte sie sich dann, zumal in der Krankenpflege, so sehr ab, als wolle sie die kaum gewonnene Kraft moglichst bald wieder verzehren Umsonst sprach man ihr zu, sich doch ein wenig zu schonen Als man gar merkte, daß sie sich strenger denn alle anderen Nonnen kasteite und uderdies ihr Essen zu den Armen hintrug, um selbst zu hungern, ward sie von ihrer Oberin ermahnt, von alledem abzustehen, denn sie tue es ja nur, weil sie nicht langer zu leben wunsche, und das hieße, sich gegen Gottes Willen veisundigen Hildegund gehorchte Und jetzt geschah es, daß ihr Schicksal sie am schrecklichsten traf Eines Nachmittags bemerkte sie eine seltsame Unruhe im Kloster und glaubte auch wahrzunehmen, daß die ubigen Schwestern ihr auswichen oder ihr etwas zu verheimlichen suchten Abends erfuhr sie, daß Roland zuruckgekehrt war Mag niemand erfassen, in welcher furchtbaren Verwirrung sie dadurch gestoßen wurde Roland, so erzählte man ihr, sei morgens an der Klosterpforte erschienen und habe aufgeregt Hildegund zu sehen gewünscht Es war ihm abgeschlagen worden Und als er sturmischer darauf drang, hatte man die Tur vor ihm geschlossen und ihn noch lange draußen stehen sehen, totenblaß und vollig verzweifelt, ehe er sich umwandte und in einem Boot wieder zum nahen Ufer hinubefuhr Auch ward es bald bekannt, wie sich der junge Kampe beim Kaiser und selbst beim Papst bemuht hatte, um Hildegund aus dem Kloster zu losen Doch war alles vergeblich gewesen Und nun siechte die letzte Kraft der jungen Nonne dahin Ihr Herz war wie erstarrt Voll tiefem Mitleid, trugen ihre Mitschwestern sie in den Klostergarten, von wo sie hinaufschauen konnte nach Rulecheseck Droben in einem hohen Fenster glaubte sie den Geliebten zu sehen und winkte ihm zu mit ihrer weißen Hand Roland bemerkte es und sah, selbst vor Schmerz wie versteint, zu ihr hinab Kaum eine Stunde verließ er das Fenster Jene schweren Wunden, die er im Tal von Ronceval empfangen hatte, und denen er fast erlegen war, hatten sich wieder geoffnet und wollten sich nicht mehr schließen Mit Gleichmut nahm er es hin All sein Sinnen war nur auf jene Minuten gerichtet, in denen man Hildegund auf einer Bahre in den Garten trug, und dann schaute er mit verzehrendem Schmerz auf sie hinab —, wie sie zu ihm empor

So verging der Sommer Und als der nächste Herbst kam, brachte man Hildegund eines Tages nicht mehr in den Garten hinaus Abends horte Roland drunten die Sterbeglocke Da wußte er, daß dies auch ihm selber galt Es begann zu dunkeln, und die Nacht brach herein Ein Knecht auf Rulecheseck kam zu seinem jungen Herrn und wollte ihm sagen, was drunten im Kloster geschehen war Er fand Roland tot Man begrub ihn zur gleichen Stunde, in der auch Hildegund drunten zu Grabe getragen wurde Hernach saß noch manches ritterliche Geschlecht auf Rulecheseck, das man fortan Rolantzeck nannte Schließlich verfiel die Burg Heute ist von ihr nur noch jener hohe Fensterbogen zu sehen, durch den man, wie Roland einst, auf das Klosterreiland in der Tiefe hin abzuschauen vermag — und weit hinüber auf den einsamen Turm der Drachenburg, die ebenfalls längst in Trümmer fiel

Die Entstehung des Siebengebirges

Dort, wo heute rechtsrheinisch der Drachenfels und linksrheinisch das Rolandseck dicht am Strome liegen, war einst das Rheintal durch ein quer davor liegendes Gebirge abgeschlossen Sudwärts davon breitete sich ein gewaltiger See aus Die Menschen aber, die damals zu beiden Seiten auf der Anhöhe wohnten, hatten gar zu gern das Gebirge durchstoßen und den Rheinsee abgeleitet Natürlich waren sie dieser ungeheuren Arbeit nicht gewachsen Drum sandten sie schließlich einen Boten zu den Riesen und versprachen diesen einen großen Lohn, wenn ihnen das Werk gelinge Sieben Riesen waren auch sogleich dazu bereit Mit ihren Spaten gaben sie sich emsig an die Arbeit Wenige Tage später hatten sie bereits eine tiefe Lucke in die Rheinsperre gegraben Da drang das Wasser in den Graben ein und erweiterte ihn noch aus eigener Kraft Bald darauf war das Gebirge ganzlich durchstoßen Der Rhein floß ab, und eine fruchtbare Ebene hob sich ans Licht Darüber freuten sich die Menschen ungemein und glaubten nicht genug Gaben herbeischleppen zu können, um den hilfreichen Riesen zu danken Ganze Hügel davon türmten sie vor den zufrieden lachenden Unkerlen auf Diese teilten sich den Lohn, und ein jeder von ihnen schob seinen Anteil in die Tasche,

Bevor sie aber fortmarschierten, klopften sie noch ihre Spaten ab Und von all dem anhaftenden und jetzt zu Boden fallenden Dreck sind dann die sieben Berge entstanden die man gegenwärtig noch, so schon wie je zuvor, am Rheine sehen kann



Die Vertreibung der Nachtigallen

Einst erfuhr der heilige Bernhard, daß die Monche des Klosters Himmerod alle Zucht vergessen hatten und ganzlich zu verweltlichen drohten Da reiste er denn hin, um die Ordnung wiederherzustellen, nahm sich aber vor, solches mit Gute zu tun und die pflichtvergessenen Bruder erst zu mahnen, ehe er sie strafte

Der Sommer hatte noch nicht lange begonnen, als der Heilige über Trier in die Eifel kam und das waldverlorene Kloster erreichte. Hier begrüßte man ihn zwar recht feierlich, doch war den Mönchen wohl anzumerken, daß sein Erscheinen ihnen keine sonderliche Freude bereitete. St. Bernhard tat so, als sehe er es nicht. Er begab sich mit den Brüdern zu Tisch und beobachtete heimlich, indes sie aßen, und dem Vorleser lauschten.

Da sah er, daß sie keinen Frieden hatten. Ihre Gesichter waren bleich und abgespannt. Manche hielten wie in großer Sorge die Stirn gekraust. Anderen zitterten die Hände, indes sie von den Speisen nahmen. Man konnte meinen, eine allzu strenge Penitenz sei die Ursache solcher Schwäche, hatte man nicht gewußt, daß ja gerade die Ordenszucht verloren gegangen war. Wo aber lag der Grund zu dieser Unruhe, und welcher Anfechtung mochten die Mönche ausgesetzt sein?

St. Bernhard gedachte es sobald wie möglich zu erfahren. Er stand vom Tische auf, und als es dämmerte, sprach er zu den Brüdern. Da redete er von Gott und den Menschen und wie alles menschliche Leben doch nur ein geistiges Werden bedeuten dürfe, ein Sichhinaufsteigern zu Gott, um der ewigen Verklärung willen. Auch sprach er von den Dingen der Welt und wie leicht diese den Menschen gewannen, der sie zu gewinnen trachtete, worauf sie sich gleich einer nur schwer abzuschüttelnden Last an ihn hingen und seinen Aufstieg ins Überirdische hemmten, wenn nicht für immer zunichte machten.

Doch indem St. Bernhard noch so redete und sich zwischendurch manchmal unterbrach, damit im allgemeinen Schweigen sein beschworendes Wort umso tiefer in die Herzen seiner Zuhörer eindringe, fiel ihm plötzlich auf, wie balsamisch duftend, voll süßem Kraut- und Blumen-geruch, die Luft durch die offenen Fenster in den weiten Betraum strömte. Ja, es war ihm jäh, als erfülle sie ihn mit einer sinnlichen Lust. Und als er jetzt, die unwillkürliche Beklemmung zu lösen, umso lebendiger und eindringlicher sprach, begann da draußen in der schummrigen Runde auch noch eine Nachtigall zu schlagen. Ihr Lied aber — diese jählings einsetzende Folge und Fülle von herrlich jubelnden Tönen, dieses jauchzende Geschmetter und Quinquilien, dieser unbegreiflich

machtiqe Gesang aus einer so kleinen Vogelbrust — wirkte auf St Bernhard fast wie ein lahmender Hieb

Da stand er und schwieg Seine Hände bebten Wahrhaft verstort, sah er wie gebannt in die Gesichter der vor ihm knienden Monche Viele davon hielten die Augen geschlossen und waren wie ins Überirdische verklart Andere hatten die Augen weit aufgerissen, als waren sie die Beute eines lustvollen Schreckens geworden, den sie kaum noch ertrugen Und mehr denn eine Nachtigall, ein ganzer Chor dieser zaubrischen Sangerinnen trillerte und jubelte jetzt Mit dem betäubenden Duft des Blütenrausches und mit dem lauen Hauch des sanftthinsauselnden Nachtwindes strömte ihr tausendstimmiges Lied in den totenstill lauschenden Betraum hinein

Und jetzt wußte St Bernhard, was die Monche zu Himmerod betroffen hatte und von welcher Verführung sie hingerissen worden waren, also daß sie ihrer Gelubde vergaßen und sich in unsaglicher Sehnsucht nach den Freuden dieser Welt verzehrten Auch war es ihm gewiß, daß, wenn er jetzt weiter redete, sein eigenes Wort voller Ohnmacht in dem betorenden Jubel der Vogel untergehen würde Da verkrampfte er die Hände, beschwor im Gebet Gottes Hilfe auf sich herab und schritt, fast wie im Traume, zum Fenster, wo er mit laut hin schallender Stimme den Nachtigallen Einhalt gebot „Hebt euch hinweg“, so rief er da voll heiligem Zorn, „und verstort uns den Sinn nicht! Wählt eurer irdischen Lust eine andere Stätte, und laßt uns die Stille, darin sich uns Gott offenbart!“

„Auf, ihr Vogel, und fort!“, so erscholl St Bernhards Ruf noch einmal in die nachtverhangene Runde Zugleich aber erhob es sich wolkg aus dem dunklen Gewalde, stieg auf tausend Schwingen der Nachtigallen Schar ins silberne Licht des Mondes und verzog sich gen Osten in die traumtiefen Grunde der Nacht Totenstill lag der Wald um Himmerod Es war fast so, als verhielte sich selbst der Wind Kein Laut mehr tonte auf, es sei denn das leise Rauschen von St Bernhards Gewand, der sich bleich zu den Monchen umkehrte und nach einer kurzen Weile mit ruhiger Stimme wieder zu sprechen begann

Derweil aber zogen die Nachtigallen in lautlosem Flug uber die

schlafenden Kuppen der Eifel dem Rheine entgegen, überquerten den sanft in der Tiefe erglänzenden Strom und fielen jenseits von ihm in ein waldverhulltes Tal des Siebengebirges ein. Hier, am Fuße des sagenumwobenen Drachenfels, hat man sie künftig noch in jedem Jahre so herrlich singen gehört wie wohl kaum an einem anderen Orte beiderseits des Rheines. Und die Stätte ward seitdem das Nachtigallental genannt. Dorthin lenken noch in jedem Frühsommer Tausende und Abertausende von lebensfrohen Menschen die Schritte und lauschen, wie es da plötzlich bei Anbruch der Nacht im dunklen Gebüsch aufschluchzt und auftont, zunächst leise, wie voller Schwermut und Schmerz, dann aber ausbrechend in einen Jubel so gewaltig, als verströme da alle Daseinslust der Erde aus einem einzigen Vogelmund.

Der Drachenfels

Dort, wo die südwestliche Flanke des Drachenfels steil zum Rheine hin abbricht, gewahrt man hoch oben über den vorgelagerten Weingarten, in denen das „Drachenblut“ gedeiht, und unter einem leicht vorstoßenden Felsenzinken den Eingang zu einer dunklen Höhle. Darin hat einst ein Drache gehaust. Die Leute sagen, seine Schätze seien sogar heute noch dort zu finden, wer es wage, um Mitternacht den Fels zu erklimmen und die Höhle zu betreten, der finde sie dort herrlich strahlend ausgebreitet. Ein junger Bursch aus Königswinter hat auch einmal versucht, wenigstens einen Teil des Reichtums zu gewinnen. Aber es ist ihm nicht gelungen. Anderen Morgens kehrte er totenblaß und mit tiefergrautem Haar aus der Höhle zurück. Was er darin gesehen hatte, das wollte er nie erzählen.

Zu Lebzeiten dieses Drachen nun war der nach ihm benannte Fels noch nicht so steil wie heute, denn das ist er erst durch einen Steinbruch geworden. Damals konnte man auf einem gemächlich ansteigenden Pfad zu der Höhle gelangen. Dicht dabei fand man einen ungefugen Opferaltar und eine gewaltige Eiche, zu deren Füßen eine Quelle entsprang. An dieser Stätte hat man noch vor anderthalb Jahrtausenden dem Drachen mancherlei Opfer gebracht. War es eine Jungfrau, so führte



man sie in einem weißen Gewande und mit Blumen geschmückt zu der Eiche und band sie an deren Stamm Als man aber in christlicher Zeit dem Drachen die althergebrachten Opfer verweigerte, holte er sie sich selbst Da war es beispielsweise sehr gefährlich, zu Schiff am Drachentfels vorüberzufahren, denn dann konnte es leicht geschehen, daß der Drache plötzlich feuerschnaubend zum Vorschein kam, das Schiff umwarf und die herausfallenden Menschen verschlang Viele Jahrhunderte vermochte man diesem Unheil nicht zu steuern Erst, als das Pulver erfunden worden war, kam man auf einen guten Einfall, um das greuliche Untier aus der Welt zu schaffen Da füllte man nämlich ein Schiff mit jenem leicht entzündlichen Stoffe und ließ es fuhrerlos den Rhein hinabtreiben Sofort kam auch der Drache aus seiner Hölle geschossen und stieß auf das Schiff nieder Doch von dem Gluthauch seines Mundes entzündete sich das Pulver, und zugleich mit dem Schiff wurde der Drache in tausend Stücke gerissen

In den Weingarten, die sich von Königswinter zum Drachenfels hinziehen, findet man dicht am Wege ein uraltes steinernes Kreuz. Bei diesem sieht man in gewissen Nächten eine mächtige Schlange erscheinen, die eine herrlich funkelnde Krone auf dem Haupte trägt und gemeinhin „die Hahnunk“ genannt wird. Wer sich in dieser Tiergestalt verbirgt, das weiß man nicht. Aber es mag wohl so sein, daß es jene Schlüsseljungfer ist, die sich in menschlicher Gestalt alljährlich viermal zeigt. In jeder Quatembernacht schwebt sie nämlich, mit einem goldenen Schlüssel im Munde, von der Höhe des Drachenfels zum Rheinufer hinab, besteigt drunten einen feurigen Wagen, der von vier glühenden Rossen gezogen wird, und fährt dann brausend nach Honnef hin. Hier verschwindet sie mit ihrem Gespann auf einer Wiese hinter dem Hause, das „Zur Holle“ genannt wird, und dessen Torweg bis in die jüngste Zeit hinein nie versperrt worden ist.

Diese Jungfer hat sich auch einmal in Drachengestalt gezeigt. Vor vielen Jahren kamen zwei junge Burschen aus Rhondorf eines Mittags zum „Haidchen“, das bekanntlich zwischen dem Drachenfels und der Wolkenburg gelegen ist. Hier suchten sie Vogelnester, und dabei erblickten sie plötzlich eine wunderschöne Jungfer in kostbarer altmodischer Tracht. Erst wollten die Beiden, nichts Gutes ahnend, sich davon schleichen, doch die Jungfer trat ihnen freundlich lachend in den Weg und fragte sie, ob sie nicht Lust hätten, gegen hohe Belohnung ein Wagnis zu unternehmen, bei dem ihnen gar nichts Böses widerfahren könne. Darin willigten die jungen Leute ein. Und jetzt erklärte ihnen die Jungfrau, sie sollten in der zweitfolgenden Nacht wieder an derselben Stelle erscheinen, dann würden sie einem Drachen begegnen, der einen glühenden Schlüssel im Maule trüge, und diesen Schlüssel sollten sie dem Tiere unbesorgt entreißen, denn es könnte ihnen nichts dabei geschehen. Als die Burschen dies hörten, wurde es ihnen doch ein wenig unbel zu Mut. Nichtsdestoweniger blieben sie bei dem Plan, kehrten in der übernächsten Nacht auf das „Haidchen“ zurück und fanden hier den Drachen. Da stieß einer den anderen an, er solle den Schlüssel nehmen, aber keiner fand dazu den Mut. Und als nun der Drache auf sie zugekrochen kam und ihnen den Schlüssel geradezu hinhielt, da wandten sie sich schreck-

erfüllt um und liefen, was sie konnten, nach Hause Hinter ihnen jedoch befand sich jetzt nicht mehr der Drache, sondern die Jungfrau, die mit wehmütiger Stimme klagte „Ach, jetzt muß ich wieder solange warten, bis ein Eichbaum soweit herangewachsen ist, daß aus seinem Holze eine Wiege gemacht werden kann Denn erst jenes Kind, das man dann in die Wiege legt, wird mich einst erlösen können “



Der Godesberg

Als man den Godesberg vor etwa achthundert Jahren noch Gûdins- oder Wudinsberg nannte, war er den umwohnenden Leuten so heilig, daß sie trotz seiner das Land beherrschenden Lage keine Burg auf ihm zu errichten wagten. Diese seltsame Scheu ruhrte wohl daher, daß einst auf seinem Gipfel der große Gott Wodan verehrt worden war, der in Drachengestalt, doch auch in menschlicher Erscheinung, auf dem jenseits des Rheines steil emporragenden Drachenfels einen zweiten Sitz besaß. Höchstwahrscheinlich hat man damals geglaubt, daß der Gott wechselweise auf dem Drachenfels und auf dem Godesberg wohne, wobei er zeitweilig, zumal zur Sommer- und Wintersonnenwende, den Strom in feuriger Gestalt überquere. Hören wir nur die folgende Sage! Zwischen der Wolkenburg (dicht beim Drachenfels) und dem Stromberg (heute Petersberg genannt) liegt am Mirbach die Pferdswiese, ein langlich runder und von steilen Berghängen eingeschlossener Raum. Hier hat man nachts oft einen großen Mann beobachtet, der über die Wiese zum Rhein hinabschritt und, sobald er den Abhang erreicht hatte, sich feurig erglühend in die Luft erhob, um hellflammend über den Strom zum Godesberg hinzuschweben.

Wie dieser Mann ausgesehen hat, das lehren uns weitere Sagen aus dem Siebengebirge. Da erscheint er wie Wodan-Odin einäugig, in einen weiten Mantel gehüllt und mit einem breitkrampigen Hute auf dem Kopfe. Auch als Reiter und als der wilde Jäger zeigt er sich diesseits wie jenseits des Stromes. Doch noch etwas Anderes weiß uns eine Sage zu berichten, nämlich daß in den Nächten zur Sommer- und Wintersonnenwende, aber auch zur Tag- und Nachtgleiche, feurige Männer über den Strom setzten, wo sie stets, den Godesberg hinaufschwebend, den Augen entschwanden.

In christlicher Zeit hat man auf den ehemaligen Wodansbergen zum meist Michaelskapellen errichtet und damit diesen Heiligen (den Drachenbesieger!) zum Nachfolger des altdeutschen Gottes gemacht. So geschah es auch auf dem Godesberg am Rhein. Und nun soll noch eine dritte Sage erzählt werden, die uns zeigt, daß jener Heilige einmal genau so



wie zuvor der Gott den Rhein überquerte Casarius von Heisterbach berichtet uns „Zu der Zeit, da Herr Dietrich, Erzbischof von Köln, das Schloß zu Godesberg erbaute, kam auf dem Heimwege von Köln ein frommer Priester an dem genannten Berge vorbei und sah, wie der Erzengel Michael in bekannter Gestalt vom Godesberg mit ausgebreiteten Fittichen nach dem benachbarten Stromberg hinüberflog Zu gleicher Zeit sah ein Mann, namens Dietrich, als er mit seiner Frau aus dem nachstgelegenen Dorf zur Kirche ging, wie ein Kastchen mit Reliquien, das er öfter gesehen hatte, durch die Luft vom Godesberg weg nach dem Stromberg geführt wurde Beide haben dies gesehen und können heute noch für die Erscheinung Zeugnis ablegen Willst du aber mir weniger Glauben schenken, so frage Herrn Wilhelm, den Priester auf dem Stromberg, und er wird dir bezeugen, daß er alles aus dem Munde der Leute, die es gesehen, vernommen hat “

Der Monch von Heisterbach

In dem waldverlorenen Kloster Heisterbach lebte einst ein Monch, der war im ganzen Lande sehr beruht wegen seiner hohen Gelehrsamkeit. Keiner kannte so gut wie er die Heilige Schrift. Auch trieb er andere Wissenschaften und suchte so alles zu erforschen, was Gott geoffenbart und geschaffen hat. Dabei geriet er aber in Zweifel und dadurch wiederum in große Unruhe. Nichts wollte mehr vor ihm Bestand haben, was er je als Wahrheit glaubig hingenommen hatte. Die Falten auf seiner Stirn vertieften sich. Schon war er soweit, daß er bisweilen selbst an Gott zu zweifeln begann. Da sagte eines Tages sein Abt, der nicht allzuviel von aller Gelehrsamkeit hielt und ein gar frommer Mann war, gutmutig spottend und gleichzeitig doch warnend zu ihm: „Bruder, es gibt soviel des Wissens, das der Seele ganz undienlich ist, und alles Wissen macht noch langst nicht weise.“ Dann fugte er ernst noch hinzu, indem er ein heiliges Wort leicht veränderte: „Was nutzte es dir denn, wenn du die ganze Welt begriffest und dabei Schaden littest an deiner Seele?“ Diese Worte machten den Monch betroffen. Zwar dachte er sich gleich darauf mit einigem Trotz: „Was weiß denn dieser Einfaltige von der Süße des Wissens und von der rechten Wahrheit?“ Da aber erkannte er, daß die Hoffahrt der Gelehrten, die den Weisen unbekannt ist, schon Besitz von ihm genommen hatte. Sogleich suchte er die rechte Demut wieder zurückzugewinnen. Auch betete er vergeblich: „Ich glaube, Herr! Hilf meinem Unglauben!“ Er war verstört. Die reine Einfalt des rechten Glaubens, dieses unwissende Vertrauen auf Gott, wollte sich nicht mehr einstellen.

Fortan war er wie in die Wüste des Grubelns und Zweifelns gebannt. So manches Wort der Heiligen Schrift ward ihm zu einem Ratsel, dessen Unerforschlichkeit seine Seele zerriß. Da kasteite er sich und rief den Heiligen Geist an und bat Gott Tag um Tag, daß er ihn doch in den stillen Bereich der heiligen Schau und des unerschütterlichen Glaubens zurückfinden lasse. Doch Gott schien ihn nicht erhören zu wollen. Voller Unrast blieb er und begriff nun wohl, daß jenen der Himmel gehort, die arm im Geiste sind. Um diese Zeit las er wieder einmal im Psalm die Worte: „Tausend Jahre sind vor Gott wie ein Tag.“ Schon wollte er

„Ja“ dazu sagen und es nicht anders hinnehmen, als wie es da geschrieben stand. Dann aber fuhr der Zweifel in ihn, gleich einem verheerenden Sturmwind. Denn „Wie kann die Zeit vor Gott in Nichts zergehen?“, so fragte er sich und fand keine Antwort darauf. Grubelnd trat er aus seiner Zelle in den Kreuzgang und dann ins Freie hinaus. Den Klostergarten durchmessend, sann er angestrengt über das Wesen der Zeit nach, und wie sich dieses zu Gottes eigenem Wesen verhält. Auch stieß er dabei auf jenes andere Ratsel, was denn der Raum ist. Und Gott, der auf alles achtet und dessen liebste Söhne vielleicht gerade jene sind, die sich so schwermütig forschend in der ungeheuren Welt seiner Ratsel verlieren, um endlich innehaltend das bittere Heimweh zu spüren, aus der unbegreiflichen Welt der Geheimnisse zurück in das bergende Vaterhaus —, Gott also lachte jetzt wohl und führte den ratlosen Sohn zugleich in die Zeit- wie in die Raumlosigkeit. Es rauschte der Wald, von den letzten Strahlen der untergehenden Sonne hoch in den Wipfeln verklärt.

Dann sang da plötzlich ein unbekannter Vogel auf und jubilierte so herrlich, daß der grubelnde Monch aus seinen Gedanken gelockt wurde und sich verwundert fragte, welcher denn von allen heimischen Vögeln so unerhört schon zu singen vermochte. Wie von dem erstaunlichen Getöse zaubrisch angezogen, trat der Wißbegierige in den hohen Buchenwald und sah hier den soeben auffliegenden und leicht entschwebenden Vogel, der nicht viel größer als eine Taube war und in allen Farben des Regenbogens schimmerte. Noch viel neugieriger geworden, schritt der Monch schnell dem wunderlichen Sanger nach, der sich unweit wieder niedergelassen hatte und von neuem zu floten und zu quinquilieren begann. Laut schmetterte seine Stimme jetzt, um gleich darauf die innigste und betorendste Weise zu finden. Dann schwebte er wieder auf traum bunten Schwingen herab und mit einer flinken Wendung tiefer in den verdammernden Wald hinein. Der Monch folgte und folgte. Wo er sich befand, wußte er schon garnicht mehr. Da und dort blieb er stehen, um zu lauschen. Sein Herz war voller Sehnsucht und gleichzeitig doch so beseligt, als gabe es garnichts mehr, wonach ihn verlangen konnte. Alle Unsal der verstrichenen Monde und Jahre schien von ihm gewichen zu

sein Auf einem Baumstumpf sitzend und die Stirn in die Hände gestützt, schloß er ruhig atmend die Augen, indes der Vogel jetzt über ihm in den Wipfeln verharrte und alle Freude der Welt auf ihn hernieder sang

Plotzlich aber brach das Lied ab Der schlafende Monch merkte nichts davon Dann schrak er jah empor, denn es war ihm, als habe eine Schwinge sein bloßes Haupt berührt „Es ist Zeit, zuruck zu gehen“, sagte er sich in der ersten Verwirrung „Was war da soeben?“ Er wußte es nicht mehr „Habe ich nicht einem Vogel gelauscht? Folgte ich ihm nicht tief in den Wald hinein?“ Lachelnd schüttelte der über sich selbst Verwunderte den Kopf und schritt dann zum Kloster zuruck Doch indem er dessen Garten betrat, schien ihm, als sei hier manches verändert Sich erstaunt umschauend, vermeinte er geradezu, in einer fremden Umgebung zu sein Gebäude standen da, die er nie gesehen hatte Zugleich fiel sein Blick zwar auch auf die altvertraute Klosterkirche mit ihrem zierlichen Dachreiter, auf den Kreuzgang und auf das Kloster selbst Da war nichts verändert Oder doch? Jenen Anbau links an der Meierei kannte er zum Beispiel nicht Auch war ihm dies und jenes ganz ungewohnt Bestürzt blickte der Zuruckgekehrte hierhin und dorthin und wandte sich dann einem Bruder zu, der nahebei vor einem Gemusebeet stand und das Unkraut ausjätete „Bruder, was ist hier geschehen, und wie hat sich hier alles verändert?“, fragte er, immer noch ganz verwundert Da bekam er lachend zur Antwort „Vater, Ihr irrt Ich bin doch schon fast zwanzig Jahre hier im Kloster und wußte nichts Sonderliches, was derweil anders geworden sein sollte Doch wo kommt Ihr her?“ — Der Monch stand wie erstarrt „Weshalb nennst du mich Vater?“, fragte er dann „Ich bin doch kaum halb so alt wie du “ — „Halb so alt?“, machte der Andere ein verdutztes Gesicht „Ihr mit Eurem schneeweißen Haar?“ — Bei diesen Worten entsetzte sich der nun völlig Ratlose Gleichzeitig spürte er eine sonderbare Müdigkeit in den Gliedern „Was geht mit mir vor?“, forschte er in sich hinein — und schritt dann, wie auf der Flucht, schnell zur Kirche hin, die er in wahrer Todesangst betrat

Hier fand er alle Bruder beim Gebet Doch keinen davon kannte er Sich an seinen gewohnten Platz begebend, fand er diesen besetzt Un-



schlussig blickte er sich um Ja, es war ihm wie in einem bosen Traum zumut Da trat der Abt unwillig zu ihm hin und fragte „Fremder, was ist mit dir, und warum wartest du nicht, bis unser Gebet zu Ende ist?“ — Fremder? Dieses Wort traf ihn noch arger als alles andere zuvor „Ich gehöre doch hierher!“, schrie er auf „Wo ist mein Abt Albertus, und wo sind meine Bruder, mit denen ich noch vor Stunden hier gebetet habe?“

Alle schauten so befremdet auf den Monch, als sprachte er etwas durchaus Unverständliches Dann erkundigte man sich, wie er heiße und woher er komme Und man begriff ihn nicht, als er antwortete, daß er Ivo heiße und im gleichen Jahre hier zu Heisterbach ins Kloster eingetreten sei, als Engelbert von Berg Erzbischof von Köln wurde „Das sind die

hundert Jahre her“, sagte unglaublich der Abt und machte dazu ein Gesicht, als meinte er, einem Verrückten gegenüber zu stehen. Da aber trat ein weiterer Monch hinzu und sprach: „Nanntest du dich soeben nicht Ivo? In den Annalen unseres Klosters steht geschrieben, daß ein Monch dieses Namens zu Engelberts Zeiten hier im Kloster lebte. Er muß sehr gelehrt, doch ein Zweifler gewesen sein. Eines Tages verschwand er im Wald und kehrte nie mehr zurück.“

Wie vom Blitz getroffen, stand da Ivo. Plötzlich begriff er alles: „Denn tausend Jahre sind vor dir wie ein Tag, der gestern vergangen ist, und wie eine Nachtwache“, erklang es in ihm. Mit schimmernden Augen, aus denen Tränen rannen, blickte er die Brüder alle an. Dann begann er mit zitternder Stimme zu erzählen, wie er bei all seinem gelehrten Forschen ein Zweifler geworden war, und wie Gott ihn in die Zeitlosigkeit geführt hatte, um ihn erst jetzt wieder zurückkehren zu lassen. Pater Ivo brach vor dem Altar in die Knie nieder und stammelte: „Ein Wunder hast du, Herr, an mir getan. Sei gepriesen in Ewigkeit!“ Eine unsagbare Seligkeit erfüllte sein Herz. Und indem die anwesenden Mönche noch erstaunt auf ihn blickten und nicht wußten, was sie von alledem denken sollten, sank er plötzlich nach vorn auf sein Gesicht, streckte wie zum demütigsten Gebet langsam die Arme aus — und verschied.

Der ungeduldige Wind

Um das ehemalige Jesuitenkloster zu Bonn ist es sehr windig, da heult und braust es oft so stark, daß die Mädchen ihre Röcke festhalten und die Jungen ihren Mutzen nachlaufen müssen. Weshalb aber gerade hier der Wind so ungestüm auftritt wie sonst nirgendwo in der Stadt, darüber weiß man eine alte Geschichte zu berichten. Sie erzählt, daß einst der Teufel einmal mit dem Winde durch Bonn spazieren ging, und daß die Beiden hierbei auch zu dem damals neuerrichteten Jesuitenkloster kamen. Der Teufel hatte es noch nie gesehen und wußte auch nicht, was für Leute darin wohnten. Das wollte er nun gerne auskundschaften, und drum sagte er zu dem Winde: „Warte hier ein Weilchen,

denn ich will mich flink einmal in diesem Hause umsehen“ Der Wind war es zufrieden, und der Teufel verschwand im Kloster Doch darin gefiel es ihm so gut, daß er garnicht mehr zum Vorschein kam Infolgedessen hatte der Wind lange zu warten Selbst heute noch streunt er da herum und heult oft böse auf, wenn er ungeduldig wird.

Aachens Grundung

In jener Gegend, wo jetzt Aachen liegt, befand sich einst ein ungeheurer Wald, und darin jagte Kaiser Karl der Große lieber als an irgendeinem anderen Orte Noch heute weiß man dort Pfade zu zeigen, die der Kaiser damals gern gezogen ist Auch wird uns viel überliefert von seiner Jagdleidenschaft und manchen seltsamen Abenteuern dabei

So hatte er eines Morgens einen mächtigen Hirsch aufgespurt und jagte mit seinen Hunden frohlich hinter ihm drein Schwarz war des Kaisers Roß und reich an Mut Doch der Hirsch kannte den Wald besser als Karl und war auch schneller als des Kaisers Pferd Infolgedessen entkam er bald mit einem gewaltigen Satz über einen breiten Bach, der seltsam rauchend zwischen den Bäumen dahin floß Nichtsdestoweniger wollte Karl die Jagd nicht aufgeben und spornte sein Roß, damit es über das Wasser hinweg dem Hirsch folge Das Pferd aber scheute zurück, ja setzte sich auf die Hinterhand und wollte durchaus nicht über den Bach Und als ihm Karl jetzt scharfer die Sporen gab, da trat es zwar ins Wasser, um sich gleich darauf jedoch wiehernnd wieder zurückzuwenden und hinkend etliche Schritte beiseite zu laufen

Da merkte der Kaiser, daß hier etwas nicht in Ordnung war Er stieg ab und befahlte den feuchten Huf, den das Pferd immer noch erhoben hielt Befremdlicher Weise fand er ihn sehr warm Zugleich fiel ihm der Rauch über dem Wasser auf, und als er dieses jetzt befahlte, fand er es überraschend heiß Darauf folgte er, das Pferd am Zügel hinter sich her fuhrend, dem Bach etwa zwei Hufen Landes weit und kam so zu dessen Quelle Diese aber war so heiß, als wäre sie das lautere Feuer Deß verwunderte sich der Kaiser sehr Doch noch mehr erstaunte er, als er nahebei eine zweite Quelle fand, die so kalt wie Eis war Sich nun um-

schauend, entdeckte er im Gebusch auch noch die vom Alter geschwarzten und ganz mit Efeu überwachsenen Trümmer eines uralten Palastes

Hier hatten, so heißt es, die Römer einst ihren Gott Apollo Granus verehrt Und an derselben Stelle ließ Karl jetzt ein herrliches Münster und eine Pfalz errichten So gründete er Aachen, dessen Heilquellen sein Altersleiden linderten, und wo er bis zu seinem Ende am liebsten gewohnt hat

Der Ring der Fastrada

Einmal wollte Kaiser Karl der Große mit seiner Gemahlin Fastrada zu Frankfurt und dachte an nichts Arges, da erkrankte jene schwer und starb binnen weniger Tage Drob fiel der Kaiser in große Betrübniß und vermochte es gar nicht zu fassen, daß seine Gattin gestorben war Umsonst suchte man ihn zu bewegen, daß er die Tote bestatten lasse „Sie kann nicht tot sein, und sie ist auch nicht tot!“, schrie er immer wieder verzweifelt auf Dann ließ er andere Ärzte kommen und glaubte doch keinem, der ihm sagte, daß Fastrada wirklich gestorben sei Schon begann die Leiche zu verwesen Kaum noch vermochte man die übelriechende Luft des Saales einzuatmen, darin die Kaiserin aufgebahrt lag Nur Karl, der selbst einem Toten ähnlicher als einem Lebenden schien, hielt dort aus Und jetzt begann man am Hofe davon zu sprechen, hier gehe etwas nicht mit rechten Dingen zu, ein Zauber müsse den Kaiser an Fastrada gefesselt haben So dachte zuletzt auch der Erzbischof Turpin von Reims der sodann die Tote genau untersuchte und dabei einen in ihr Haar geflochtenen und mit seltsamen Zeichen bedeckten Ring fand Diesen nahm er fort, ohne daß es der Kaiser merkte Und kaum war dies geschehen, als Karl sich völlig änderte Es war, als käme er erst jetzt wieder zu sich Mit Schaudern, ja mit Ekel stellte er da fest, wie sehr die Leiche schon in Verwesung übergegangen war, und befahl, sie unverzüglich zu Mainz im Dom zu bestatten Dann warf er sich weinend in Turpins Arme und ließ sich von diesem willig dazu bestimmen, Frankfurt zu verlassen und nach Aachen zurückzukehren Als aber der Erzbischof zu Ingelheim Abschied von ihm nehmen wollte, um sein Bistum aufzusuchen, litt Karl es nicht, sondern sagte, jetzt müsse

Turpin immer bei ihm bleiben, denn er wisse keinen, dessen Rat er künftig so gerne hinnehmen werde wie gerade den seinen. Der Erzbischof runzelte die Stirn, denn er begriff wohl, weshalb sich der Kaiser jetzt so sehr zu ihm hingezogen fühlte. Er blieb auch bei Karl, doch



war ihm der Ring nicht geheuer. Eines Tages, als er sich in der Umgebung von Aachen erging und dabei im Walde an einen kleinen See kam, warf er das zaubrische Kleinod ins Wasser und war froh, dessen endlich ledig zu sein.

So kam der Ring von Fastrada zu Turpin und von diesem in jenen See, den man heute noch als einen kleinen Teich vor Aachens Toren findet. Dicht dabei liegen die Trümmer der uralten Burg Frankenberg. Und von dieser erzählt man wiederum, daß Karl der Große sie einst

errichten ließ, kurz nachdem er sich von Turpin plötzlich getrennt und den ihm herrlich erscheinenden See auf einem Jagdzug entdeckt hatte. Hierhin ritt er dann alltaglich aus seinem Aachener Palast und liebte es, am Gestade des Sees zu sitzen und auf die stillen Wasser zu blicken. Noch in seinen letzten Tagen, als der Tod ihn bereits angerührt hatte, drangte er, daß man ihn nach Frankenberg hmaustrage. Und es heißt, daß die Wasser schwellen und ein mächtiger Wirbel mitten darin sichtbar ward, zur selben Stunde, da Karl zu Aachen in seiner Pfalz verschied.

Die Schule der Stutzer

„In solchem Staat, ihr Herrn vom Rat,
Mit Seide, Gold und Bandern?
Wohl ziemt der Glanz zu Spiel und Tanz,
Zum Reichen oder Landern,
Zu ernsten Dingen ziemt er nicht,
Dum halt ich heute kein Gericht,
Auf, laßt uns frohlich jagen!“

Das Hifthorn schallt im grünen Wald,
An Seilen bellt die Meute,
Dem Freudenschall erjauchzen all
Die flinken Jägersleute
Der Kaiser weist sie manchen Pfad,
Wo sich viel Wilds verborgen hat
Nur zu durch Dick und Dunne!

Ihm folgen gern die schmucken Herrn,
Wie heißen sie sich mahnen?
Doch mancher Dorn nimmt sie aufs Korn
Und zerzt an ihren Fahnen
Viel bunte Flitter flattern fort,
Ein Lappchen hier, ein Lappchen dort,
Sie müssen Wolle lassen

Im schlichten Rock hat manchen Bock
Der Kaiser abgefangen
Sie trafen nie, stets blieben sie
An einem Dornbusch hängen
Der Kaiser lacht Ach wie zerfetzt!
Ihr wurdet heute selbst gehetzt,
Ein ander Mal seid kluger!

Karl Simrock

DER NIEDERRHEIN



Kölns Grundung

Als nach des großen Caesar Tod Oktavian Kaiser der Römer geworden war, erhoben sich die Walen, das sind die Gallier, und losten sich vom römischen Reiche. Da sandte Kaiser Oktavian seine Stiefsohne Claudius, Tiberius und Drusus mit einem großen Heere wider die Walen, und sie hatten einen schweren und blutigen Kampf, ehe sie den Sieg errangen. Hernach setzten sie zur Sicherung des neueroberten Gebietes Hauptleute über das Land und zogen dann wieder nach Rom. Da aber geschah es, daß die Sugambrier über den Rhein in das Land der Ubiier vorstießen und sie in die größte Not brachten. Als der Kaiser davon horte, sandte er sogleich einen sehr kriegserfahrenen Mann, namens Marcus Agrippa, mit drei Legionen den Ubiern zu Hilfe. Um nun jeglicher Blutsturzung, soviel er es vermochte, zuvorzukommen, schickte Agrippa, sobald er das Land der Ubiier erreicht hatte, zwei edle und sprachgewandte Männer zu den Sugambriern. Die aber wollten weder Frieden noch Gute Drum widerrief Agrippa seine Vorschläge und sandte einen Feindsbrief. Zugleich hatte er sein Kriegsvolk auch schon bereit, überfiel die Sugambrier und gewann nach hartem Kampf den Streit. Den Ubiern jedoch empfahl er, künftig nicht mehr nach ihrer bauerischen Art verstreut, sondern wie Bürger an einem Orte beisammen zu wohnen. Also sammelte

er sie, und da ward eine Stadt gebaut, mit einer starken, Ringmauer. Darin bestimmte Agrippa etliche Plätze für die Gemeinde, wo man kaufen und verkaufen konnte. Auch wurde ein Platz für die Spiele ausgesucht. Dann aber bauten die Ubiar Häuser, Thürme und Paläste nach römischer Art und genau so schön, wie sie zu Rom waren. Als die Stadt fertig war, nannte man sie nach ihrem Gründer Agrippina, und die Ubiar hießen seitdem die Agrippinenser. Viele Jahrhunderte wurden Stadt und Bewohner so genannt. Das aber ist die gemeine Sage aller Kölner, daß Agrippa der Gründer ihrer Stadt gewesen sei, wie das auch ein Spruch ausweist, der mit goldenen Buchstaben am Tanzhaus der Stadt, dem Guizenich, geschrieben steht:

„Der herliche Marcus Agrippa ein heidensch man
Vur gotz geburt Agrippinam nu Coelne began“

Die Holzfahrt des Marsilius

Nach ihrer Gründung wuchs die Stadt der Ubiar gar schnell heran und kam bei dem regen Eifer und der hohen Kunstfertigkeit ihrer Bewohner zu großem Reichtum. Doch sollte schon bald der Tag kommen, an dem sie sich mit aller Kraft wider den äußeren Feind zu behaupten hatte, denn da wurde sie von einem römischen Kaiser belagert und in ziemlichem Drangsal gebracht. Zwar wußte man jeglichen Angriff geschickt abzuwehren, auch hatte man Speis und Trank zur Genüge, so daß man nicht gerade bei verkürzter Kost Hunger leiden mußte, doch fehlte es an Holz, um allnachts auf der riesigen Ringmauer die zahlreichen Wachtfeuer zu unterhalten. Folglich war man in Sorge, der Feind konnte sich eines Nachts bei völliger Dunkelheit unbemerkt an die Stadtmauer heranschleichen und die ahnungslosen Wächter mit einem glücklichen Handstreich überrumpeln.

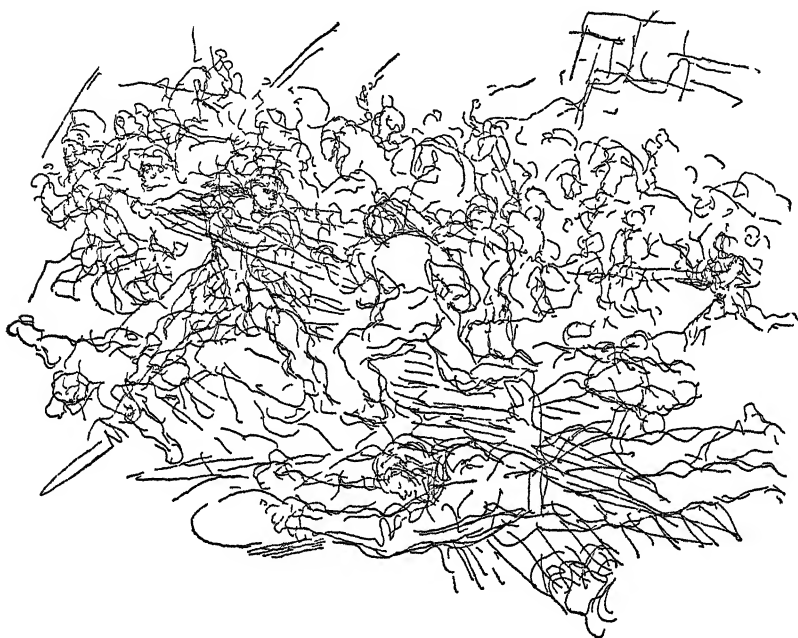
Damals lebte in der Stadt ein edelstrenger, kluger und auch kriegserfahrener Mann, namens Marsilius. Dieser dachte darüber nach, wie man wohl zu dem benötigten Holze kommen möchte. Dabei kam er auf einen ganz anderen Gedanken, nämlich wie man gerade durch eine vor-

getauschte Holzfahrt den Feind irreführen und in der Verwirrung auch zugleich schlagen konnte. Deshalb sollte eine Schar von Frauen mit Wagen und Karren durch eins der Tore zum nächsten Gehölze ziehen. Damit es aber ungewiß bleibe, unter welcher großen Bedeckung das geschehe, ja um gerade den Schein zu erwecken, als ziehe da ein großer Troß von Reisigen mit den Karren, sollten die Weiber in Mannestracht gehen, Helme auf dem Kopf und Waffen in den Händen tragen. Hinter den Wagen wollte man dabei Bäume einherschleifen, die mit ihrem nachschleppenden Gezweige viel Staub aufwirbelten und so einen Zug von zahlreichen Kriegern vortauschten. Des weiteren sollte natürlich auch ein Trupp von wohlbewehrten Männern die Holzfahrt begleiten, damit sie fürs nächste vor jeglichem Zwischenfall geschützt sei. Wenn aber die Römer den Ausgang von weitem erspähten und ihn in der Meinung, dort nahte die ganze Macht der Agrippinenser, in aller Überstürzung und mit ihrem ganzen Gezeuge angriffen, dann wollte Marsilius durch ein anderes Tor mit der wahrhaften Hauptstreitmacht der Stadt dem Feinde in den Rücken fallen.

Und so geschah es. Die Römer ließen sich verleiten, auf die verkappte Holzfahrt einen wuchtigen Angriff zu machen. Doch hatten sie die staubumwehten Karren noch nicht erreicht, als ihnen Marsilius mit den Seinen in den Rücken fiel. Nunmehr vermehrend, sie wurden beiderseits auf das Argste bedroht, gerieten die Römer in die äußerste Verwirrung, und da fiel es Marsilius nicht mehr schwer, unter den Feinden ein furchtbares Blutbad anzurichten und gar viele, darunter den Kaiser selbst, gefangen zu nehmen.

Groß war die Freude der Agrippinenser über ihren so leicht errungenen Sieg. Sie schlugen voller Jubel an ihre Schilde und hohnten dem entweichenden Feinde spottisch nach. Dann brachten sie den gefangenen Kaiser triumphierend in die Stadt und legten ihn dort in einen tiefen Turm. Wenige Tage später führten sie ihn zum Markte, wo er enthauptet werden sollte. Und als er auf die Richtstätte kam, war dort ein kostliches Tuch ausgebreitet, darauf mußte er niederknien. Der Kaiser war aber ein schöner und noch junger Mensch, der gar manchen erbarmen konnte, besonders da jetzt nach solch leichtem Siege die allge-

meine Wut bereits verbraucht war Und wie er nun da kniete, bat er mit wohlgesetzten mannlichen Worten seine Richter, daß sie ihm das Leben ließen, denn, so sagte er, lebend vermochte er der Stadt noch viel zu nutzen, während sie sich Rom auf immer zum Feinde mache, wenn sie ihn töteten Ja, er versprach, sie konnten von ihm begehren, was sie



wollten, er wurde es erfüllen Sein Siegel wollte er an jeglichen Vertrag hangen, gleichviel wozu er sich damit auch verpflichtete

Also sprach er und rettete damit sein Leben Die Kolner brachten ihm eine unbeschriebene Bulle, und der Kaiser hing sein Siegel daran Hernach hat er auch treulich gehalten, wozu ihn die Kolner verpflichtet hatten, und ist so der Stadt zum wahren Segen geworden Den Marsilius aber ehrte man gar hoch In einem Gewande von schneeweißer Seide, mit Lorbeer gekront und auf einem goldenen Triumphwagen, der von makellos weißen Rossen gezogen wurde, fuhrte man ihn zum Kapitol

Dort wurde er hoch erhoben und als Retter der Stadt vom Senat wie von der Burgerschaft dankbar gepriesen. Als er viel später gestorben war, legte man seinen Leib in einen herrlich gemeißelten Steinsarg und stellte den zum ewigen Andenken in einen Mauerbogen, nahe bei dem Janustor. Dieses, in späterer Zeit Hahnentor geheiß, war es nämlich gewesen, durch das Marsilius einst seinen siegreichen Ausfall machte. Den Ort des Grabes hat man anderthalb Jahrtausende später noch den Fremden gezeigt. Und auch die Holzfahrt ist den Kölnern unvergeßlich geblieben. Alljährlich wurde sie von den Burgern der Stadt bis in die neueste Zeit hinein mit großer Lustbarkeit wiederholt. Da zog man jedesmal am ersten Donnerstag nach Pfingsten vor die Stadt und in den nächsten Busch, wo man den Tag bei Wein, Spiel, Gesang und Tanz frohlich beging. Dazu hatte man sich in der Frühe des Tages einen Anführer gewählt, den man den „Ritter“ oder auch den „Rittmeister“ nannte. Des Abends nach dem Feste brachte man ihn reichbekrönt wieder in die Stadt zurück. Wie man aber über dem einen Portal des Gurzenichs unter einem zierlichen Baldachin aus Stein die Statue des Agrippa aufgestellt hatte, so geschah es über dem anderen Portale des herrlichen Tanzhauses auch mit der Statue des Marsilius. Dazu hat man ein Schriftband gegeben, auf dem zu lesen steht

„Marsilius heyden ind der sere stoultze
Behielte Coelne ind sy voeren izzo houltze“

Das Idabrunnlein

Als Pipin von Heristal starb — sein Sohn Grimoald war schon zuvor von neidischen Großen erschlagen worden —, hielt sich seine Gemahlin Plektrudis zu Köln in der Königsburg auf. Dicht dabei lag das Stift Unserer Lieben Frau, heute St. Maria im Kapitol genannt. Man glaubte, Plektrudis würde sich alsbald in dieses Kloster zurückziehen und hinfort keinen Anteil mehr nehmen an den Handeln dieser Welt. Doch war sie entschlossen, ehe sie allem entsagte, noch ihren Enkel Theudoald, einen Sohn des Grimoald, zum Nachfolger ihres toten Gemahls zu machen.

Drum ließ sie ihren Stiefsohn Karl, dessen Mutter Pipins Nebenfrau Alfaide war, gefangen nehmen und in ein unterirdisches Gewölbe der Königsburg sperren

Nun wurde damals in jenem Stifte Unserer Lieben Frau eine Verwandte der Plektrudis, die junge Ida, erzogen Sie war kam sechzehn Jahre alt, doch stolz und entschlossen, Blut vom Blute ihrer Muhme, sonderlich wenn es galt, ihren Willen durchzusetzen Sie haßte Plektrudis, denn ihr war Karl seit frühester Jugend sehr lieb gewesen Jetzt, da dieser im Kerker lag, dachte sie unablässig an ihn und überlegte, wie sie sich mit ihm in Verbindung setzen konnte Da half ihr ein Zufall Der Garten des Klosters stieß an die Königsburg, und jenes Gewölbe, darin Karl gefangen lag, hatte ein kleines, eng vergittertes Fenster, das sich zum Garten hin dicht über dem Erdboden öffnete, doch durch Gesträuch verdeckt war Eines Abends nun, als sich Ida in eben diesem Garten erging, horte sie plötzlich den Geliebten singen Sogleich horchte sie auf und begann dann zu suchen Schließlich fand sie auch das kleine Fenster hinter dem Strauch, schlüpfte geschwind dorthin, hockte am Boden nieder und vermochte zu ihrer höchsten Freude den Gefangenen drunten in dem düsteren Gewölbe zu sehen

Wie es weiter ging, wird jeder ahnen Ein Strick fand sich schnell, an dem Karl zum Fenster hinaufklettern konnte, um mit seiner jungen Freundin zu reden Wenige Tage später gab es auch kein Gitter mehr, das ihm die Freiheit verwehrte Ida lag im Arm des Geliebten, und da versprach er ihr unter tausend Liebkosungen, daß sie seiner nicht mehr lange zu warten brauche Denn, so schloß er, bald werde er sich sein Recht erkämpft haben und dann als ein Herrscher zurückkehren, um sie zu seiner Gemahlin zu machen In Wahrheit ist er auch nicht viel später ein großer Kriegsheld geworden, der sich in schweren Kämpfen erstritt, wonach ihn verlangte Und als er die ins Abendland eingefallenen Araber zwischen Tours und Poitiers vernichtend geschlagen und unter dem ruhmvollen Namen Karl Martell, das heißt der Hammer, alle frankische Macht in seiner Hand vereinigt hatte, da gedachte er seiner einstigen Befreierin wieder und zog nach Köln, um sich mit ihr zu vermählen

Ida jedoch lebte nicht mehr Sie war kurz nach Karls Flucht von Plektrudis gezwungen worden, zur Suhne ihrer Tat den Schleier zu nehmen Viele Jahre ging sie dann als eine junge, bleiche Nonne durch den gleichen Garten, in dem sie einst Karls Gesang vernommen, ihn entdeckt und befreit hatte Dort gab es auch ein Brunnlein, an dem man sie oft sitzen sah Jeder wußte, wessen sie da gedachte, doch niemand glaubte, daß sich ihre Sehnsucht je erfüllen werde Ida selbst begann daran zu zweifeln Weil sie aber vor dem Gedanken zurückschauderte, ihr noch ganz unerfülltes Leben bis zum Tode im Kloster verbringen zu müssen, hielt sie sich um so krampfhafter an jenen anderen, Karl werde sie nicht vergessen und eines Tages sein Versprechen einlösen kommen

Indes gingen die Jahre hin, ohne daß sie etwas von dem Ersehnten vernahm Mehr und mehr harmte sie sich zwischen Hoffnung und Ver zweiflung ab Bald war sie am Ende ihrer Kräfte, und da fiel es Plektrudis nicht mehr schwer, ihre Rache zu vollenden und Ida den Todesstreich zu versetzen Eines Tages verbreitete sich im Kloster das Gerucht, Karl sei von seinen Feinden erschlagen worden Plektrudis sorgte auch dafür, daß keine gegenteilige Kunde zu Idas Ohren kam Seitdem sah man die Unglückliche kaum noch aus ihrer Zelle kommen Wer sie sprach, fand sie durchaus verwirrt und so, als ob sie nicht mehr lange zu leben habe Abends bemerkte man zuweilen, daß sie sich in den Garten schlich und dort an den Brunnen setzte, wo sie dann gewöhnlich bis tief in die Nacht hinein verblieb Eines Morgens hat man sie dort auch entseelt aufgefunden

Und als wenig später Karl Martell endlich in Köln erschien, da vermochte er zwar Plektrudis zu zwingen, ihm das väterliche Erbe herauszugeben, doch gegen den Tod hatte er keine Macht Man fuhrte ihn zu jenem Brunnlein und erzählte ihm, wie alles geschehen war Hernach hat er noch lange dort gesessen und völlig verdunstert in das stille Platschern des Quells hineingelascht Weiß niemand, wie sehr ihn das bewegt hat Auch in künftigen Jahren war stets sein erster Gang, so oft er nach Köln kam, zu jenem Brunnen, den man hernach das „Ida-Brunnlein“ genannt hat Es wußte ihm ja soviel von der alten Zeit zu erzählen, und vielleicht mag er bisweilen auch geglaubt haben, Idas

Madchenstimme zu horen, weinend und klagend im unentwegt raunenden Wassersang

Der Kolner Dombaumeister

Der erste Kolner Dom stammte aus der karolingischen Zeit Im Anfang des dreizehnten Jahrhunderts fiel er einer Feuersbrunst zum Opfer Da sollte an seiner Stelle, um vieles gewaltiger und herrlicher, ein neues Gotteshaus errichtet werden Engelbert der Erste faßte den Entschluß dazu, aber erst Konrad von Hostaden vermochte den großen Plan zu verwirklichen Er berief den weitberuhmten Meister Gerhard von Ryle zu dem Werke und begann, durch reiche Gaben aus dem ganzen Abendlande unterstutzt, den ungeheuren Bau Damals schrieb man das Jahr 1248 Da kam der junge Kaiser Wilhelm, vormals Graf von Holland, nach Koln, und in dessen Anwesenheit wurde sodann der Grundstein zu dem neuen Dome gelegt Gleich darauf begann Meister Gerhard mit dem Bau des Chores und sah dessen unteren Teil mit dem Kranze der sieben Kapellen noch vollendet, ehe er starb Seine Nachfolger bauten den Chor bis zum Jahre 1322 fertig und schmuckten ihn mit den schonsten bunten Fenstern Alsdann wurden am 27 September desselben Jahres die Gebeine der heiligen drei Konige in den hohen Chor uberfuhrte Das war ein solch wehevoller Tag, wie Koln bis dahin kaum einen erlebt hatte Hernach zwar ging der Dombau nur noch langsam weiter, und schließlich stockte er ganz Da ragte der machtige Turmstumpf mit dem schwarz verwitterten Domkran oben drauf wie eine dustere Frage uber die Dacher der Stadt empor Gar manches Jahrhundert sah man ihn so stehen und glaubte, es liege ein Fluch auf ihm, oder er sei durch eine grausige Verwunschung gebannt worden Wer aber die letztere ausgestoßen haben sollte, darüber erzählte man sich zu Koln mancherlei, ganz besonders die beiden folgenden Sagen

1

Zu jener Zeit, als Meister Gerhard den Kolner Dom zu bauen begann, sollte auch ein machtiges Wasserwerk geschaffen werden, und dazu

berief der Erzbischof einen kundigen Mann. Dieser suchte nun lange nach der Quelle, deren er zu seinem Werke bedurfte, fand sie aber nicht, und so geschah es, daß er noch garnichts verrichtet hatte, als das Gemauer des Domchors bereits wüchtig aus der Erde empor zu wachsen begann. Da spotteten die Kölner über den unglücklichen Quellenschürfer, und vor allem war es der stolze und gelegentlich recht hochfahrende Meister Gerhard von Ryle, der den anderen öffentlich verhöhnte und eines Tages sogar behauptete, eher sollte wohl der gewaltige Dom vollendet sein als der armselige Wasserbau.

Dies nahm sich der verspottete Meister sehr zu Herzen, und eines Nachts klagte er seiner Frau ganz verzweifelt, bald werde man ihn wohl mit Schimpf und Schande aus Köln jagen, und dabei sei er sich gewiß, daß der Dombaumeister sehr wohl wisse, wo die gesuchte Quelle zu finden sei. Daraufhin tröstete ihn die Frau und sagte, er solle nur guten Mutes sein, denn sie werde schon Rat finden. Sie dachte nämlich bei sich, daß Herr Gerhard gewiß vor seiner eigenen Gattin keine Geheimnisse besitze, und wollte die mit guter List erkunden. Also ging sie am nächsten Morgen zu Herrn Gerhards Frau, tat hier recht erlost und sagte mit strahlenden Augen, endlich habe ihr Gatte die Quelle gefunden und sei damit aus aller Not.

Bei diesen Worten verzog des Dombaumeisters Gattin recht argersich das Gesicht und fragte dann spitz, wo denn das Wasser zu finden sei. „Ei“, erwiderte darauf die andere lachend, „das wißt Ihr so gut wie ich und drum brauch ich's Euch nicht lange zu sagen!“ Doch da fuhr es voller Zorn aus Herrn Gerhards Frau. „So aber mein Gemahl den Euren nicht an den Turm laßt, darin er die Quelle eingemauert hat, wird Euch alles Wissen nichts nutzen!“ Und damit hatte sie enthüllt, was sie doch nach dem Willen ihres Gatten nie und nimmer verraten sollte.

Noch am selben Tage erzwang der Wassermeister durch eine Verfügung des Erzbischofs, daß er auf dem Dombaugelände nach der Quelle forschen dürfe. Dabei fand er in der Tiefe des rechten Turmes die Steinplatte, die den so lange gesuchten Born verschloß. Er ließ sie fortnehmen, und alsbald sprang das Wasser mächtig hervor. Wenig später waren seine Werkleute emsig bei der Arbeit, und jetzt hatte der Wasser-

meister gut über Herrn Gerhard spotten. Da lachte er ihn aus und sagte „Ich schaff mein Werk, bis es vollendet ist. Ihr aber werdet längst vermodert sein und desgleichen viele, die nach Euch kommen, und dann wird der Dom immer noch unvollendet dort stehen. Wie aber habt Ihr geprahlt?“ Nun schaut zu, daß Ihr der Stadt Euer Wort haltet und Euer Werk vor dem meinen zu Ende bringt!“

Seit jenem Tage betrieb Meister Gerhard den Dombau, so sehr er konnte. Doch kam er trotz aller Mühe immer langsamer vorwärts. Und als er nun zornig seine Steinmetzen und Gesellen antrieb, verwirrte er sie so sehr, daß sie ihm bald nichts mehr recht machen konnten. Jetzt geschah es oft genug, daß an einem Tage alles zusammenbrach, was man an beiden Tagen zuvor erbaut hatte. Kein Stein wollte mehr haften. Und darüber verfinsterte sich Herr Gerhard von Ryle so sehr, daß er schließlich an seinem Werke verzweifelte und den Tag verfluchte, an dem er es begonnen hatte. Wenig später ist er voller Gram gestorben.

2

Nach einer anderen Kölner Sage war es der Teufel selbst, der den Dombaumeister zu Tode brachte und so den stolzen Bau in seinem gewaltigen Wachstum unterbrach. Hierüber wird das Folgende erzählt. Eines Morgens stand Herr Gerhard hoch droben auf dem Gerüste, da ward ihm gemeldet, daß ein walscher Baumeister in der Domhütte vorgesprochen habe und mit ihm zu reden wunsche. Ärgerlich entgegnete der Meister, er wolle niemanden sehen, denn er habe keine Zeit. Doch indem er noch so polterte, trat der Fremde schon vor ihn hin, begrüßte ihn sehr höflich und sagte dann lachend, er sei gekommen, um dem Kölner einen guten Rat zu geben. Daß sei nicht Not, erwiderte Herr Gerhard ungemut und fragte darauf geringschätzig, was der andere denn von der edlen Baukunst verstehe. Da begann der Fremde, immer noch lachend, aber gar hochmutig, sein eigenes Wissen zu rühmen, und das tat er wohl nur, um Herrn Gerhard herauszufordern. Dieser unterbrach ihn auch sogleich und zwar mit dem barschen Hinweis, das alles sei Geschwatz, und er mochte nicht länger damit aufgehalten werden. Da aber verbeugte sich der Fremde recht spöttisch und entgegnete mit dem-



selben Lacheln, dessen Glatte dem Kölner Meister so sehr mißfiel „Dann soll mein sogenanntes Geschwatz alsbald zur Tat werden!“ Drauf bot er dem Dombaumeister eine Wette an „Wenn Ihr wollt, setze ich mein Leben zum Pfande, daß ich eher, als Ihr den Dom fertig bekommt, ein unterirdisch Wasserrohr von Trier bis Köln bauen werde und von dort einen Bach hierher fließen lasse!“ Bei diesen Worten lachte Herr Gerhard schallend auf und rief „Ihr seid ein walscher Narr! Doch wenn Ihr der Teufel selber waret, wollt' ich mich mit Haut und Haaren zum Pfande setzen, daß Ihr solches nicht vermogt“ Und nun verbeugte sich der Fremde abermals und sagte „Ich habe Euer Wort und werde mich daran halten Seid gewiß, daß Ihr sehr bald den Bach dort unten fließen seht! Wenn Ihr ihn aber schaut, sollt Ihr wissen, wem Ihre Eure Seele verpfandet habt!“ Und damit verschwand er zum Schrecken des Dombaumeisters so blitzgeschwind, als habe er sich auf der Stelle in Nichts aufgelöst

Seitdem hatte Herr Gerhard keine ruhige Stunde mehr Er war sich gewiß, daß er mit dem Bosen gesprochen hatte, und wollte ihm doch nicht auf ewig verfallen sein Also trieb er seine Werkleute mehr denn je zur Arbeit an, war von früh bis spät auf dem Bau und ward bei alledem so duster, daß bald niemand mehr gern mit ihm zu schaffen hatte Warum er zwar so verwandelt war, ahnte kein Mensch Selbst seiner Gattin, die ihn oft besorgt danach fragte, verriet er lange kein Wort Endlich aber erzählte er ihr alles und fugte, hohnisch auflachend, zum Schluß noch hinzu „Trotzdem ist mir nicht bange Und wenn der Satan auch mit all seiner teuflischen Kunst das Wasserrohr bis gen Kollen baut, eh' ich den Dom vollendet habe, wird ihm doch eins nie gelingen, nämlich einen Bach dadurch zu leiten Denn, weshalb kein Wasser in einem so unendlich langen und geschlossenen Rohre zu fließen vermag, sondern darin stockt, darauf kommt er nie Da muß alle Viertelstunden weit ein Luftloch gelassen werden Dieses Geheimnis aber, so schloß Herr Gerhard, „darfst du niemandem verraten!“ Und die Frau schwur es ihm auch heilig zu

Mehrere Monate vergingen sodann Derweil ward der Meister nicht frohlicher, so oft er auch seiner Sorgen spottete Immer wieder ertappte

er sich dabei, daß er vom hohen Gerüste über Köln hinweg gen Südwesten ausspahte, gleichsam als befürchtete er, in der Ferne — und zwar dort, wo die Berge der Eifel als ein blaßblaues Band vor dem Himmel standen — den Bosen in Gestalt eines Riesen bei seinem Werke zu sehen. Daß dieser sich jedoch um die gleiche Zeit in seiner Nahe aufhielt, ahnte Herr Gerhard nicht. Ebenso wenig ward es seiner Gattin bewußt, wer jener Mensch war, der sie in diesen Tagen mehrere Male aufsuchte. Denn da war ein Magister in ihrem Hause erschienen, der sich als ein vielwissender Arzt ausgab und behauptete, er habe von dem Trubsinn ihres Gatten gehört und wisse ihn sicher zu heilen. Auf solche Art — vielleicht aber auch, wie andere erzählen, durch teuflische Magie — brachte er die Frau allmählich zum Plaudern und verstand es, ihr jegliches Geheimnis zu entlocken, zuletzt auch jenes, weshalb in einem unterirdischen und nirgends nach oben hin geöffneten Rohre kein Wasser zu fließen vermag. Sobald er das aber wußte, erschien er nicht mehr bei der Frau und ließ sie in hollischen Ängsten zurück.

Hernach verging wiederum eine geraume Zeit, in der nun der Dombaumeister und seine Gemahlin gleicherweise bedrückt und verdüstert waren. Dann kam der Tag des Unheils. Eines Morgens nämlich, als Herr Gerhard wieder einmal droben auf dem hohen Gerüste besorgt nach Südwesten ausblickte, horte er plötzlich in der schwindelnden Tiefe ein ungewohntes Gerausch, und als er sogleich herniederschaute, gewahrte er drunten einen Bach, der in breitschimmernder Fläche aus einem weiten Rohre quoll, und von dem etliche Enten sich schnatternd erhoben. Da wußte der Dombaumeister, daß seine Stunde geschlagen hatte. Und als er jetzt gar noch einen ungeheuren schwarzen Hund auf den Planken des Gerüstes erscheinen sah, warf er in grausigem Entsetzen sein Werkzeug hin und stürzte sich mit einem furchtbaren Schrei vom Turm. Der Böse aber sprang ihm in Gestalt des Hundes nach, packte ihn im Sturz und fuhr mit Herrn Gerhards Seele zur Holle ab. Dieses Geschehnis hat man später als ein Mahnbild auf der Südseite des Turmes in Stein nachgeformt. Hernach wollte man den Dombau zu Ende bringen, doch fand sich kein Meister, dem es gelungen wäre. Auch heißt es, Herr Gerhard selbst habe es stets verhindert. Danach soll sein Geist oft auf

dem Bau erschienen sein und manchen braven Werkmann vom hohen Gerüst in den jähen Tod getrieben haben. Ferner wird berichtet, daß er seit jener Zeit noch viele Jahrhunderte allnachts die Runde um den Dom gemacht habe, in der steten Sorge, daß irgendwer sein Werk wieder aufnehmen und verderben konnte. Erst, als es gelang, den Geist zu bannen, vermochte man auch den Dom zu vollenden. Das aber ist noch nicht so lange her.

Die Kraft des Rheines

„Von Aachen“, so schrieb im Jahre 1337 der berühmte italienische Dichter Petrarca an den Kardinal Giovanni Colonna, „kam ich nach Köln am linken Ufer des Rheins, das durch seine Lage, durch den Fluß und seine Bevölkerung sehr berühmt ist. Am Tage vor St. Johann war's, als ich dort anlangte, die Sonne neigte sich bereits ihrem Untergange zu. Und alsbald führten mich meine Freunde von der Herberge zum Gestade des Flusses, wo ich ein prächtiges Schauspiel bewundern konnte. Und ich wurde nicht enttäuscht, denn das ganze Ufer war mit einer unermeßlichen Menge Frauen bedeckt. Ich staunte. Gutiger Gott, was für schöne Gestalten, Gesichter, Kleider! Wer das Herz von anderer Leidenschaft freigehabt hatte, konnte sich da verlieben. Ich hatte mich an einem etwas erhöhten Orte aufgestellt, wo ich, was vorging, gut beobachten konnte. Unglaublich und dabei gar nicht lastig war das Gedränge. Und ich sah sie nacheinander alle in ihren Festgewandern, und ein Teil von ihnen trug duftende Kräuter im Schoße, und die Ärmel hatten sie bis zu den Ellbogen aufgestreift, sie wuschen im Flusse die Hände und die weißen Ärmel und murmelten dabei in ihrer mir unbekannten Sprache, ich weiß nicht, was für Worte. Doch hatte ich zum Glück sehr zuvorkommende Dolmetscher um mich. Dieser Freunde bediente ich mich als Zungen und Ohren, wenn ich etwas sagen oder antworten wollte. So wandte ich mich an einen von ihnen und, um etwas über das zu hören, was ich sah, fragte ich ihn mit den Worten Virgils: „Warum am Flusse das Gedränge und was haben die Seelen dort all zu suchen?“ Und er antwortete mir: Es ist ein alter Brauch und Glaube der

Volker, besonders der Frauen, daß, wenn man sich an gewissen Tagen im Fluß wusch, alles im Laufe des Jahres drohende Unglück abgewendet wurde und nur glückliche Tage folgten „Oh ihr Glücklichen“, rief ich lachend aus, „denen es vergönnt ist, nahe am Rheine zu wohnen; er spult euer Elend fort Das unsrige vermochte der Po oder der Tiber nie hinwegzuspulen Auf dem Rücken des Rheins schickt ihr euer Leid zu den Britanniern, und wir wurden es gleichfalls gern zu den Illyriern und Afrikanern senden, doch unsere Flüsse scheinen trager zu sein“ So entstand ein Lachen, und da es spat war, wandten wir uns von dort “

Der Kampf mit dem Löwen

Als Erzbischof Engelbert der Zweite seinen Hader mit Köln hatte, bekämpfte ihn am hartnäckigsten der Bürgermeister Hermann Gryn, und das vergaßen dem letzteren die Erzbischoflichen nie Sonderlich zwei Domherren trugen da einen zahren Haß gegen den wackeren Mann, ließen es sich aber nicht anmerken, vor allem nachdem Engelbert auf kurze Zeit seinen Frieden mit der Stadt gemacht hatte Wo sie hinfort dem Bürgermeister begegneten, taten sie sehr freundlich zu ihm Und er, der genau wußte, mit welchen Gefühlen das in Wahrheit geschah, tat dasselbe und schüttelte ihnen noch jedesmal vergnugt die Hand

Um diese Zeit beschafften sich die beiden Domherren einen Lowen, und hielten den wie zu ihrer Kurzweil Das ward allgemein in Köln bekannt Da gingen manche von des Bürgermeisters Freunden neugierig zu den Pfaffen hin und beschauten sich das greuliche Untier Es befand sich in einem Zwinger, der nichts anderes als ein kleiner Binnenhof inmitten des Domherrenhauses war Hier konnte man aus etlichen hochgelegenen Fenstern zu dem Lowen hinabschauen Drunten gab es auch eine Pforte, die aus dem Hause in den Lowenhof hineinfuhrte und, wie es sich versteht, recht fest verschlossen war

Überall in der Stadt konnte man in den nächsten Wochen immer wieder etwas Neues von dem Untier hören Viele Leute hatten die Bestie bereits gesehen und vermochten garnicht genug zu schildern, wie gewaltig sie sei, und mit welcher bestürzenden Gier sie die vorge

worfenen riesigen Fleischstücke knurrend und fauchend zerreiße Bald war es soweit, daß von allen hochgestellten Männern in Köln einzig und allein der Bürgermeister den Lowen noch nicht gesehen hatte Seine Freunde bestürmten ihn, doch einmal zu den Domherren hinzugehen und gleichzeitig die alte Feindschaft aus der Welt zu schaffen Indes zauderte



Hermann Gryn, bis er schließlich von den beiden Pfaffen zum Mahle geladen wurde Da ging er hin, versohnte sich mit ihnen und saß gar frohlich an ihrer reichgedeckten Tafel

Während die Herren jedoch noch speisten, brüllte plötzlich in seinem nahen Zwinger das

Untier auf „Mir scheint's, auch Er hat Hunger!“, lachte da Hermann Gryn und ahnte nicht, wie recht er damit hatte, denn dem Lo-

wen war seit mehreren Tagen kein Fraß mehr vorgeworfen worden, damit er nur recht wild und hungrig werde

„Die Bestie weiß, daß sie zur Stunde gesättigt wird“, erhob sich auf das Lachen des Bürgermeisters einer der beiden Domherren „Drum wollen wir jetzt zu ihr hingehen“

Da führten die Pfaffen, indes das Gebrüll des Lowen immer gewaltiger durch das Haus scholl, ihren Gast aus dem Gemach und durch einen langen Flur vor eine starkverriegelte Pforte Hier schob einer der beiden Gastgeber die schweren Riegel zurück, und nun stützte Hermann Gryn, dem die Sache nicht mehr ganz geheuer schien Aber es war schon zu spät, denn im selben Augenblick, da die Pforte von dem einen der

Pfaffen aufgerissen wurde, stieß der andere den Bürgermeister in den Lowenhof, und dann schlug eisenklirrend die schwere Tur wieder hinter ihm zu

So stand der tieferschrockene Mann plötzlich dem Untier gegenüber und sah, wie dieses bereits schweifschlagend und böse knurrend zum Sprung ansetzte Da aber fand Gryn im Nu seinen klaren Kopf wieder Er wußte, daß es keinen Weg zurück gab und daß jetzt, so hoffnungslos dieses Beginnen auch schien, gekämpft werden mußte Blitzgeschwind riß er seinen Mantel von der Schulter und wickelte ihn um den linken Arm In der Rechten hielt er gleich darauf sein kurzes Schwert Und als im nächsten Augenblick der Lowe herangeschossen kam, fuhr ihm Gryn's Linke ins Maul und das Schwert in die Seite Hernach war es zwar noch ein harter Kampf, bis die Bestie tot zu Füßen ihres Besiegers lag Auch kam dieser nicht unverletzt davon Doch geriet er aus der Not und ließ noch zur selben Stunde die beiden Pfaffen greifen und dicht beim Domkloster im Durchgang des dortigen Tores hangen Dieses hat man seitdem die Pfaffenpforte genannt Heute steht es nicht mehr Nur noch eine steinerne Bildtafel an der Vorhalle des Rathauses, eine zweite in dessen Lowenhof und endlich noch eine Konsole am Rathhausturm erinnern an den tapferen Kampf, den Hermann Gryn im Jahre 1262 gegen einen Lowen bestand

Der Graf von Hatzfeld

Ein Graf von Hompesch, der ein großes Heer befehligte, verlor in der Schlacht beide Beine und blieb verblutend auf der Wahlstatt liegen Nicht viel später wurde der Feind geschlagen und flüchtete in wilder Unordnung Da ritt der Kaiser über das Feld und kam bei halber Dunkelheit auch zu jener Stelle, wo sein schwerverwundeter Feldherr lag Beide erkannten sich nicht Der Graf in seinem Fieber fragte „Wer hat die Schlacht gewonnen?“ Da entgegnete der Kaiser mitleidig „Du armer Mensch, der du so übel daran bist, was nutzt dir das noch zu wissen?“ Graf Hompesch jedoch rief ungeduldig „Du sollst mir sagen, wer die Schlacht gewonnen hat!“ — „Wir“, sagte jetzt der Kaiser — „Wer ist

das Wir?", wurde der Schwerverwundete noch ungeduldiger — „Wir, die Kaiserlichen, haben gewonnen“, bekam er zur Antwort — Da richtete sich der Graf mit letzter Kraft ein wenig auf und rief frohlich „Gott sei gepriesen! Wenn ich auch beide Beine verloren habe —, unsere Armee hat's Feld!“ Bei diesen Worten erkannte der Kaiser, wer da vor ihm am Boden lag Sogleich sprang er vom Pferde, nahm von seinem Helm eine goldene Nadel mit einem diamantenen Knopf und heftete sie an den Helm seines Feldherrn Dabei sagte er „Er hat's Feld und soll fortan nicht mehr Graf von Hompesch, sondern Graf von Hatzfeld heißen!“ — Es wird uns nicht überliefert, ob der Schwerverwundete noch lange gelebt hat, aber seine Söhne und deren Nachkommen haben alle den neuen Namen getragen Zu Weisweiler in der Pfarrkirche war früher auch nahe beim Taufstein eine Grabplatte zu sehen, in die das Bild eines Mannes ohne Beine eingehauen war Das soll der erste Graf von Hatzfeld gewesen sein

Der riesige Waldmann

Ein Pfarrer aus dem Ort Burg im Kolnischen wollte eines Morgens früh in das benachbarte Dorf Rode gehen Dabei mußte er durch einen Wald Sowie er diesen aber betrat, ergriff ihn eine bisher noch nie empfundene Angst Seine Haare straubten sich, und am ganzen Leibe war er plötzlich eiskalt Zugleich erblickte er in einiger Entfernung einen uberaus haßlichen Mann, der dort an einen der Baume gelehnt stand Je länger aber der Pfarrer auf die Gestalt sah, desto



riesiger wuchs diese empor, bis sie schließlich die höchsten Baume überragte. Gleichzeitig erhob sich um den jetzt verschwindenden Mann herum ein schrecklicher Wirbelwind, der den fluchtenden Pfarrer verfolgte und erst von ihm abließ, als der Gehetzte sein Dorf wieder erreicht hatte.

Die feindlichen Bauern

Am Anfang des dreizehnten Jahrhunderts lebten in einem kölnischen Dorfe und zwar zu Neukirchen zwei bauerische Familien in äußerster Feindschaft miteinander. Jede davon hatte einen Mann als Oberhaupt, der überaus stolz und unnachgiebig war. So kam es, daß dauernd neuer Hader entstand und jeder Versuch von dritter Seite, die Gegner miteinander zu versöhnen, stets zunichte gemacht wurde. Nun aber geschah das Seltsame, daß jene beiden Bauern an ein und demselben Tage starben. Da sie in der gleichen Pfarre wohnten, kamen sie auch in dasselbe Grab. Bei dieser Beerdigung jedoch erlebte man etwas ganz Unerhörtes. Vor allen Leuten, die dem Begräbnis beiwohnten, wurden nämlich die beiden Toten wieder rege, stießen sich, in der Grube liegend, mit Händen und Füßen und bezeugten so, daß sie auch im Grabe keine Gemeinschaft miteinander haben wollten. Infolgedessen blieb nichts anderes übrig, als den einen wieder heraus zu ziehen und an einer anderen Stelle zu beerdigen. Hernach herrschte Ruhe. Dieses Geschehnis bewirkte aber auch, daß sich jetzt die beiden verfeindeten Sippen miteinander aussöhnten, sintemalen jeder von deren Angehörigen wenigstens nach seinem Tode Frieden haben und sich nicht auch noch in der Grube balgen wollte.

Der Spielmann von Monheim

Nach Monheim am Rhein kam am Anfang des siebzehnten Jahrhunderts alljährlich ein Spielmann, der sehr beliebt war und allgemein „Der alte Gott“ genannt wurde. Diesen Namen hatte er erhalten, weil sein Lieblingslied mit den Worten begann: „Es lebt der alte Gott noch.“ Überall, wo er am Rheine erschien, begrüßte man ihn mit diesem Verse.

So auch in Monheim Kaum wurde man seiner hier von weitem an-
sichtig, so liefen die Kinder jubelnd durch den Ort und schrien „Der
alte Gott ist wieder da!“ Und von allen Seiten strömten dann aus den
Häusern die Leute herbei und riefen dem Heranschreitenden, der lachend
seine Fiedel schwenkte, frohlich zu „Gruß Euch Gott, alter Gott!“

Daran hatten nun die Dominikaner, die zu Monheim ein Kloster
besaßen, wahrlich kein Wohlgefallen Sie meinten, der Fiedler mache
ihnen das Volk allzu weltlich gesinnt, und grubelten darüber nach, wie
sie ihn fernhalten oder gar verderben konnten Indes verhielt es sich so,
daß der greise Spielmann ein kreuzbraver Mensch war, dem man nicht
das Geringste vorzuwerfen vermochte Zwar schien er kein sonderlicher
Freund von Kuttenträgern zu sein und zeigte dies auch, indem er es
durchaus an der üblichen Ehrfurcht fehlen ließ Ferner pflegte er lachend
zu sagen, er habe in frommen alten Büchern gelesen, daß Gott sich der
Dinge freue —, und zu den letzteren gehörten nun einmal nicht nur
gutgestrichene Geigen, sondern auch beim Tanz kraftig geschwungene
Manner- und Frauenbeine Solche Weise klang, wie man wohl begreifen
wird, den Mönchen übel in den Ohren Doch wagten sie nicht, dagegen
anzugehen, kannten sie doch Beispiele genug, wonach das Volk eher zu
seinen Spiel-leuten als zu den Pfaffen gehalten hatte Drum verhehlten
sie ihren Ärger, taten sogar freundlich zu dem lustigen alten Manne und
warteten die Gelegenheit ab, wo sie sich ein für allemal an ihm rachen
konnten

Leider sollte bis dahin nicht mehr viel Zeit vergehen Man war es
gewohnt, daß sich „der alte Gott“ alljährlich zur Früh- und Spatkirmes
pünktlich einstellte Doch im Frühling des Jahres 1615 blieb er aus und
versetzte dadurch die guten Monheimer in nicht geringe Bestürzung
Denn, so sagten sie sich, es wird ihm doch nichts geschehen sein? Ob
er vielleicht an irgendeinem Ort krank darnieder liegt oder gar gestorben
ist? Man zog bei landfahrenden Leuten Erkundigungen ein, ohne das
Geringste zu erfahren Schon war es Hochsommer geworden, da erhielt
man endlich durch einen Kesselflicker Nachricht, daß der Fiedler nach
langer Krankheit seine Fahrt wieder aufgenommen habe und sich zur
Zeit in Neuß aufhalte, von wo er sehr bald nach Monheim kommen

werde Diese Kunde erregte große Freude Die Kinder wichen jetzt garnicht mehr vom Rheinufer und guckten sich fast die Augen aus, weil ein jedes den Spielmann zuerst sehen wollte Auch Erwachsene ertappten sich oft dabei, daß sie morgens oder abends erwartungsvoll über den Strom schauten und dabei eine der lustigen Weisen vor sich hin piffen oder sangen, die der „alte Gott“ so unubertrefflich zu spielen verstand

In jenem Sommer fuhrte der Rhein so wenig Wasser wie in keinem Jahre seit Menschengedenken Weit dehnte sich auf beiden Seiten der sandige und mit grobem Schotter bedeckte Strand zur Mitte des Stromes hin, wo ein kaum zwei- bis dreihundert Fuß breiter Wasserstreifen sich trage dahinschob Und nun hort Mit einem Mal sahen die Kinder druben auf der anderen Seite des Flusses einen alten Mann, mit einer Geige unter dem Arm, den Strand hinabkommen, erkannten sogleich, um wen es sich da handelte, und stoben auch schon auseinander, um im ganzen Ort lautschreiend den „alten Gott“ anzukundigen Burschen und Jungfern, Manner und Frauen, waren bald zur Stelle Welch ein Gelachter — mit Schreckensrufen zwar vermischt — erhob sich aber dann, als man sah, daß der Fiedler den bisher noch nicht erschienenen Fahrmann keines wegs abwartete, sondern, seine Geige streichend, ins Wasser hinein schritt und sich anschickte, frohlich fiedelnd den Fluß zu durchschreiten Gar viele schrien ihm da zu, er moge sogleich stehen bleiben, denn der Fluß sei in seiner Mitte viel zu tief, als daß man ihn so leichthin durchwaten könne Der Alte schüttelte den Kopf und ging ruhig weiter Er kannte namlich — doch das verriet er den Monheimern erst viel später — eine Furt, die bei solchem Wasserstande gangbar war, und von der selbst die ältesten Leute im Ort nichts mehr wußten Dabei stieg ihm das Wasser bald über die Knie und bis zur Brust hinauf Manchmal schwankte er, als zerre die Stromung zu sehr an ihm, und dann blieb er einen Augenblick stehen, ehe er, sich etwas seitwärts wendend, den Weg wieder aufnahm Bei alledem hielt er jedoch keine Sekunde in seiner frohlich frommen Weise ein „Es lebt der alte Gott noch “ Wie erstarrt vor Schrecken, standen die Monheimer am Ufer Als sie aber sahen, daß der Alte die tiefsten Stellen hinter sich hatte und jetzt wieder ins seichtere

Wasser kam, liefen sie ihm jubelnd und lachend entgegen und umarmten ihn, noch im Wasser Auch reichten sie ihm sogleich zum Willkomm eine wohgefullte Kanne Bier und trugen ihn dann triumphierend in den Ort hinein Kaum eine halbe Stunde später sprangen sie schon im Tanz Und nun loste eine lustige Weise die andere ab —, bis plötzlich etwas



durchaus Unvermutetes geschah und dem frohlichen Larm ein Ende setzte

Es hatten nämlich auch die Dominikaner den tollkühnen Rheinübergang des Alten beobachtet, und diese waren sofort mit entsetzten Mienen zusammengetreten, um schaudernd festzustellen, ein solches Wagnis konnte nur jemand unternehmen, der mit dem Teufel selbst im Bunde stehe Ja, einer von ihnen schrie und legte einen heiligen Eid darauf ab, daß er einen Augenblick deutlich den so gotteslasterlich fiedelnden Spielmann auf dem breiten Rücken eines schweinskopfigen Fisches habe

stehen sehen, der ihn sicher über die „unermessliche“ Tiefe hinwegtrug. Sogleich erhob sich da auch eine andere Stimme, die erklärte, der Alte gehöre vor das geistliche Gericht und müsse sobald wie möglich eingekerkert und verbrannt werden, damit nicht noch ganz Monheim dem Satan ausgeliefert werde, schon jetzt erscheine ja das tollgewordene Volk wie besessen. Als bald wurden auch drei Mönche zu Herrn Heinrich von Hohhausen, dem Amtmann von Monheim, entsandt, die diesen im Namen Gottes und der Kirche aufforderten, den Fiedler sofort gefänglich einzuziehen und als einen entlarvten Hexenmeister dem geistlichen Gericht auszuliefern. Der Amtmann hingegen, der den „alten Gott“ seiner unverwundlichen Frohlichkeit wegen gern leiden mochte, dachte gar nicht daran. Immerhin sagte er sich, daß er hier vorsichtig verfahren müsse, denn, so schloß er mit Recht, „wenn ich den Mönchen nicht kraftig Widerpart gebe und den Geiger ausdrücklich unter meine Gerichtsbarkeit nehme, so ist ihm der Scheiterhaufen schon geheißt.“ Also erklärte er, gewiß, der Alte müsse bestraft werden, doch keineswegs wegen Hexerei, sondern bei solch niedrigem Wasserstande ja jeder, dem die Furt genau bekannt sei, den Rhein leicht durchwaten konnte, aber wegen groben Unfugs solle ihm der Fiedler für etliche Tage in den Turm kommen, sonst wagten noch heute mehrere Dummköpfe, dem leichtsinnigen Beispiel des Alten zu folgen, und ertranken dabei im Rhein. Und als die Mönche jetzt protestierten und von dem schweinisköpfigen Fisch zu schwatzen begannen, der den Fiedler „erwiesenermaßen“ über das Wasser gebracht hatte, entgegnete der Amtmann zornig, das sei eine boswillige Verleumdung, und er selbst sei bereit, an der Spitze aller Monheimer Mönche den Strom zu durchwaten und damit zu erweisen, daß man dazu den Teufel nicht notwendig habe. „Ich weiß“, fugte er dann noch hinzu, „was ihr in Wahrheit gegen den guten Alten habt. Aber ich werde es schon zu verhindern wissen, daß jemand nur seiner Frohlichkeit wegen auf den Scheiterhaufen kommt.“

So mußten die Mönche unverrichteter Dinge wieder abziehen. Der „alte Gott“ dagegen wurde noch zur gleichen Stunde in den Turm gebracht, worin er sechs Tage verbringen sollte. Auch bekam er eine Buße von zehn Schillingen auferlegt. Heimlich wurde ihm jedoch bedeutet,

weshalb das alles geschah, und daß er es im Turm nicht schlecht haben werde Die Monheimer, die ebenfalls erfuhren, um was es hier ging, brachten dann die Geldbuße für den Alten zusammen und trugen ihm ußerdem die besten Speisen und Betten in den Turm Derweil hatte der Amtmann einen harten Kampf, um dem bereits von den Mönchen alarmierten geistlichen Gericht klarzumachen, daß es sich hier um einen Fall handelte, den nur das weltliche Gericht etwas anging So wurden die Dominikaner um ihre Rache gebracht Nichtsdestoweniger sollten sie noch zu einer gewissen Genugtuung kommen, denn als der „alte Gott“ wieder in Freiheit gesetzt worden war, da zeigte er sich zwar recht freundlich zu den Monheimern, zog aber dann davon, um nie mehr zurückzukehren

Der Zwerg von Remscheid

Es wohnte einst in Remscheid ein Mann, der war seit seiner frühesten Jugend um keinen Deut gewachsen, also daß er jedem Menschen wie ein regelrechter Zwerg erscheinen mußte Genau so nannte man ihn ja auch „Schaut an, dort geht der Zwerg!“, das horte er ofters, wenn er sich Sonntags zur Kirche begab oder wochentagsüber aus anderen Gründen die Straße betrat Schlimmer noch empfand er es, daß die Kinder ihn mit allerlei Neck- oder Spottrufen zu verfolgen pflegten Und über alledem war er früh ein ganz vergramter Mensch geworden, der sich nach Möglichkeit zu Hause hielt und nur nachts hin und wieder einsam einen kleinen Spaziergang machte, um ein wenig frische Luft zu schöpfen

So kam er einmal in der tiefsten Finsternis über die Felder zum Eichwald am Hohenhagen Der verwichene Tag hatte ihm mancherlei Arger gebracht Und wie er nun, mutterseelenallein dahin wandelnd, über sein Leben nachdachte, meinte er, es sei völlig verfehlt und alles hatte einen ganz anderen Verlauf genommen, wenn er durch sein verwünschtes Geschick nicht so zwergenhaft klein geblieben wäre Darüber klagte er jetzt in seinem Herzen und war bald so sehr verstört, daß er garnicht mehr darauf achtete, wohin er ging Schließlich fand er sich bei jenen

großen Felsbrocken, die dort am Hohenhagen unheimlich genug bei- und übereinander liegen Erschrocken wollte er sich sogleich wieder heimwärts wenden, da erhob sich aus der Mitte der Steine eine riesenhafte schwarze Gestalt und fragte ihn barsch, was er denn so seufze und jammere, und ob er wohl meine, es wäre ihm wunders viel damit gedient, wenn er um ein paar Kopfe größer wurde „Ach, dann mochte wohl alles besser werden!“, antwortete der Zwerg, der zitternd stehen geblieben war „Nun, so will ich dich etwas größer machen“, hohnlachte darauf der andere und schlug dem Kleinen mit einem Stab derb über die Schulter Zugleich spürte der Betroffene einen jähren Schmerz, der ihn fast bewußtlos zu Boden streckte Auch schien es ihm in seiner halben Ohnmacht, als rissen und zeriten gewaltige Hände an ihm, worüber er stöhnend und schreiend aufs neue die Besinnung verlor Wenig später wieder zu sich kommend, fand er sich allein vor den großen Steinen, sprang schleunigst auf und hastete, wie von allen bosen Geistern gehetzt, nach Hause



Vermeinte er nun zunächst, jener unheimliche Riese im Eichwalde habe sich einen schlechten Scherz mit ihm erlaubt, so sollte er doch bald eines anderen belehrt werden Denn indem er, noch immer recht verstört und darum nicht klar bei Sinnen, daheim die Tur aufstieß und ins Haus hinein wollte, prallte er mit der Stirn schmerzhaft oben an den

Balken Gebuckt mußte er also durch die Tur, und auch drinnen, im Flur wie in seiner Werk- und Schlafstube, vermochte er sich zu seiner grenzenlosen Bestürzung nicht vollends aufzurichten Sein Bett, in dem er ubrigens schon als Kind geschlafen hatte, war ihm jetzt viel zu klein Ein Stuhl, auf dem er sich erschopft niederließ, brach unter seinem Gewicht zusammen Ratlos auf dem Boden sitzend, erfaßte er endlich, was mit ihm geschehen und daß er nun aus einem Zwerg zu einem Riesen geworden war Sich auf den Dielen ausstreckend, versuchte er, über die Entdeckung zutiefst betroffen, wieder ruhig und sich über seine nächste Zukunft klar zu werden Dabei schlief er aber ein

Anderen Tages — es war just ein Sonntag — sollte er das Gegenteil von alledem erleben, was ihm seit seiner Jugend vertraut gewesen war Denn als er da, reichlich unsicher, sein Haus tiefgebuckt verließ und sich draußen aufrichtete, brach allenthalben ein wirr Geschrei aus „Ein Riese! Lauft fort, dort kommt ein Riese!“ —, und schon stob alles vor ihm davon, also daß die Straße bald leer war Er wollte die Leute beschwichtigen, doch erschrak er vor seiner eigenen Stimme, die wie ein dumpfes Donnergrollen an den Hausern widerhallte und das allgemeine Entsetzen gar noch größer machte Die Kirchenportale schlossen sich vor ihm und wurden von innen verrammelt Darüber geriet er in argen Zorn, denn „Vor Gott sind wir doch alle gleich Wer darf mir da den Eintritt wehren?!“, so dachte er Mit wenig Muhe machte er sich den Eingang zu dem Heiligtume frei, und als er es dann, wiederum tiefgebuckt, betrat, sah er, wie sich die tollverangstigte Menge eiligst durch die beiden Seitenportale hinausdrangte Das war arger als alles, was er je erlebt hatte Niemand wollte mehr Gemeinschaft mit ihm haben Ganz Remscheid schien ausgestorben, als er toteneinsam und in niegekannter abgrundtiefer Traurigkeit später wieder heimwärts schritt

Den Tag verbrachte er ruhlos, doch ohne etwas zu tun, in seinem Hause Kaum war die Dunkelheit angebrochen, als er sich eilends nach dem Hohenhagen begab, wo er sehnlichst jenen schwarzen Riesen zu treffen hoffte Wirklich erhob sich dieser auch, wie schon am Vorabend, von den gewaltigen Steinen „Nun, bist du jetzt mit deiner Lange zufrieden“, lachte der Schwarze, „oder mochtest du am Ende noch um

ein paar Kopfe größer werden?" — „Nein, ach nein, lieber, lieber Herr!“, stohnte da der Angeredete „Mach mich nur so klein wieder, wie ich schon immer war, dafür will ich dir ewig dankbar sein.“ Da lachte der Riese so furchterlich, daß sich die Baume bogen und die Vogel wie ein Haufen windverwehter Spreu davonestoben. Zuletzt aber nahm er seinen Stab und schlug damit dem verangstigt Bittenden ein zweites Maß über die Schulter. Und sogleich sturzte dieser wieder zu Boden, ohne zwar jetzt irgendwelchen Schmerz zu empfinden. Lange lag er hernach ohnmächtig an der gleichen Stelle. Als er jedoch wieder zu sich kam, siehe da war es Morgen, und da war er aus einem Riesen wieder zu einem Zwerg geworden. Doch wie froh und leichtgemut fühlte er sich jetzt! Überglücklich machte er sich auf den Weg nach Hause. Und als er unterwegs einige Kinder übermutig schreien hörte „Ach herrje, herrjemine, unser Zwerg, der Zwerg ist wieder da!“, nun, da verzog er durchaus nicht mißgramig das Gesicht, sondern schnitt eine lustige Fratze, klatschte vergnügt in die Hände und lief dann den frohlich davonestiebenden Kindern lachend und gluckselig nach.

Die weiße Frau im Dusseldorfer Schlosse

Zu Dusseldorf im Schloß hört man bisweilen um Mitternacht ein seltsames Rauschen, wie von seidenen Gewandern. Dann erscheint ein großes verschleiertes Weib in weißen Kleidern und irrt, manchmal schnell und manchmal ganz langsam, durch die weiten Gänge, wobei man sie deutlich weinen und klagen hört. Besonders häufig wird sie in einem Saale gesehen, den man das „Schwanenzimmer“ nennt. Wer aber diese weiße Frau ist, das weiß man nicht genau. Es heißt, sie sei einst eine Schwanenjungfer gewesen, und danach soll auch das obige Zimmer seinen Namen erhalten haben. Andere jedoch meinen, sie sei die Stammutter des Altena-Bergbrandenburgischen Geschlechtes, und sie zeige sich nur, wenn ihrem Hause etwas Neues bevorstehe, ein Glück oder das Gegenteil. Endlich sagt man noch, sie sei jene unglückliche Herzogin Jakobe von Berg, die von ihrer Schwagerin ermordet wurde.

Das Recht auf der Bahre

Einer der letzten Herzoge von Julich-Cleve-Berg (es mag wohl Wilhelm der Reiche gewesen sein) hatte einen Hofnarien, der ihm zuweilen recht deutlich die Wahrheit sagen durfte. Dieser ging nun einmal in Dusseldorf spazieren. Dabei begegnete ihm ein Bauer, der sehr vergramt aussah und unter dem Arm ein dickes Bündel Papiere trug. „Wohin so trübselig des Weges?“, fragte der Narr — „An den Bettelstab“, entgegnete der Bauer grimmig — „Du bist ein wenig zu dick für solch einen zerbrechlichen Stab!“, lachte der Narr — „Darum hat sich bisher noch niemand gekummert“, sagte nun wieder der Bauer. Hierauf erzählte er, wie sein Nachbar, ein einflußreicher und vielvermögender Junker, ihm ganz willkürlich einen Prozeß nach dem anderen an den Hals gehängt hatte, um ihn von seiner Scholle zu bringen, und wie er selbst, der unschuldig Verklagte, bei all den Gerichtsschereereien seinen Hof immer mehr vernachlässigen und, um nur ja den Prozeß durchhalten zu können, Kuh um Kuh und Acker um Acker verkaufen mußte. „Ich bin im Recht“, so schloß er emport, „und habe es in diesen Papieren verbrieft und besiegelt. Aber wer kummert sich heute darum? Bald besitze ich nichts mehr als diese Urkunden, und dann können ja auch noch die zum Teufel gehen.“

Wutend warf der Bauer die Papiere zu Boden. Der Narr hingegen hob sie auf und las sie, auf einem Steine sitzend, bedachtsam durch. Dann stand er wieder auf und sprach: „Ich will jenem Gelichter, das dich um das Deine bringen will, schon heimlauten. Wieviel Geld hast du in der Tasche?“ Der Bauer zeigte es, und der Narr sagte: „Das reicht. Nun gehe zu allen Glocknern der Stadt und laß auf deine Kosten zu Mittag die Totenglocke lauten. Hernach begib dich zum Schloß und warte dort, bis ich dich rufe.“ Der Bauer, dem wohl bekannt war, daß der andere sehr viel beim Herzog vermochte, sagte: „Ich weiß zwar nicht, worauf du hinaus willst, aber ich werde es tun.“ Damit wandte er sich zur nächsten Kirche, während der Narr sich ins Schloß begab.

Zu Mittag nun, als der Herzog an der Tafel saß, horte er plötzlich von allen Dusseldorfer Glocken das Trauergelaute. Verdutzt fragte er:

„Wer ist denn wunders gestorben?“ und meinte, es müsse einer seiner höchsten Beamten oder sonst ein Hochadeliger sein „Wohl wahr“, rief da der Narr ubei den Tisch, „ein gar machtiger Herr hat sich ganz leise empfohlen, namlich das Recht, das man heute hier in Dusseldorf zu Grabe tragt!“ — „Spotte mir nicht uber solch ernste Dinge!“, wurde der Herzog grob, der noch immer meinte, es sei tatsachlich jemand aus seinem Hofstaat gestorben Aber der Narr lieB sich nicht einschuchtern, sondern sagte „Wenn Ihr es auch nicht wissen mogt, so liegt doch Euer vielgeruhmtes gutes altes Recht auf der Totenbahre“ Dann erzählte er von dem Bauer, und wie es dem ergangen war Auch wies er, als der Herzog ihm nicht glauben wollte, die mitgebrachten Papiere vor, die von einem sogleich herbeigerufenen Rechtsgelehrten gepruft und als unverbruchlich erklart wurden Hierauf lieB der Herzog den Bauer ins Schloß rufen und fragte ihn aus Dann begab er sich selbst zum Gericht, hob hier den Prozeß auf, stieß den Richter aus dem Amt und lieB den hab-suchtigen Junker einsperren, worauf er von dessen Eigentum dem Bauer alles wieder zuruckerstattete, was dieser verloren hatte

Der Gerresheimer Wunderbaum

Zu Gerresheim bei Dusseldorf sprudelte einst eine heilige Quelle, die den Namen „der Gerichtsbrunnen“ fuhrte und daruber spater ein Kirchlein errichtet wurde Deren Wasser war als heilkraftig weit beruhmt im Lande und wurde sonderlich gegen Kinderkrankheiten gern und viel benutzt Neben dieser Quelle aber stand vor etwas mehr als hundert Jahren noch eine ungeheure Buche, der sogenannte Blut- oder Wunderbaum, von der man erzahlt, daB unter ihren machtigen Asten ganze Wallfahrtszuge Platz gefunden hatten Doch so heilig auch der Baum seit grauer Vorzeit galt, so unheimlich soll es zu gewissen Zeiten in seiner unmittelbaren Nahe gewesen sein Am Anfang des vorigen Jahrhunderts gab es noch viele Leute, die zumal in der Mai- und Weihnacht den Baum gespenstisch leuchtend vor dem wolkenverhangenen schwarzen Himmel stehen und gewaltige Feuer unter ihm brennen gesehen hatten Auch berichteten sie von gluhenden Geistern, sogenannten Feuermannern, die



den Baum zu dieser Stunde ruhlos umkreisten Außerdem sollte noch nahe dabei ein drachenähnliches Tier sich über gleißenden Schätzen geringelt und dann emporgereckt haben In der Marnacht nun lagen jene Schätze unbewacht und schienen dann nichts mehr als feurig glosende Kohlen zu sein, die irgendein nachlässiger Hirt ungeloscht liegen gelassen hatte Ein Bauer, der einmal, unkundig des Gespensterhaften dieser Umgebung, dorthin kam und aus dem Feuer eine gluhende Kohle hob, um damit seine erloschene Tabakspfeife wieder anzuzünden, fand hinterher, daß aus der Kohle ein kleiner Goldklumpen geworden war Da ist er denn schleunigst wieder zu dem Baume zurückgelaufen, um sich noch mehr von dem verkannten Schätze zu holen, doch fand er ihn jetzt nicht mehr vor Statt dessen ward er von einem unheimlichen Gesicht bedrängt Schwarz stand da der Wunderbaum im brauenden Nebel und unter gespenstisch aufgewulhten Wolken Ein schneeweißes Roß kam von der nahen Haide herangesprengt und umkreiste die uralte Buche Auch sah der Mann vom Schlender her einen feurigen Wagen heranrollen, der von zwei makellos weißen Kuhen gezogen wurde Da begriff der Bauer, daß er sich schleunigst fortmachen mußte, wenn er nicht des Todes sein wollte, und sturzte Hals über Kopf in der Richtung von Dusseldorf davon

Die Entführung des jungen Königs

Kaiser Heinrich der Dritte war am 5 Oktober 1056 zu Bodfeld auf der Hohe des Harzes gestorben und hatte als seinen Nachfolger einen funfjährigen Knaben hinterlassen, an dessen Stelle die Mutter, Kaiserin Agnes, des Reiches Verwaltung übernahm Diese war eine sehr umsichtige und verstandige Frau, hochbegabt im Geiste und Gemute, doch ohne jede Arglst und deshalb keineswegs dem ublen Rankenspiel der machtgerigen Großen gewachsen Infolgedessen herrschte bald heller Hader unter den Fürsten, von denen fast jeder sich bemühte, die Schwache der kaiserlichen Witwe auszunutzen Schließlich faßte Erzbischof Anno der Zweite von Köln den Entschluß, sich des jungen Königs zu bemächtigen und die vormundschaftliche Regierung in die eigenen Hände zu nehmen Dazu verschwor er sich mit etlichen anderen Fürsten,

die ebenfalls nicht langer zusehen wollten, wie allmahlich das Reich verdarb

Es war im Fruhling des Jahres 1062, da ließ der Erzbischof ein Schiff gar prachtig mit Schnitz- und Malwerk, goldenem und silbernem Zierrat, bunten Gobelins und vielen anderen Kostbarkeiten schmucken, also daß es in seinem erstaunlichen Prunk ganz gewiß die Neugier eines Knaben erregen mußte Am Tage vor dem Pfingstfeste war das Schiff fertig Anno bestieg es mit mehreren der ihm verschworenen Fursten und fuhr dann rheinabwarts zur Insel des heiligen Suttbert oder, wie man den Ort heute nennt, nach Kaiserswerth bei Dusseldorf Hier hielt namlich damals die Kaiserin mit ihrem Sohne das Hoflager ab

Der Erzbischof wurde mit seinen Freunden festlich empfangen und wußte sowohl dem jungen Konig als auch dessen Mutter durch sein reckenhaftes und stolzes Wesen zu gefallen Anderen Tages feierte man zusammen das Pfingstfest, saß am Nachmittage nach dem Gottesdienst in frohlicher Unterhaltung auf einem hohen Altane des Schlosses, und da nun wunschte der junge Heinrich plotzlich, das herrliche Schiff des Kolner Erzbischofs naher kennenzulernen und auch sogleich eine kleine Lustfahrt darauf zu machen Der Kaiserin hingegen mißfiel dieser Plan Eine Vorahnung sagte der besorgten Mutter wohl, daß sie den Knaben nicht von ihrer Seite lassen dufe Doch widerstand sie nicht lange den sturmischen Bitten des in seinem Wesen recht ungestumen Sohnes und vertraute ihn unsicheren Herzens den freundlich zusprechenden und ihre Angst belachelnden Herren an Dabei machte sie noch zur Bedingung, daß die Fahrt nur ein kurzes Stuck rheinabwarts fuhren dufe

Begluckt sprang der Knabe die Stufen des Palastes hinab und uber die vorgelegte Planke auf das prachtvolle Schiff Von dessen Deck winkte er, indes alles zur Abfahrt vorbereitet wurde und die Fursten hinter ihn traten, jubelnd zu der Mutter empor, die sich in anmutiger Haltung droben uber den Altan beugte und ihm von dort gutig zulachelte Drauf loste sich das Schiff vom Ufer und glitt eine kurze Strecke rheinabwarts Wie aber erschrak die Kaiserin, als es dann gegen jede Verabredung und unter der auersten Kraft zahlreicher Ruderer stromaufwarts fuhr! Sogleich begriff sie, was da unternommen wurde, und schrie klagend

auf Auch der junge König merkte den Verrat und sprang kuizentschlossen ins Wasser, um sich an Land zu retten Doch sein Oheim Ekbert von Braunschweig, der sich unter den Verschworenen befand, sprang dem mit den Wellen kämpfenden Knaben nach und holte ihn wieder an Bord zurück

Hernach setzte das Schiff mit höchstmöglicher Geschwindigkeit seine Reise fort Allmählich entglitt Kaiserswerth und horte man nichts mehr von der immer noch klagend und weinend zur Umkehr mahnenden Stimme der Kaiserin Daß auf beiden Ufern, noch mehr als eine Stunde weit, dichte Scharen von bewaffneten Knechten und Landleuten dem Schiffe folgten und die fürstlichen Entfuhrer laut beschimpften, storte diese nicht, vielmehr versuchten sie, den gefangenen Knaben, der in seinen triefenden Kleidern trotzig und stumm in einem Bootswinkel saß, zu beruhigen und sein Vertrauen wiederzugewinnen Sie sagten ihm, weshalb sie ihn der Mutter entrissen hatten, und wie es hier weniger um Lust oder Leid eines einzelnen als um die Wohlfahrt des ganzen Reiches gehe Auch wußten sie, sein künftiges Leben in den glühendsten Farben auszumalen So gewannen sie den Knaben wieder, indes sie sich langsam den trutzigen Mauern von Köln naherten Hier hat Anno dann den jungen König mit hoher Ehrfurcht in die Stadt geleitet und ihm von den Burgern huldigen lassen Seitdem war der Erzbischof unbestritten der erste Mann im Reiche Die Kaiserin aber zog sich ganz von der Welt zurück und verbrachte den Rest ihres Lebens mit frommen Übungen auf italienischem Boden

Der kahle Baum zu Grefrath

Vor langer Zeit lebten zu Grefrath mehrere Schoffen, die sich bestechen ließen und sehr oft ein ungerechtes Urteil fallten Doch gab es unter ihnen auch einen Mann, der daran nicht teilnahm und manchem unschuldigen Menschen zu seinem Rechte verhalf Das argerte die übrigen Schoffen sehr, und drum hatten sie den einen gern aus ihrer Mitte gebracht Lange wußten sie sich keinen Rat, wie das am besten vonstatten ginge Dann geschah es einmal, daß eine Menge Diebsgut eingezogen

und bei dem Dingstuhl hinterlegt wurde. Darunter befand sich auch ein Sackel voll goldener Münzen. Von den Letzteren aber steckte einer der ublen Schoffen dem ehrlichen ethche in die Tasche, ohne daß er es merkte. Wenig später schlugen die ubrigen Lärm und schrien, das Gericht sei bestohlen worden. Hierauf wußten sie es so einzurichten, daß der Verdacht alsbald auf den unschuldigen Schoffen fiel, dieser untersucht wurde und im nächsten Augenblick als ein ehrloser Dieb vor allen Augen stand. Da nutzten ihm seine Beteuerungen nichts, daß er nicht wußte, wie jenes Gold in seine Tasche gekommen war, man schlug ihn in Ketten, warf ihn in den Turm und brach schon am dritten Tage den Stab über ihm. Eine große Menge Menschen, darunter sich auch sein Weib befand, begleitete ihn zum Galgen. Und als er nun in seiner letzten Not hing und elendiglich starb, schrie jählings sein Weib auf „Ist denn niemand da, der von dem Unrecht kundet, daß hier geschehen ist?“ Verzweifelt fiel sie vor einem Baume nieder, rang die Hände und rief „O Herre Gott, zeigst Du es selbst nicht an?“ Und da sie dies noch sagte, begannen auf einmal die Blätter von dem Baume niederzufallen. Und wie es gar oft und an vielen Orten geschehen ist, daß ein Baum von der Unschuld eines Menschen zeugte, indem er sein Laub abwarf, so vollzog es sich auch hier. Wenige Sekunden später stand der Baum zu Gretraih ganz entlaubt und bezeugte so, daß ein ungerechtes Urteil vollzogen worden war. Wie aber der Baum sein Laub, so verloren in der Folge die verbrecherischen Schoffen all ihr Hab und Gut, gerieten in Schanden und starben im Elend.

Die Zwerge vom Hulserberg

Im Hulserberg bei Krefeld wohnte in der alten Zeit ein Volk von Zwergen. Kaufleute, die oft nach Mors auf den Markt fuhren und dabei durch den Hulser Bruch mußten, haben manches Böse von ihnen erfahren. Beispielsweise gingen die Erdmannchen hin und spannten nachts ein Seil über den Weg. Kam dann ein Händler daher, so fiel er über das Seil und wurde im nächsten Augenblick von den rauberischen Wichten ausgeplündert.



Doch sollte hier eine ganz andere Geschichte erzählt werden, nämlich welches Ende die Zwerge vom Hulserberg genommen haben. Das war damals, als bei Krefeld noch die Grafen von Krakauen hausten. Einer davon besaß eine uberaus schöne Tochter, und in die hatte sich ein junger König der Hulser Zwerge verliebt. Dieser aber glaubte, schon garnicht mehr ohne die Jungfer leben zu können. Drum ging er eines Abends in der Schummerstunde zu dem graflichen Schlosse, und wie er da an den breiten Schloßteich kam und nicht wußte, auf welche Weise er diesen überqueren konnte, riet ihm ein altes Weib, er solle nur getrost rufen:

„Feeschke, Feeschke, Timpatee,
Hol mech rasch wol ower de See!“

Das tat der Zwergenkonig. Und sogleich erschien ein Fisch, der noch größer als der Wicht war und riesige Glotzaugen besaß. Dieser nahm den König auf den Rücken und trug ihn dann geschwind über das Wasser hin.

So kam der Zwerg in den Schloßgarten und fand hier die Gräfin-tochter. Nun weiß man ja wohl, daß die Zwerge über geheime Zauber-

kunste verfügen, und nur so ist es zu begreifen, daß es dem jungen König sehr schnell gelang, die schöne Jungfer zu seiner Liebsten zu machen Fortan besuchte er sie noch in jeder Nacht Dem Vater des Mädchens aber fiel es eines Nachts auf, daß da jemand im Garten flüsterte, und meinte, es seien Diebe Also griff er schnell nach seiner Armbrust und lief ins Freie hinaus Das Liebespaar hingegen bemerkte sein Herankommen sogleich Da versteckte sich die Jungfer im Gebusch, und der Zwergenkönig floh schleunigst zum Wasser, wo der Fisch schon auf ihn wartete Doch indem nun der Wicht mitten auf dem Schloßteich dahintritt, schnalzte die Armbrust, piff ein Geschoß heran und durchbohrte den armen Knirps, der auf der Stelle tot war

Hernach warteten die Zwerge im Hulserberg lange umsonst auf ihren jungen König Und als fast eine ganze Woche verstrichen und der Erwartete immer noch nicht zurückgekehrt war, krochen die Eidmannchen aus dem Berg und liefen in großer Sorge zum Schloß von Krakauen hin Hier fanden sie den Toten unter einem blühenden Holunderstrauch aufgebahrt Da begruben sie ihn klagend und sangen dann das folgende Lied

„Op de See es groote Not,
Es een Feschke bleven doot
Wa neit mot der Liek well gohn,
Kann de Koos betahlen
Anner Hammer — Rotterdammer
Tein, twentig, dortig, varzig, fiffzig, sassig,
Sewenzig, achzig, negenzig, hongert“

Und bei jedem dieser letzten Worte sprangen ebenso viele Erdmannchen ins Wasser, denn sie wollten alle ihren jungen König nicht überleben

Siegfrieds Schwert

Jung Siegfried war ein stolzer Knab,
Ging von des Vaters Burg herab
Wollt rasten nicht in Vaters Haus,
Wollt wandern in alle Welt hinaus

Begegnet ihm manch Ritter wert,
Mit festem Schild und breitem Schwert
Siegfried nur einen Stecken trug,
Das war ihm bitter und leid genug
Und als er ging im finstern Wald,
Kam er zu einer Schmiede bald
Da sah er Eisen und Stahl genug,
Ein lustig Feuer Flammen schlug
„O Meister, lieber Meister mein,
Laß du mich deinen Gesellen sein!
Und lehr du mich mit Fleiß und Acht,
Wie man die guten Schwerter macht“
Siegfried den Hammer wohl schwingen kunnt,
Er schlug den Amboß in den Grund
Er schlug, daß weit der Wald erklang
Und alles Eisen in Stücken sprang
Und von der letzten Eisenstang
Macht er ein Schwert so breit und lang
„Nun hab ich geschmiedet ein gutes Schwert,
Nun bin ich wie andre Ritter wert
Nun schlag ich wie ein andrer Held
Die Riesen und Drachen in Wald und Feld“

Ludwig Uhland

Die Entdeckung der Steinkohle

Es soll im Jahre 1546 gewesen sein, da hutete einmal in der Essener Gegend ein junger Bursch an der Ruhr seine Kuhe und machte sich dabei aus Holz und durrem Kraut ein Feuer an, um etliche Fische, die er gefangen hatte, zu braten. Als Windschutz hatte er dabei um das Feuer etliche Steine gelegt, darunter sich auch mehrere kohlraben-

schwarze befanden Als nun die Glut soweit heruntergebrannt war, daß der Bursch die Fische in die heiße Asche legen konnte, bemerkte er zu seiner größten Überraschung, daß die zuvor kohlschwarzen Steine jetzt rotglühend strahlten Das begriff er nicht Drum lief er sogleich ins Dorf und erzählte es seinen Leuten Diese lachten ihn zunächst aus, als er ihnen berichtet hatte, daß es Steine gabe, die zu brennen vermochten Doch nachdem sie sich selbst davon überzeugt hatten, hielten sie das Ganze für einen unheimlichen Spuk, über den man besser nicht spreche, denn sie meinten in ihrer Einfalt, hier sei ganz gewiß der Teufel bei seinem hollischen Werk Den Burschen hingegen ließ seine Entdeckung fürder nicht ruhen Ohne daß er es jemandem verriet, erprobte er in den folgenden Jahren noch oft die schwarzen Steine, einzeln und in großen Mengen, wobei er herausfand, daß nichts anderes in der Welt eine solch starke Glut ergab und so prachtig warmte Er meinte, gerade die Eisengießerei und die Schmiede mußten daran ihre besondere Freude haben, und überlegte nicht selten, ob er einem davon sein erstaunliches Geheimnis enthüllen solle Nun lebte damals in Essen auf dem Rott ein solcher Eisengießer, der nicht nur sehr reich war, sondern überdies auch noch eine schöne Tochter besaß Die letztere aber hatte es dem jungen Burschen, der, nebenher gesagt, auch nicht ubel aussah, schon lange angetan Er wußte, daß sie viele Bewerber hatte und zwar aus den reichsten Bürgerkreisen Drum war es ihm noch nie in den Sinn gekommen, ihre Augen auf sich zu lenken oder gar um sie zu freien Jetzt horte er, daß ihr Vater gesagt habe, er wolle sie nur demjenigen zum Manne geben, der ihr zur Hochzeit den schönsten und seltsamsten aller Edelsteine schenken könne Da überkam den Bauernburschen plötzlich ein verzweifelter Wagemut Er dachte sich „Meine schwarzen Steine konnten dem Gießer gewiß wertvoller sein als alle Edelsteine der Welt“ Und kurzentschlossen füllte er einen kleinen Sack damit an und schleppte den nach Essen auf den Rott Hier trat er in die gute Stube des Gießers und sagte, vorerst etwas befangen, dann aber immer freimütiger, auch er habe edle Steine zu bringen und zwar solche, von deren Wunderkraft noch kein Mensch etwas wisse Mit diesen Worten griff er in den Sack hinein und holte einen der schwarzen Steine hervor Der Gießer und

seine Tochter schauten sich den neugierig an und wußten nicht, was das Ding bedeuten sollte. Der Bursch indes schritt jetzt zum Feuer und erklärte: „Noch ist der Stein schwarz, aber bald sollt Ihr ihn heller leuchten sehen, als es der herrlichste Edelstein vermag.“ Und damit warf er den Stein in die Glut hinein. Als bald sahen Vater und Tochter auch, wie der seltsam schwarze Stein zu gluhem begann. Hierbei erzählte ihnen der Bursch, auf welche Weise er die Heizkraft des Steines bereits erprobt hatte, und was er sich davon für jeden Gießer und Schmied versprach. Da ging dem Hausherrn endlich ein Licht auf, und nun war er buchstäblich mit „Feuereifer“ dabei, die Entdeckung des Burschen zu erproben. Bald gluheten sämtliche Kohlen, die der junge Freier mitgebracht hatte, in einem Ofen der Werkstatt auf und erwiesen sogleich ihren Wert. In den folgenden Tagen schaffte man mehrere Wagenladungen heran und wiederholte den Versuch im Großen. Dabei aber offenbarte sich erst recht die hohe Nutzbarkeit des neuen Brennmaterials. Infolgedessen fehlte es nicht daran, daß der junge Bursch jetzt von dem Alten wie von seiner Tochter beifällig angesehen wurde, ja daß der Meister ihn fragte, ob er denn keine Lust habe, vom Acker in die Werkstatt hinüberzuwechseln und ein Gießer zu werden. „Denn bin ich doch hergekommen“, antwortete der glückliche Bursch, worauf der Alte wiederum sagte: „Mir scheint zwar, auch noch aus einem anderen Grunde.“ Und was soll ich noch lange erzählen — Alles, was der Bursch sich früher kaum zu wünschen gewagt hatte, das traf nun ein. Zwar mußte er noch fünf Jahre in der Werkstatt schaffen, dann aber wurde er als ein Gießer in die Zunft aufgenommen. Und am dritten Tage, nachdem er zum Meister ernannt worden war, stand er zu Essen in der Gertrudiskirche mit der Tochter seines Meisters vor dem Altar und erhielt sie zur Frau.

S p u k z u W e s e l

Zu Wesel lebte einmal ein Soldat ein Mädchen, dessen Eltern nichts davon wissen wollten, daß die Beiden heirateten. Das ging dem Paar so sehr zu Herzen, daß es miteinander zu sterben beschloß. Eines Nachts begaben sie sich auf den Wall, wo eine geladene Kanone stand. Hier

zundete der Soldat die Lunte an. Dann stellten sie sich mit dem Kopf vor die Mundung der Kanone. Gleich darauf riß eine Kugel ihre Köpfe fort. Seitdem sah man bis ins vorige Jahrhundert hinein das unglückliche Paar immer wieder nachts auf dem Wall erscheinen, wo es sich, wie ehemals, Kopf an Kopf vor die Mundung der Kanone stellte. Dann horte man einen furchtbaren Knall, und sofort darauf war der Spuk verschwunden. Die Kanone aber blieb stets geladen.



Der Drache von Geldern

Zur Zeit Karls des Kahlen ließ sich in dem Lande zwischen der Niers und dem Rheine ein furchtbares Ungetum sehen, das weit und breit in der ganzen Gegend großen Schrecken verursachte, denn es fraß nicht nur Tiere, sondern auch Menschen. Drum verließen viele Leute das Land und wanderten gen Osten und Westen, überall Kunde von dem entsetzlichen Drachen verbreitend. So erfuhren auch die Söhne Ottos, des Herrn von Pont, von dem Unheil. Da zog Lupold, der älteste Sohn,

gegen den Drachen aus, fand ihn unter einem Mispelbaum und griff ihn mutig an. Aber auch das Tier setzte sich zur Wehr. Die gewaltigen Tatzen erhebend und eine Wolke von Glut aushauchend, schrie es, indem es Lupold zu erschlagen drohte, gellend „Gelre! Gelre!“ Doch schon stak ihm Lupolds Lanze im Herzen, und bald darauf verendete es unter dessen wuchtigen Schwertschlägen.

Zum Dank für diese Tat erwählten die Bewohner jener Gegend Lupold zu ihrem Herrn und erbauten ihm an der Kampfstatte ein Schloß, das er nach dem Geschrei des Drachen „Gelre“ nannte. Aus diesem Worte aber ist später der Name „Geldern“ entstanden.

Der wiedergefundene Ring

Propst Conrad von St. Severin in Köln war zugleich Propst in Xanten und mußte darum oft von dem einen Orte zum anderen hin. Als er nun einmal zu Schiff nach Xanten fuhr und sich dabei eines Tages, nach dem Essen an Bord, im Rheine die Hände wusch, entfiel ihm ein goldener Ring und versank im Strom. Ein Jahr später kam Conrad wieder einmal in jene Gegend und traf abends am Ufer etliche Fischer, die er fragte, ob sie ihm keinen Fisch verkaufen könnten. Da sagten diese: „Wir haben von unserem heutigen Fang nur noch einen großen Karpfen übrig und den müssen wir dem Propst von Xanten bringen. Drum kannst du ihn nicht bekommen.“ — „Er“, lachte da Conrad, „gebt den Fisch nur ruhig her, denn ich selbst bin der Propst.“ Also gaben ihm die Fischer den Karpfen. Als aber hernach Conrads Koch den Fisch öffnete, fand er zu seiner größten Überraschung in dessen Eingeweiden einen goldenen Ring, brachte ihn dem Propst, und dieser erkannte, nicht weniger verwundert, daß es derselbe Ring war, den er ein Jahr zuvor verloren hatte.

Die Kalflack bei Calcar und Wissel

Auf dem Monreberg bei Calcar wohnte einst ein Riese, und ein zweiter lebte jenseits des Rheines auf dem Eltenberg. Beide besaßen nur einen Backtrog und auch nur einen einzigen Backofen. Der letztere

aber befand sich auf dem Monreberg Folglich mußten die beiden Riesen immer miteinander abmachen, wann gebacken werden sollte, und gaben sich dann stets ein Zeichen Eines Morgens nun erhob sich der Hune auf dem Monreberg viel zu früh, denn die Sonne war noch nicht aufgegangen Um an den Sternen abzulesen, welche Stunde es sei, trat der Riese ans Fenster und kratzte sich dabei gähnend den Nacken Dies aber geschah so laut, daß davon der Riese auf dem Eltenberg ebenfalls erwachte Und als dieser jetzt das Gerausch vernahm, meinte er, der andere kratze gerade den Backtrog aus „Da backt der Kerl und hat mir nichts davon gesagt“, dachte er argerlich „Nun muß ich gleich mit meinem Mehle hin“ Als bald war er auch auf den Beinen, ergriff einen Sack Mehl und hastete aus seiner Burg Damals aber floß zwischen dem Monre- und dem Eltenberg noch garnicht der Rhein, vielmehr breitete sich dort ein gewaltiger See aus Für den durch die Nacht eilenden Riesen war das natürlich nur ein kleiner Tumpel Also achtete er auch nicht sonderlich darauf, und so geschah es, daß er bei einem Fehltritt mitten in den See hinein trat Da fluchte er denn verdrießlich, stellte den Sack hin und zog den rechten Holzschuh aus, der voll Wasser gelaufen war Und dort, wo er dieses dann hinschüttete, ist es auch heute noch zu sehen So entstand nämlich die Kalflack bei Calcar und Wissel

Breithut und sein Knecht am Niederrhein

Der Alte mit dem grauen Barte, den man gewöhnlich Breithut nennt, kam einmal an den Niederrhein und wanderte dort eines Tages mit seinem Knecht durch den weiten Wald zwischen Goch und Kleve Schon seit Stunden hatten sie dabei kein Haus zu sehen bekommen, nur uralte Bäume und Wildwuchs zu beiden Seiten des tief ausgefahrenen Weges Dann aber lichtetete sich endlich der Wald, und da sahen sie mit Freuden in eine weite Landschaft hinein, durch die ganz fern der breit dahin stromende Rhein sich wand, und über deren Herrlichkeit sich der ungeheure niederrheinische Himmel wolbte Nahebei lag ein ziemlich großes Gehoft Und da der Alte unterwegs Hunger bekommen hatte, schickte er seinen Knecht in jenes Haus, damit er dort irgendetwas zu essen

kaufe, während er selbst langsam des Weges weiterging. Der Knecht erhielt auch von der Bauerin für geringes Geld ein knusprig gebratenes Hühnchen. Und wie er nun damit seinem Herrn folgte, ließ ihm das Wasser so sehr im Munde zusammen, daß er es sich nicht versagen konnte, dem Huhn ein Bein auszureißen und dieses genüsslich zu verzehren. Kaum hatte er das aber getan, als er sich verlegen über die Glatze strich und darüber nachdachte, was er jetzt seinem Herrn sagen konnte. Dann leuchtete es lustig in seinem Gesicht auf. Schneller ausschreitend, erreichte er Breithut bald, übergab ihm das Huhn und bemerkte sorglos dabei: „Herr, wir sind hier in ein seltsames Land gekommen. Stell Dir vor, ich habe da auf dem Hof kein einziges Huhn gesehen, das zwei Beine hatte. Die Bauerin sagte mir, anders sei man das hier garnicht gewohnt.“ Bei diesen Worten schaute der Alte, indes er den Braten mitten durchriß und dem Knecht die eine Hälfte gab, diesen mit seinen vielwissenden Augen nachdenklich an. Ganz gewiß durchschaute er die Geschichte. Doch entgegnete er nichts. Ruhig weiter-schreitend und dabei das Huhn verzehrend, sah er sich die Lande an. Eine Stunde später naherten sie sich einem Dorfe, unweit von Klee. Es war just zur Mittagszeit und sehr heiß. Überall erblickten sie im Schatten von Karren, Scheunen und Schuppen schlafende Hühner, von denen die meisten, wie sie es im Schlaf zu tun pflegen, auf einem Beine standen. Da zupfte der Knecht den Alten am Armel und sagte: „Siehst du es jetzt, daß die Hühner in dieser Gegend nur ein Bein haben?“ Breithut entgegnete trocken: „Ich sehe es. Aber nun gib Acht!“ Und damit klatschte er mehrmals laut in die Hände, worauf bei den Hühnern sogleich das zweite Bein zum Vorschein kam und viele davon erregt gackernd davonsoben. „Na“, fragte Breithut jetzt, „wo sind da so plötzlich die zweiten Beine hergekommen?“ — „Ja“, lachte da der Knecht, der sich nicht so leicht geschlagen gab, „du in deiner Macht hast es leicht, den Hühnern mit einem Handeklatschen Beine wachsen zu lassen.“ Aber sag mal“, fugte er dann verschmitzt noch hinzu, „weshalb hast du das vor einer Stunde nicht getan, als ich dir das gebratene Hühnchen brachte?“

Das Eiergericht zu Kleve

Es ist schon lange her, da stieg einmal zu Kleve ein reicher Hollander in einem Gasthof ab und bestellte sich, sehr hungrig, zwölf gekochte Eier und etliches dazu. Doch waren ihm die Eier noch nicht auf den Tisch gebracht worden, da traf ein berittener Eilbote ein, der ihn in einer sehr dringlichen Angelegenheit nach Emmerich berief. Sogleich setzte sich der Hollander auch wieder in seinen Wagen und rollte schon davon, als der Wirt gerade mit den Eiern in der Gaststube erschien.

Ein Jahr später, fast am selben Tage, kehrte der gleiche Mann wieder einmal in jenem Gasthof ein, schritt sofort auf den Wirt zu und sagte lachend in seiner behabigen Mundart: „Erinnert Ihr Euch, daß ich Euch vom vorigen Jahr her noch zwölf, zwar ungenossene Eier schuldig bin? Die will ich Euch hernach bezahlen.“ Aber der Wirt ging keineswegs auf die frohliche Laune des Gastes ein, sondern polterte grob, jawohl, er entsinne sich nur zu gut, und die Eier, ob nun genossen oder nicht, wurden dem Hollander teuer zu stehen kommen. „Ich habe die Sache damals gleich vor Gericht gebracht“, so erklärte er. „Und da Ihr endlich einmal anwesend seid, soll sie auch sofort entschieden werden.“ — „Nun“, lachte da der Andere ziemlich verblüfft auf, „zwölf Eier werde ich jawohl noch bezahlen können. Ich wußte nicht, wonders wie teuer die mich kommen sollten.“

Allein, vor Gericht fiel er aus allen Wolken, denn hier erklärte der Wirt mit der trockensten Miene von der Welt, die zwölf Eier wurden ihm damals zwölf Kuchlein gebracht haben, und es sei garnicht auszurechnen, wieviel Eier ihm die wiederum als Hühner gebracht hätten. Auch wurden aus diesen Eiern wieder neue Kuchlein gebrütet worden sein, die ihrerseits als Hühner weitere Eier und Kuckken geliefert hätten. „So betrachtet“, schloß der Wirt, „und als Geschäftsmann kann ich die Sache garnicht anders beurteilen, ist mir durch die Schuld dieses Fremden ein schwerer Schaden entstanden, den ich mit tausend Gulden eher zu gering als zu hoch anschlage.“

Nun war der Richter weit und breit als ein für alles Knifflige geradezu schwärmender juristischer Haarspalter bekannt. Auch mochte er keine

Hollander leiden Als er die tolle Rechnung des Wirtes horte, war er gleich mit Begeisterung dabei, ließ den Angeklagten garnicht zu Wort kommen und entschied, gewiß, wie sich Zins zu Zins schlage, genau so natürlich auch Eier zu Eiern, ein Schaden von tausend Gulden erscheine ihm durchaus wahrscheinlich, und drum verurteile er den Fremden zu dieser Summe, zuzuglich der Gerichtskosten

Wohl wahr, ein solches Urteil erscheint uns unglaublich, aber der Hollander mußte sich damit abfinden Ziemlich erschrocken und bestürzt, verließ er den Gerichtshof, nachdem ihm noch gesagt worden war, daß er die Schuldsumme innerhalb von vierundzwanzig Stunden zu zahlen habe, falls er nicht in den Turm kommen wolle Woher sollte er diesen großen Betrag so schnell nehmen, zumal da er fremd in Kleve war? Recht verärgert trat er ins Freie und blieb hier mit bekummerter Miene stehen Da zupfte ihn jemand am Rock, und als er sich umwandte, sah er einem alten Bauerchen ins Gesicht, das zu ihm sagte „Macht Euch keine Sorge, mein Herr, und laßt mich in dieser Angelegenheit Euer Anwalt sein, dann sollt Ihr schon zu Eurem Recht kommen Erhebt morgen Einspruch gegen das Urteil und wartet das Weitere ab“

Hierauf ging der Hollander nach einigem Zögern ein Er dachte sich eben, wenn nichts damit gewonnen wurde, so doch auch nichts verloren Überdies erklärte ihm der Bauer, er habe schon manchem braven Manne aus der Patsche geholfen und wolle diesmal noch viel gewisser zu Rande kommen Also erschien dann auch der Hollander am nächsten Tage wieder vor Gericht, erhob hier Einspruch gegen das Urteil und erklärte, daß er jemanden gefunden hatte, der ihn vertreten werde Jedoch, als er sich dann nach seinem „Anwalt“ umschaute, war dieser nicht zu sehen Auch in der nächsten Viertelstunde stellte er sich nicht ein Schon wollte sich der Richter, das Urteil argerlich bestätigend, entfernen, als endlich die Tur aufging und der Bauer erschien „Wollt' entschuldigen“, rief er herankommend, „daß ich solange auf mich warten ließ! Ich mußte Erbsen kochen, denn ich will morgen säen“ — „Was für ein Unsinn!“, zeterte da der Richter „Wie soll aus gekochten Erbsen Frucht kommen?“ — Da antwortete das Bauerchen ganz ruhig „Verhalt es sich nicht so, daß die Wirte stets für ihre Gäste etliche Dutzend

gekochter Eier vorrätig haben? Und habt Ihr diesen Fremden hier nicht verurteilt, ein Dutzend Kucken samt deren ganzer Nachkommenschaft zu bezahlen, die aus eben solchen gekochten Eiern ihren Ursprung nehmen sollten? — Seid so gut“, fugte er noch hinzu, „und fällt ein anderes Urteil!“

Der Richter sah verlegen an seiner Nase entlang auf den Tisch, denn er konnte sich der Weisheit des Bauerchens nicht verschließen. Drum mußte er auch das Urteil aufheben. Und so geschah es, daß der Hollander statt tausend Gulden noch nicht einmal zwei Silbergroschen zu bezahlen brauchte. Dafür hat er aber dem pfliffigen Bauer eine ganze Handvoll Gulden geschenkt — und ist hernach keine Stunde mehr zu Kleve geblieben.

DER ALTE RHEIN

Der Schwanenritter

Als Kaiser Karl der Große noch lebte, herrschte über Limburg und Brabant ein mächtiger Herzog, namens Gottfried. Dieser war aber schon alt, und eines Tages kam ihn das Sterben an. Weil er nun keinen Sohn besaß, sondern nur eine einzige Tochter, Elsa mit Namen, wollte er dieser und ihrem künftigen Gatten die Herrschaft sichern und bedachte, wen von allen seinen Rittern er am besten damit betraute, ihr das Erbe zu hüten. Schließlich fiel seine Wahl auf den tapferen Telramund, der schon in vielen Schlachten bewiesen hatte, daß er keinen Gegner zu scheuen brauchte. Diesen beschied der Herzog vor sich hin und ließ ihn bei allem, was ihm heilig war, schwören, daß er Elsas Recht und Erbe gegen jeden Feind verteidigen würde. Telramund versprach es. Und wenige Tage später starb der Herzog. Aber dessen Wahl war doch nicht die rechte gewesen, denn kaum hatte sich die Gruft über ihm geschlossen, als Telramund vor Elsa hintrat und zu ihr sprach: „Es ist der Wille Eures Vaters gewesen, daß Ihr mich zum Gatten nehmt und ich so zu seinem Nachfolger werde. Das will ich noch heute dem Lande kundtun. Ihr aber, seid mir wohlgesinnt und rustet zur Hochzeit!“ Elsa erschrak, als sie diese Worte horte. „Ihr lügt“, rief sie im ersten Zorn, „und verdreht, was mein Vater Euch aufgetragen hat!“ Doch da sah sie im Blick des Ritters, wie sehr dieser alle Wahrheit verachtete und das Recht zu brechen entschlossen war, um selber Herzog zu werden. Schon nahm er ja auch beide Hände um den Knauf seines Schwertes und erklärte: „Diese Waffe ist mein Zeuge, sofern Ihr jemanden wißt, der mich einen Lügner zu nennen wagt.“

Fortan lebte Elsa wie eine Gefangene in ihrem eigenen Schlosse Telramund tat, was ihm gefiel Bereits hatte er im ganzen Lande verkünden lassen, daß er als Elsas baldiger Gemahl schon jetzt als Herzog über Limburg und Brabant gebiete und jedem Einspruch mit scharfer Wehr begegnen werde Elsa selbst blieb nichts anderes übrig, als im Geheimen einen Boten nach Aachen an den kaiserlichen Hof zu senden und Karl um Hilfe anzurufen Darauf sandte Telramund, der davon erfahren, aber den Boten nicht mehr abzufangen vermocht hatte, dem Kaiser gleichfalls eine Botschaft, darin er erklärte, daß er nach dem Willen des verstorbenen Herzogs in seinem Rechte stehe und dieses jederzeit mit der Waffe verteidigen werde Ja, er ging soweit, daß er den Kaiser aufforderte, die Großen des Reiches zu einem Gericht zu entbieten, dann solle ein Gottesurteil darüber entscheiden, wer Herr von Limburg und Brabant sei Denn, so schloß die Botschaft, er, Herzog Telramund, werde sich vor Gott und dem Kaiser jedem zum Zweikampf stellen, der ihn einen Rechtsbrecher und Thronrauber zu nennen wage

Es soll zu Nymwegen gewesen sein, wo der Gerichtstag dann tatsächlich stattfand Das heißt, man erzählt auch, es sei zu Antwerpen oder zu Köln gewesen Gleichviel, wie es sich nun damit verhält —, das von Karl wie von seinen Vasallen Erwartete trat ein Niemand wagte Telramund im Kampfe zu begegnen, denn man wußte ja, daß es keinen stärkeren Ritter als ihn im Reiche gab, und erzählte sich ußerdem, daß er einst bei Stockholm in Schweden einen Drachen erschlagen habe Ganz schwarz stand er da in seiner stahlernen Rüstung und mit der Rabenschwinge am Helm vor dem kaiserlichen Stuhl Schon begann er spöttisch zu lacheln, weil niemand zu ihm in die Kampfbahn trat Der Kaiser hingegen, der wohl ahnte, daß Telramund ein Betrüger war, schwieg und vermochte sich nicht zu der letztgültigen Erklärung aufzuraffen, daß Elsa keinen Verteidiger gefunden und damit ihr Erbe verloren habe In diesem Augenblick schrie jemand im Gedrange laut auf und wies zum Rheine hin Und da sahen nun alle etwas wie ein blendendes Licht auf dem Strome geschwind herangleiten Später gewahrte man mit Erstaunen, daß es ein schneeweißer Schwan war, der



da traumstill herangeschwommen kam und einen kleinen Kahn an einer silbernen Kette hinter sich herzog In dem Kahne aber lag schlafend ein junger Ritter Golden war seine Rustung, die von einem weiß- und rotseidenen Mantel verhüllt wurde Seinen Helm krönte ein silberner Schwan Ferner erblickte man auf seinem Schilde acht goldene Zepter, die im Kreise um einen gleißend strahlenden Karfunkel angeordnet waren Edel von Gestalt und unsagbar schön, erhob sich jetzt der junge Ritter und trat aus dem Schiffe vor den Kaiser hin „Ich bin gesandt“, so sprach er, „um die Herzogstochter von Brabant zu schützen“

„Ihr kommt zur rechten Zeit“, entgegnete Karl „Doch sagt, welchen Namen Ihr tragt!“

Da hob der Fremde ernst das Gesicht und erwiderte „Es ist mir verwehrt, darauf Antwort zu geben Vertraut jedoch, daß ich von edlem Stande bin!“

„Wollt Ihr mich zu Eurem Ritter?“, wandte er sich darauf zu Elsa hin, und als sie es bejahte, neigte er das Schwert vor ihr und schritt dann zum Kampfplatz hinab

Wenige Minuten später saßen die beiden Gegner auf schweren Streitrossen und rannten mit eingelegten Speeren wider einander an So wuchtig aber war der Zusammenstoß, daß die Pferde in die Knie brachen und die Reiter aus dem Sattel mußten, um zu Fuß weiter zu kämpfen Da nun blitzten die Schwerter auf und vermochte man ihre Hiebe nicht zu zählen Schon flogen die kostbaren Steine aus den schweren Schilden Bald schien der eine und bald der andere Ritter unter einem gewaltigen Hieb zusammenzubrechen Schließlich aber war es Telramund, aus dessen zerschlagener Halsbrunne das rote Blut hervorschoß, indes er achzend zu Boden sank Gott hatte also entschieden, wie das Volk sogleich in höchster Erregung schrie Da ließ Lohengrin von seinem sterbenden Gegner ab und verneigte sich ritterlich vor dem Kaiser und dann vor Elsa

So kam es, daß Telramund seiner Schuld überführt und die Herzogstochter wieder in ihr Recht eingesetzt wurde Noch am selben Tage geschah es aber auch, daß Lohengrin Elsas Hand erhielt und Herzog von Limburg und Brabant wurde Dabei mußte sie ihm zwar versprechen, daß sie ihn nie nach seinem Namen und nach seiner Herkunft fragen werde Darauf zogen die beiden rheinaufwärts nach Kleve, ihrer Stadt Und hier, in jenem Hause, das man fortan die Schwanenburg genannt hat, genoß dann das junge Paar seinen Honigmond Mehrere Jahre vergingen hernach, in denen Lohengrin mit Elsa glücklich war Auch begleitete er den Kaiser oft auf dessen Kriegszügen wider die mordenischen Hunnen und sonstige Feinde des Reiches und kehrte stets ruhmvoller wieder nach Kleve zurück, wo ihn nicht nur die Gattin, sondern auch schon Kinder erwarteten Immer reicher ergoß sich somit die Schale des Glucks über die Schwanenburg Doch gab es auch schon Leute, die den

beiden das Glück neideten und sie zuletzt noch ins Unheil stürzen wollten. Da gingen üble Reden im Lande um und tuschelte man sich zu Gewiß, Elsas Gemahl sei ja wohl ein tüchtiger Kriegsheld, aber das vermöge auch ein Knecht zu sein —, und wer denn wisse, wer der Fremde sei und woher er in Wahrheit stamme, vielleicht habe Elsa einen Knecht zum Herzog des Landes gemacht und ihm ußerdem noch Kinder geboien.

Diese boswilligen Gerüchte kamen Elsa schließlich zu Ohren. Lange widerstand sie ihrem verwirrenden Einfluß. Erst, als sie an die Kinder dachte und befürchtete, man könnte diese einmal die Namen- und Herkunftlosen, wenn nicht gar Knechtsöhne nennen, vermochte sie die entscheidende Frage nicht mehr länger zurückzuhalten — und zerstörte damit ihr Glück. Denn jetzt, da sich Lohengrin offenbaren mußte, rief es ihn auch wieder dorthin zurück, woher er gekommen war. Jeder kennt das herrliche Lied „Im fernen Land, unnahbar euren Schritten, liegt eine Burg, die Montsalvat genannt.“ Dort bewahrt man den heiligen Gral, das kostliche Gefäß des ewigen Lebens, in einem unsagbar schönen Tempel, der wie ein überirdischer Dom den steil aufgebaumten Gipfel eines gewaltigen Berges überragt. Dort ist Parzifal König der Ritter vom heiligen Gral und sendet sie aus, wann immer irgendwo ein fürchtbares Unheil zu bannen oder ein schweres Unrecht zu sühnen ist. Lohengrin, Parzifals Sohn, nahm dorthin seinen Weg, damals als Telramund Elsa ins Unglück zu stoßen drohte. Und dorthin kehrt Lohengrin jetzt zurück, wie er hergekommen, in einem goldenen Kahn, den ein schneeweißer Schwan an einer silbernen Kette zieht. Wie verstellt stand Elsa auf dem hohen Turm der Schwanenburg und schaute dem scheidenden Gatten nach. Wie ein goldenes Licht glitt es da den Rhein hinab, leuchtete noch einmal mächtig in der Ferne auf — und versank, blutrot, wie die Sonne im nachtllichen Meer erlischt.

Der Platzmajor von Nymwegen

Zu Nymwegen gab es einmal einen sehr strengen Platzmajor, den die dortigen Soldaten mehr als den Teufel fürchteten. Bei Tag und Nacht war er auf den Beinen. Keine Woche verging, ohne daß er einen seiner Soldaten bei einem undienstlichen Verhalten überrascht und ihn her-

nach das Vergehen, krummgeschlossen und bei Wasser und Brot, hatte bußen lassen. Absonderlich die Schildwachen mußten sehr vor ihm auf der Hut zu sein. Und vor allem jene Posten, die auf einem der Bollwerke am Pulvermagazin standen, konnten sich nicht genug zusammenreißen, damit sie nicht durch das geringfügigste Vergehen den Zorn des Platzmajors herausforderten. Dieser liebte es geradezu, sich dort nachts — und zwar in der dunkelsten Stunde vor Sonnenaufgang — durch das hohe Gras den abschussigen Wall hinaufzuarbeiten und, falls er einen Dummen vor sich hatte, diesen durch ein plotzliches Erschrecken in die Flucht zu jagen. Dabei markierte er nicht selten ein Gespenst. Ließ sich dagegen der Posten nicht verbluffen, so fand der Major während des dreimaligen „Werda!“ immer noch Zeit genug, um den Mann durch irgendetwas anderes zu verwirren und endlich, „Kotzdonner!“ schimpfend, als einen Feigling und Schlappschwanz abführen zu lassen. So trieb er es lange Zeit. Eines Nachts aber kam er an den Unrechten. Da stand nämlich ein echter geldrischer Schnapphahn, der sich weder vor Holle noch Teufel fürchtete, am Pulvermagazin Wache. Vom nachtlischen Kartenspiel und Trinken übermudet, hatte er eine Zeitlang schlaftrig vor sich hin gedusselt. Dann aber horte er plötzlich, wie sich da in der dichten Dunkelheit etwas im Grase regte, war sogleich hellwach und schrie auch schon sein „Werda?!“, indes er das Gewehr schußfertig vor die Brust nahm. Und als er darauf keine Antwort bekam, rief er nochmals „Werda?!“ und wiederholte den Ruf gleich hernach zum dritten Mal —, und dann knallte er auch schon die ganze Gewehrladung in der Richtung des Geräusches los. Der todlich getroffene Major aber rutschte Hals über Kopf den steilen Wall hinab.

Nachdem dies geschehen war, meinten die Soldaten zu Nymwegen, daß sie nun endlich einmal Ruhe auf der Wache haben würden und es sich dort gemutlich machen könnten. Doch darin verrechneten sie sich. Denn hinfort kam fast noch jede Nacht, wenn am Pulvermagazin ein Posten einschlafen wollte, der selige Platzmajor in Gestalt einer weißen Katze herangeschlichen und fuhr dann dem Kerl so überraschend zwischen den Beinen durch, daß er umfiel und nicht selten, lauthals schreiend, den Wall am Bollwerk hinunter kollerte.

Der Tote bei Tisch

Es wohnte einst zu Herzogenbusch ein Junker, der an garnichts glaube und ein höchst ausschweifendes Leben führte. Dieser stritt sich eines Abends mit seinen Zechkumpanen darüber, ob es nach dem Tode ein Fortleben der Seele gebe oder nicht. Dabei schrie er immer wieder:

„Ah was, tot ist tot!“ und schlug hohnisch eine grelle Lache auf, als einer von seinen besonnenen Freunden ruhig sagte, so leicht sei das nun doch nicht zu entscheiden und er für seine Person sei totenfest vom Jenseits überzeugt. Schließlich kam es zu einem heillosen Krach. Der Junker wurde wust. Es fehlte nicht viel daran, so hatte er vom Leder gezogen und jenen Glaubigen dorthin geschickt, wo, wie er schrie, es kein Auferstehen gabe. Aber die anderen fielen ihm in den Arm, und so bezwang er sich. Wenig später ging er völlig verärgert nach Hause.

Nun mußte er unterwegs über einen alten und längst nicht mehr gepflegten Friedhof. Dabei stieß sein Fuß zufällig an einen Menschenschädel, den er aufhob, einen Augenblick spöttisch in der Hand wog und dann wieder fortwarf, indem er lachte: „Haha, du sollst noch leben!“ Ei, dann komm doch gleich zum Abendessen mit!“ Doch kaum hatte er das gesagt, da war es ihm mit einem Mal, als habe ihn etwas eiskalt angehaucht. Auch meinte er jetzt, in seiner Nahe, schattenhaft und kaum von der Umgebung zu unterscheiden, eine düstere Gestalt zu sehen, die, ein wenig schwankend, etwa einen Fuß hoch über der Erde schwebte. Da ward es dem Junker unheimlich und begab er sich eiligst fort. Ja, er wagte sich garnicht mehr umzuschauen, denn er meinte, dauernd jemanden in seiner Nahe zu spüren, wiewohl doch außer seinen eigenen Schritten garnichts zu hören war.

Erlost atmete er auf, als er endlich daheim war und wieder einen lebenden Menschen um sich hatte. Gleich war er auch wieder so grob wie je und je, indes er, seinen Hut hinwerfend und den Degen an die Wand hangend, seine Schaffnerin anherrschte, sie solle ihm sofort das Essen bringen. Dies geschah, und da setzte er sich zu Tisch. Allein, noch war er dabei, laut über die allzu heiße Suppe zu schimpfen, als plötzlich jemand an die Haustür klopfte. Den Junker durchfuhr ein eisiger

Schreck Gespannt horchte er, mit wem da wohl seine Schaffnerin sprechen wurde „Jawohl, Mijnheer“, horte er sie sagen, „er ist soeben heimgekommen Und was wunscht Ihi, Mijnheer?“ Der Fremde — denn ein solcher war es — antwortete „Dein Herr hat mich zum Abendessen eingeladen“



Wie erstarrt saß da der Junker und schaute entsetzt auf die Tur, die sich sogleich öffnen mußte Und schon geschah es, und da stand in der Öffnung ein hochgewachsener Mann mit einem grünlich blassen und ganz abgezehrten Gesicht, das streng auf den entsetzten Junker schaute Und jetzt, indem die Schaffnerin, sich bekreuzigend, die Tui hinter dem unheimlichen Fremden schloß, warf dieser mit einem Ruck den Mantel

ab, und nun stand da, in hohen Reiterstiefeln, ein greuliches Totengeippe „Hier bin ich!“, scholl zugleich eine schreckliche Stimme auf

Da sprang der Junker mit einem halberstickten Schrei empor, wollte an dem Gespenst vorbei zur Tur und sturzte ohnmächtig hin. Wenige Minuten später fand ihn die Schaffnein leblos am Boden. Der Fremde aber war verschwunden. Und als der Junker wieder zu sich kam, war er voll einer rasenden Angst, fühlte sich überall vom Tode bedröht und blieb wahnsinnig, bis er im folgenden Jahre starb.

Die Witwe von Oostbruck

Eine in Oostbruck, nahe bei Utrecht, lebende Witwe hatte einen Knecht, der für sie alle groben Arbeiten im Hause und auf dem Felde verrichtete. Diesem fiel es auf, daß seine Meisterin in gewissen Nächten des Jahres regelmäßig im Stalle erschien, hier aus einer bestimmten Krippe eine Handvoll Heu nahm und dann jedesmal auf eine unbegreifliche Art aus dem Stalle verschwand. Da wollte er doch wissen,



welch eine Bewandnis es mit jenem Heu habe. Eines Nachts, als die Witwe wieder einmal dasselbe getan hatte, ging er hin und nahm sich ebenfalls eine Handvoll von dem Heu. Kaum jedoch hatte er dieses ergriffen, als er sich zu seinem Entsetzen steil in die Höhe gerissen fühlte und hoch durch die Luft bis zu jener Stadt geführt wurde, die man Wyck nennt. Hier fand er sich bald darauf in einem Keller tief unter der Erde wieder, in dem eine große Zahl von Männern und Frauen versammelt waren. Wie er nun dort erschien, erschrakten die anwesenden Leute sehr und fragten ihn, auf welche Weise er ihr Geheimnis erfahren

habe Der Knecht erzählte es, und da ward seine Meisterin sehr zornig, worauf sie sich mit den ubrigen beriet, was man jetzt anfangen solle Mehrere von den Leuten waren dafur, daß man den Knecht umbringe und heimlich verscharre Die meisten jedoch meinten, es sei am besten, wenn man ihn freundlich aufnehme und ihn verpflichte, nichts über die Versammlung auszuplaudern Das Letztere geschah Gleich darauf trennte man sich Da nahm die Witwe ihren Knecht auf die Schulter und flog mit ihm rasend schnell zu den Wolken empor und dann weiter fort in der Richtung von Oostbruck



Unterwegs aber mußten sie einen großen See überqueren, und hier schien es der Alten besser, sich nicht auf die Verschwiegenheit des Knechts zu verlassen, sondern diesen in dem tiefen Wasser zu ertranken Also gab sie ihm einen tuchtigen Ruck, worauf der arme Kerl, Hals über Kopf und sich oftters überschlagend, in den See hinabstürzte Doch wollte unser Herrgott wohl nicht, daß der Knecht auf solch elende Weise ums Leben komme Dieser fiel ins Seichte und vermochte sich an Land zu retten Hier im Schilf lag er dann lange mit großen Schmerzen und achzte und stohnte Endlich wurden ein paar Bauern, die dort vorüberfuhren, auf sein Jammern aufmerksam, fanden ihn und trugen ihn auf ihren Wagen. Dann fragten sie ihn aus, was ihm denn geschehen sei, und da erzählte ihnen der Knecht alles Später haben sie ihn nach Utrecht gebracht, wo er dem Burgermeister Johannes Culemborg sein Erlebnis nochmals ausführlich berichten mußte Und das Ende von allem war, daß die

Witwe von Oostbruck ergriffen und als eine entlarvte Hexe hingerichtet wurde

Die doppelte Gestalt

Ein gelehrter Professor zu Utrecht hatte die Gewohnheit, nachts, wenn seine Frau schon schlief, noch das eine oder andere, an einem kleinen Tische neben dem Bette sitzend, aufzuzeichnen. Eines Abends nun begab er sich mit seiner Frau zugleich zu Bett. Wenige Stunden später erwachte diese wieder und bemerkte zu ihrer Verwunderung Licht im Zimmer. Wie aber entsetzte sie sich, als sie dann ihren Mann an jenem Tische schreiben sah und ihn doch zugleich neben sich im Bette fühlte. Mit einem Schrei weckte sie ihn. Da verschwand der Spuk. Der aus dem Schlaf gestörte Professor fragte unmutig, was denn geschehen sei. „Ach“, sagte die Frau, die durchaus nicht verraten wollte, was sie da gesehen hatte, „ich habe einen solch schrecklichen Traum gehabt!“ Drei Tage später jedoch erkrankte der Professor und starb bald darauf —, wie alle Leute, die man in doppelter Gestalt gesehen hat.

Erasmus von Rotterdam

Auf einer Brücke zu Rotterdam steht ein Bildnis des berühmten Gelehrten Erasmus, der aus der Stadt gebürtig ist und darum auch nach ihr genannt wird. Das Standbild ist aus Erz gegossen und zeigt den großen Meister mit einem Buch in der Hand. Es heißt aber, daß Erasmus jedesmal, wenn der Stadt ein Unglück bevorstande, ein Blatt in seinem Buche umschlug. Wie die alten Leute versichern, soll sich das bisher schon oft erwiesen haben.

So viel Kinder wie Tage im Jahr

Floris, der dreizehnte Graf von Holland, besaß eine Tochter, die sehr sprode, hart und hochmütig war. Sie hieß Machtelt und bekam den rauen Grafen Hermann von Henneberg zum Gemahl. Mehrere Jahre war sie dann mit diesem verheiratet, ohne daß sie ihm ein Kind geboren

hatte Deshalb behandelte er sie oft verächtlich, und das machte sie noch harter, als sie es schon war Hinfort hatte ihr Gesinde viel unter ihr zu leiden Die Armen vertrieb sie mitleidlos von ihrer Tür Und wenn sie eine Frau sah, die Kinder besaß, so wurde sie böse und ließ es jene entgelten, daß sie selbst unfruchtbar geblieben war

Nun geschah es einmal, daß die Gräfin eines Morgens vor der Schloßtür ein bittendes armes Frauchen traf, dessen Mann auf hoher See umgekommen war Diese recht bedauernswerte junge Witwe trug auf jedem Arm ein kleines Kind, denn sie hatte wenige Monate zuvor Zwillinge zur Welt gebracht Da sagte die Gräfin ebenso neidisch wie böse zu ihr „Welches von diesen beiden Kindern stammt von deinem Manne, und welches hast du von einem Buhlen bekommen?“ Sie glaubte nämlich allen Ernstes nicht daran, daß man von ein und demselben Manne zwei Kinder zugleich empfangen könne Das arme Weib erwiderte hierauf, nicht wenig verwirrt „Beide Kinder sind von dem, der mein Mann war Wenn Gott es so fugt, kann man ja nicht nur Zwillinge, sondern sogar Drillinge bekommen“ Da lachte die Gräfin in ihrer Torheit hohnisch auf und beschimpfte die Frau und wies sie als eine Dirne von ihrer Schwelle Die Geschmakte aber ward jetzt zornig und schrie „Bei Gott so wünsche ich dir Unfruchtbaren, daß du 'auf einmal soviel Kinder bekommst, wie es Tage im Jahre gibt!“

Nicht lange danach ward die Gräfin schwanger Und als die Zeit herankam, da sie gebären sollte, war sie so schwer und dick, wie man nie eine Frau gesehen hat Und am Karfreitag des Jahres 1276 gebar sie mit einem Mal 365 Kinder, deren jedes uberaus winzig und doch wohlgebildet an Leib und Gliedern war Zur gleichen Zeit kam Bischof Otto von Utrecht nach Loosduynen, wo sich damals die Gräfin befand, und taufte die Kinder alle Dabei wurden die Knaben ausnahmslos Johannes und die Mädchen Elisabeth genannt Kaum aber waren sie getauft, da starben sie nebst ihrer Mutter und wurden auch zugleich begraben Heute noch kann man zu Loosduynen in der Kirche zwei Taufbecken sehen, mit der Inschrift „In deze twee beckens zyn alle deze kinderen ghedoopt“, und auf einer dabei hangenden Tafel steht die ganze Geschichte in lateinischer und in deutscher Sprache aufgeschrieben Auch

hat man damals zur Erinnerung an dieses Geschehnis am Ufer der Maas eine Burg erbaut, die ebenso viele Fenster besaß, wie Machtelt Kinder gebär

Der Meergeuse

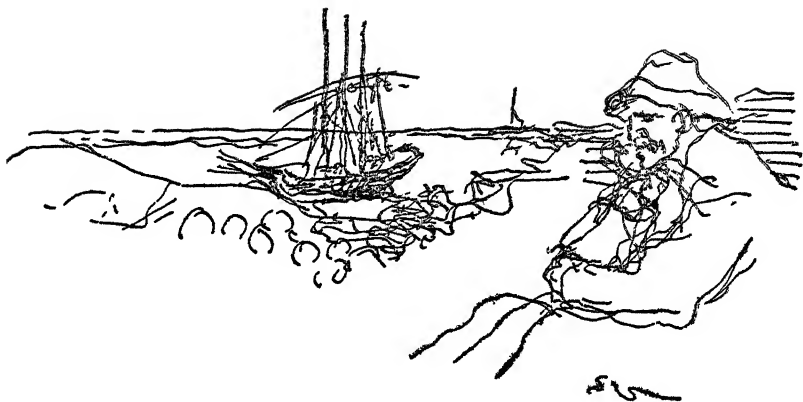
Zur Zeit, als die Spanier in Haarlem waren, wurde einmal ein tapferer Meergeuse gefangen in die Stadt gebracht und sollte noch zur selben Stunde erschossen werden. Da man ihm aber das Letztere ansagte, lachte er laut auf und ging wohlgemut zur Richtstätte. Hier wollte er durchaus kein Tuch vor den Augen haben. Spottisch sagte er zu den Soldaten: „Ich will die Kugeln vorüberfliegen sehen, denn Ihr werdet mir kein Leides tun.“ Da schossen die Soldaten ihre Buchsen auf die Brust und die Stirn des Geusen ab. Doch dieser blieb lachelnd stehen und war auch nicht von einer einzigen Kugel ein wenig gestreift worden. Drauf begann der anwesende General die, wie er meinte, ungeschickten Schützen auszuschimpfen und ließ acht seiner besten aufmarschieren, die eine zweite Salve auf den Delinquenten abgaben. Als dieser aber auch jetzt unverwundet blieb, schrie jemand aus der Menge, der Meergeuse trage einen Zauber bei sich, man solle ihm nur die Kleider ausziehen, dann erweise sich schon, ob er auch ferner noch gegen jede Kugel gefeit sei oder nicht. Das tat man. Und als man dem Meergeusen das Hemd über den Kopf gezogen hatte, fand man an seinem Halse einen an einem gelben Bande hangenden und mit wunderlichen Figuren bedeckten Stein. Diesen nahm man ihm, und da sagte er: „Jetzt ist es um mich geschehen. Gehet schnell und zielt wohl, damit ihr mich gut trefft!“ Wenig später sank er, von acht Kugeln durchbohrt, tot zu Boden.

Der Fischer auf dem Meeresgrunde

An der holländischen Kuste lebte einmal ein Fischer, der gar fleißig in seinem Berufe war und es doch nie zu etwas brachte. Das Glück war ihm also nicht hold. Und nachdem er so fast zwei Jahrzehnte lang sich umsonst abgemüht hatte, geschah es auch noch, daß ihm binnen eines

Jahres die Frau und das einzige Kind starben. Da aber kam die Verzweiflung über ihn. So einsam, wußte er nichts mehr mit sich auf der Welt anzufangen. Tagsüber vernachlässigte er jetzt seine Arbeit. Abends sah man ihn meist am Strande entlang gehen, mit gesenktem Kopf und manchmal ganz verstört. Das aber kam daher, daß er sein Schicksal umso weniger begriff, je mehr er darüber nachdachte. Umsonst sagte er sich oft „Was Gott tut, das ist wohlgetan.“ In seinem Elend standen ihm gleich darauf wieder die Tränen in den Augen.

Eines Abends ging er nun wieder einmal so unglücklich am Strande einher und merkte dabei nicht, daß es immer dunkler und dunkler wurde. Erst als es ganz finster geworden war, kam er wieder zu sich und wollte sich gerade heimwärts wenden, da sah er plötzlich ein kleines Flämmchen auf dem Meere tanzen, sehr flink herangleiten und an Land schnellen, wo es unruhig um eine alte, verfallene Fischerhütte fuhr, um sodann wieder zum Meere zurückzuhuschen, dort an einer gewissen Stelle über den Wassern zu verweilen und jetzt neuerdings an Land zu kommen. Der Fischer beobachtete das alles, und es ward ihm unheimlich dabei zu Mut. Drum wollte er schleunigst weitergehen. Doch indem er die ersten schnellen Schritte tat, rief ihn jemand beim Namen. Und als sich der Fischer nun erschrocken umwandte — er hieß übrigens Andreas —, gewahrte er bei der Hütte einen fast gespenstisch anmutenden alten und blassen Mann, in fremdartiger Kleidung, der ihn erbarmungswürdig aus seinen stillen Augen ansah. „Habt Ihr mich gerufen, Herr?“, so fragte der Fischer angstlich. „Und was wunscht Ihr von mir?“ Da antwortete der Fremde: „Andreas, ich weiß, wie sehr du im Unglück bist, und kann dich dem entreißen. Aber du mußt auch mir helfen und hast dabei nicht viel zu tun.“ Der Fischer starrte den Anderen an und gewahrte, daß dieser garnicht auf der Erde stand, sondern fußhoch darüber schwebte. Ein mächtiges Grausen überkam ihn bei dieser Entdeckung. „Nein, nein, Herr“, stotterte er, „ich brauche nichts und will auch nichts mit Euch zu tun haben.“ Der Geist aber sagte: „Fürchte dich nicht vor mir, denn es wird dir nichts Übles geschehen! Nimm diesen Ring und komme damit in drei Tagen um Mitternacht wieder hierher. Dann sollst du mit dem Ringe, der dich vor allem Ungemach



schützt, einen Buchsenschuß weit ins Meer hineingehen. Dort findest Du auf dem Grunde drei umgestulpte Topfe, von denen du den mittelsten aufheben mußt, damit die darin eingeschlossene Seele eines Ertrunkenen entweichen kann. Gehe dann schnell zurück, und kummere dich auf dem Hin- wie auf dem Rückwege um nichts, was auch geschehen mag! Dann sollst du reich belohnt und uberaus glücklich werden.“

Nach diesen Worten entschwand der Fremde. Zugleich fiel ein alter, verrosteter Ring vor Andreas hin. Dieser aber dachte sich „Mit Geistern will ich nichts zu schaffen haben“, ließ also den Ring liegen und ging eiligst nach Hause. Am nächsten Tage versuchte er wieder zu arbeiten. Allein, was er in der Folge auch unternahm, es mißlang ihm alles. Zudem wurde er bald so schwer krank, daß er fast dreiviertel Jahre zu Bett liegen mußte. Kaum genesen, wollte er wieder auf den Fischfang ziehen, doch da fand er sein Gezeuge vom Sprockwurm zerstört und sein Boot unbrauchbar. Infolgedessen vermochte er sich jetzt garnicht mehr zu helfen und mußte geradezu betteln gehen. Die Leute aber, die wohl gemerkt hatten, daß es wie ein schwerer Fluch auf ihm lag, scheuten vor ihm zurück und machten ihn dadurch noch viel unglücklicher.

Um diese Zeit jahnte sich der Tag, an dem Andreas im Vorjahre bei jener verfallenen Fischerhutte den spukhaften Fremden gesehen hatte. Und als er jetzt wieder einmal, verzweifelter denn je, am Strande entlang lief und darüber nachgrubelte, wie er wohl aus der bitteren Not gelangen

konnte, wünschte er sich plötzlich, der Geist erscheine ihm ein zweites Mal und verspreche ihm dasselbe wie im vorigen Jahr. Denn jetzt, da er sich durchaus nicht mehr zu helfen wußte und auch nicht mehr länger auf die Barmherzigkeit anderer Leute angewiesen sein wollte, fühlte er sich endlich bereit, alles zu wagen, was damals von ihm verlangt worden war. „Wenn ich nur soviel Geld dafür bekäme, um mir ein neues Netz und Boot kaufen zu können“, sagte er sich, indem er stehen blieb und auf das unruhige Meer hinausschaute, „wollte ich gern in die See hineinlaufen, wo sie am tiefsten ist.“ Und indes er noch so sprach, stieß sein Fuß an etwas Hartes, und als er jetzt darauf niederblickte, gewahrte er entsetzt — denn er fühlte sich wie beim Wort genommen — jenen alten, verrosteten Ring, den er im vergangenen Jahr hier liegen gelassen hatte. Zögernd buckte er sich und hob ihn auf. Indem er ihn aber in die Tasche steckte, war er bereits entschlossen, das Wagnis ohne weiteres auf sich zu nehmen, und lief in toller Furcht, doch ohne sich durch sie beirren zu lassen, in die tosende Brandung hinein. Schon glaubte er, die nächste Welle würde ihn zurückschleudern, als er zu seiner größten Verwunderung bemerkte, daß sie, machtlos und kaum zu erspüren, über ihn hinwegglitt. Noch mehr erstaunte er, als er dann, sacht abwärtslaufend und sich tief im Wasser wissend, doch nur laue Luft um sich spürte, in der gar Fische und anderes Seegetier wie gespenstische Vögel traumstill umherhuschten. Gras welkte zu seinen Füßen, denn er befand sich auf einer weiten Wiese, die von einer bläulichen Dämmerung überlagert war. In etlicher Entfernung vermochte er auch — und das überraschte ihn nun am meisten — viele Menschen zu sehen, die mit frohlichen Bewegungen das Gras mahten. Andreas ging näher heran und schaute ihnen eine Weile zu. Dabei entdeckte er zu seinem Grausen, daß es lauter Burschen und Männer waren, von denen er wußte, daß sie in den letzten Jahrzehnten den Tod im Meer gefunden hatten. Entsetzt wandte er den Blick von ihnen und lief weiter. Gleich darauf kam er an ein herrliches Haus, und daraus stürzte ihm mit weitgeöffneten Armen eine schöne Frau entgegen, die ganz laut rief: „Andreas, mein Andreas, wie lang hast du mich warten lassen!“ Schon wollte er stehen bleiben, als er sich der Mahnung des Geistes entsann, wonach er



sich auf dem Hin- wie auf dem Ruckwege um nichts kümmern durfte. Also hastete er weiter, sah auch schon die gesuchten drei Topfe, die unweit des Hauses wie Bienenkörbe auf einer Bank standen, lief schnell darauf zu und stürzte den mittleren um. Da stieß die Frau einen furchtbaren Schrei aus. Zugleich kamen, ins Riesenhafte heranwachsend, die Maher mit erhobenen Sensen gelaufen, um Andreas zu erschlagen. Wohin er sich jetzt retten konnte, wußte er nicht. Schon wollte er an der Frau und dem schattenhaften Gedrange der Maher vorbei, als er sich plötzlich von einer mächtigen Hand erfaßt fühlte und durch brausende Wassermassen nach oben gerissen wurde. Wenig später zu sich kommend, fand er sich, völlig durchnaßt, am Strande und zwar in der Nahe der verfallenen Fischerhütte liegen. Er meinte getraumt zu haben. Aber da fand er neben sich ein ledernes Säcklein, das voll goldener Münzen und Edelsteine war.

So wurde aus Andreas ein reicher Mann. Nun ließ er seine alte Hütte abreißen und an ihrer Stelle ein schönes Haus nebst einem geräumigen Bootsschuppen errichten. Nicht lange danach nahm er auch wieder eine Frau, die ihm mehrere Kinder schenkte, eins immer schöner als das andere. Und wenn man damals die Fischer an der Küste fragte, wem es von ihnen am besten ginge, dann sagten sie: „Dem glücklichen Andreas.“ Denn glücklich, das war und blieb er fortan, bis in seinen seligen Tod.

Der Necker

Einst lief das Boot eines holländischen Fischers nahe beim Strande auf einen Felsen und war nicht mehr von der Stelle zu bringen. Ratlos schaute da der Bootsmann über Bord und sah im selben Augenblick, wie sich aus dem schäumenden Wasser ein gewaltiger Kopf hob und zwar der des Neckers. Grün war sein Gesicht und Tang hatte er im Haar. Wutend starrte er den Fischer an und schrie: „Wirst du dich mit deinem stinkenden Fischkasten nicht bald hier fortmachen?“ — „Ja, wenn ich das nur konnte“, entgegnete der Fischer angstlich, „dann wäre ich schon längst hier fort.“ Da schwang sich der Meermann an Bord, ergriff mit seinen

machtigen Armen den Mast des Bootes, riß ihn aus und stemmte ihn gegen den Felsen, auf dem das Boot lag Und jetzt — krackrack! — hob sich das Schiff ein wenig und glitt dann über die Klippe ins tiefere Wasser „Siehst du wohl“, sagte der Necker „Jetzt kann doch endlich meine Alte drunten aus dem Haus Du hast ihr nämlich mit dem Schiff auf der Tur gelegen Aber nun mach dich schleunigst fort, ehe sie noch ein Wortlein mit dir redet, sonst geht es dir an den Kragen “ Und damit steckte der Necker den Mast wieder an seine Stelle und sprang über Bord Der Fischer aber fuhr, so schnell es eben ging, von jener Stelle, denn er wußte ja, daß mit dem Meerweib nicht gut zu spassen ist

Anmerkungen und Quellennachweis

Wie bereits in der Einleitung gesagt, enthält das vorliegende Buch nur eine kleine Auswahl aus dem riesigen Bestande rheinischer Sagen. Um trotz des beschränkten Raumes möglichst viele in Vergessenheit geratene Sagen neben den wesentlichsten und berühmtesten bringen zu können, mußte ich manche zurückstellen, die dem einen oder anderen Leser vielleicht lieb gewesen waren. Ein geplanter zweiter Band wird diesem Mangel abzuhelpfen suchen — Was die Bearbeitung der hier gebotenen Sagen betrifft, erinnere ich an das, was ich schon den Anmerkungen zu meinen „Kölner Sagen“ vorausschickte. Um es hier kurz noch einmal zu wiederholen: Ich ruhre bei meiner Arbeit, wie es sich von selbst versteht, in keinem Falle den eigentlichen Sagenkern an und hielt mich durchaus in den Grenzen dessen, was noch stets einem Sagen- oder Märchen-erzähler im Volke erlaubt war. Bei manchen Stücken folgte ich mehr oder minder streng der früheren Gestaltung — also daß ich sie nur sprachlich ein wenig erneuerte —, während ich mich bei anderen ganz davon frei machte, um das jeweilige Begebnis schöner, lebendiger und auch sinnvoller erzählen zu können — Die folgenden Anmerkungen bringen neben dem notwendigsten Quellennachweis wissenswerte mythologische, volkskundliche und historische Ergänzungen zu den erzählten Sagen. Die Erklärung der benutzten Abkürzungen ergibt sich aus dem zum Schluß angehangenen Literatur Nachweis.

Erster Teil DER JUNGE RHEIN

Die wilden Bergleute Nach Vernaleken *Alpensagen* S 127 ff, 135. Wie manche Sagen erzählen, huteten die wilden Mannlein den Leuten auch die Kuhe und Geißen, weshalb sie ofters „die wilden Kuher“ oder „die wilden Geißler“ genannt werden. Dasselbe taten im deutschen Mittelgebirge und Flachlande ja auch die dortigen Zwerge. Näheres hierüber findet man in meinem „Natur-geisterbuch“, S 81 f. *Die Rache des Frauleins von Planta*. Nach Trog Wunderhorn I 93 f. Die Burg Ruethberg wird vielen Lesern bereits aus Conrad Ferdinand Meyer's „Jurg Jenatsch“ bekannt sein. *Der Flumser Stein*. Nach Vernaleken

Alpensagen S 328 f *Die verschneite Alp* Das gleiche oder ein ähnliches Motiv spielt in der Schweizer Sage eine große Rolle Zahlreiche Beispiele hierfür findet man in Vernaleken Alpsagen und Buchli Schweizersagen *Das wunderliche Kind* Nach Grimm D S I Nr 14 Dieses auch in anderen deutschen Gegenden (z B im Aargau, in Baden, Hessen, Westfalen und Flandern) auftretende „Kind“ ist eine bedeutungsvolle, doch heute noch nicht recht entratselte mythische Gestalt, die wahrscheinlich eine Erscheinungsform des „Schratleins“ darstellt Es tritt zur Zeit der Sommersonnenwende auf, aber auch im Herbst, wo es vom wilden Jäger verfolgt wird Siehe „Naturgeisterbuch“ S 288 *Das Pferd des Paracelsus* Nach Wolf D M u S Nr 138 Der berühmte Arzt und Naturphilosoph Theophrastus Paracelsus erscheint, gleich anderen faustischen Gestalten (Albertus Magnus, Faust, Agrippa von Nettesheim usw), in der deutschen Volkssage recht oft Da übertölpelt er den Teufel und besitzt Kräfte, die sonst nur diesem zugeschrieben werden Heißt es beispielsweise in einer Mecklenburger wie Tiroler Sage, daß die vom Teufel begünstigten Leute stets die besten Pferde hatten und diese nach Belieben benutzen konnten, um mit blitzhafter Geschwindigkeit ungeheure Entfernungen zurückzulegen, oder tritt in anderen deutschen Sagen der (sonst pferdefußige) Teufel selbst als Gaul auf, um Menschen durch die Luft zu entführen, so ergänzt das die vorliegende Sage Dabei ist der Teufel wiederum zum Nachfolger einer germanischen Gottheit geworden und zwar des Wodan, von dem wohl ursprünglich derlei Geschichten erzählt worden sind *Breithut und sein Knecht in Lindau* Wir besitzen sehr viele Sagen, in denen Christus und Petrus die deutschen Lande durchwandern und dabei allerlei Abenteuer erleben Bereits Jakob Grimm wies darauf hin, daß es sich hierbei um verchristlichte germanische Sagen handelt, in denen Christus und Petrus an die Stelle eines germanischen Gotterpaares getreten sind Daß dabei Christus zumeist den Wodan vertritt (der in nord- wie sudgermanischen Sagen bisweilen „Breithut“ genannt wird), laßt sich ziemlich sicher nachweisen Bedeutend schwieriger ist festzustellen, welche mythische Gestalt sich unter Petrus verbirgt Die christliche Fassung der Sagen hat nun deren Wesen und Charakter so sehr verfälscht, daß sie geradezu abstoßend wirken „Übertrag“ man sie jedoch ins Altdeutsche zurück (ein Versuch, der seltsamerweise noch nie unternommen worden ist), so ergibt sich ein erfreulich großer Schatz von schwankhaften und dabei doch recht besinnenswerten Sagen, die uns heute noch viel bedeuten können Ich habe diesen Versuch gemacht und werde das Ergebnis bald in einem kleinen Buche „Geschichten vom Breithut und seinem Knecht“ der Öffentlichkeit vorlegen Die hier aufgenommene

Sage wurde nach einer christlichen Fassung in Fr Panzer Beitrag zur deutschen Mythologie, 2 Bd Nr 27 (München 1855) erzählt und mag, wie zwei später noch folgenden Stücke, als Probe gelten *Die weißen Rosen von Tegelstein* Nach Schreiber Rheingegenden II Nr 3 *Die sieben Schwaben* Nach Waibel-Flamm Badisches Sagenbuch I 76—83 Wer über die vergnüglichen Abenteuer der sieben Schwaben mehr erfahren will, dem sei das hübsche kleine Volksbuch „Geschichte von den sieben Schwaben“ von Ludwig Aurbacher empfohlen (Eine neue Ausgabe erschien in der Insel-Bucherei, Nr 277) *Der Ochs am Bodensee* Wortlich nach A. Birlinger Volkstümliches aus Schwaben 1 Band Freiburg 1 Br 1861, S 108 *Der Reiter und der Bodensee* Schon oft ist der Bodensee in strengen Wintern gänzlich zugefroren, so z B in den Jahren 1070, 1108, 1277, 1379, 1435, 1565, 1573, 1587, 1624, 1695, 1788 und 1830 *Gesperster in Konstanz* Nach der Zimmerschen Chronik VI 83 u 88 *Erwin und Anna in der Fischerhütte* Eine größtenteils wahrscheinlich frei erdichtete Sage, neu gefaßt nach Schreiber Rheingegenden I Nr 19 *Der Poppele von Hohenkrähen* Nach Schreiber Rheingegenden II Nr 1 Weitere Sagen vom „Poppele“ findet man bei Baader N V Baden Nr 2 u Waibel Flamm Badisches Sagenbuch I 254—260 *Die drei Wasserstelzen* Nach Aurelia's Sagenkreis 2 Aufl Baden-Baden S 191 u Waibel-Flamm Badisches Sagenbuch I 297 f *Das Gesterboot im Rheinfall von Schaffhausen* Nach Buchli Schweizer Sagen II S 91 *Die Jungfrau im Schlaufgewolbe* Nach Grimm D S I Nr 13 Die Schlüsseljungfrau spielt in zahlreichen deutschen Sagen eine große und bisher noch ungedeutete Rolle Auch im Dreimuhnenkult ist sie von wesentlicher Bedeutung Ihr scheint, gemäß ihrem Attribut und dem Inhalt vieler einander ergänzenden Sagen, alle Schlüsseltätigkeit auf Erden übertragen zu sein So „eröffnet“ sie den Frühling und damit alle sommerliche Fruchtbarkeit, gibt den Frauen Kinder (in einer Harzer Sage z B besitzt sie den „Schlüssel zum Kleinkindertrog“) und hütet allen Reichtum, den „Schatz“ der Erde Dabei ist sie der Unterwelt, den Wassern und der Luft verhaftet Oft erscheint sie in völlig tierischer Gestalt (z B als Schlange mit einem Schlüssel am Halse, als Schwan, Hund, Ziege usw.), doch auch halb als Tier und halb als Mensch (wie im vorliegenden Falle) oder ganz als Mensch Im Winter befindet sie sich (als die Sommerliche) in der Haft des Todes, da hat der Winterdrache oder der wilde Jäger Gewalt über sie (bei Kammin in Mecklenburg sah man einmal den wilden Jäger hinter einer am ganzen Leibe mit Schlüsseln behängten Jungfer einhersprengen) Um sie zu erlösen, muß das „Mäuliche“ geschehen, eben die reine Liebestat Wurde sie für immer erlöst werden, so gäbe es einen ewigen Sommer und dann besäßen

die Menschen den ganzen Schatz des Lebens Da aber immer wieder ein neuer Winter eintritt, ist es noch nie geschehen *Die Baseler Uhr* Nach Trog Wunderhorn I S 228 ff Hier wird ferner noch erzählt „Die Baseler verstanden aber, sich (für die Neckerei) zu rachen Weit sichtbar, hoch am Glockenturm, brachten sie einen großen, unformlichen und gekronten Menschenkopf an, welcher in jeder Minute einigemale die Augen verdrehte und die Zunge gegen Kleinbasel hin weit ausstreckte Dieses Spottbild welches durch ein Radwerk vom Rhein getrieben wurde, war der Lallenkönig genannt Kam nun ein Fremder in die Stadt und machte er wegen der hundert Jahre oder dem einen Stundchen faule Witze, so fuhrte man ihn auf die Rheinbrücke, zeigte ihm den Lallenkopf am Uhrturm und fragte „Wie gefällt dir das?“ und beschamt zog der Spotter von dannen “

Zweiter Teil DER OBERRRHEIN

Der entschwundene Bräutigam Nach Stober Elsaß S 21 ff *Der Geißbrunnen auf dem Freiburger Schloßberg* Nach Stober Elsaß S 15 Im oberrheinischen Gebiet zeigen viele Brunnen (doch ohne einen dazu gehorigen Zwerg) durch ihr stärkeres oder schwächeres Fließen ein schlechtes oder gutes Weinjahr an Ebenso verkunden ja auch zahlreiche Brunnen in anderen deutschen Gegenden (oft „Hungerbrunnen“ oder „Die teure Zeit“ genannt) durch starkes Fließen ein schlechtes und durch gänzliches Versiegen ein gutes Erntejahr *Das wutende Heer* Aus Trausch, Straßburger Chronik, 2 Teil, 2 Abt, Fol 45b 1516, nach Stober Elsaß Nr 433 (wo man auch manche Ergänzungen findet) Der meist herbstliche und winterliche Umzug der abgeschiedenen Seelen zeigt sich nach altdeutschen Sagen auf die verschiedenste Weise, nämlich als Wilde Jagd (eine Schar von Jagern und Holzhetzern mit oder ohne den wilden Jager an der Spitze), als Wilde Fuhre (ein mit Geistern gefullter Wagen, z B das „Wildfahrr“ in Tirol), als Totenvolk (zumeist Burger und Bauern, z B in Graubunden) und als wutendes Heer (Krieger) Doch wird die Wilde Jagd und das Wutende Heer auch ganz allgemein als eine dahin tobende Schar nicht naher charakterisierter Gespenster aufgefaßt Weiteres hieruber bringt mein „Naturgeisterbuch“ S 273—289 Siehe auch Karl Meisen Die Sagen vom Wutenden Heer usw Munster 1935 *Die beiden Schummelköpfe zu Freiburg* Nach Baader N. V Baden Nr 50 Dieselbe Sage ist in mannigfachem Abwandlungen an vielen deutschen Orten bekannt, z B in Dresden, Laibach, Magdeburg, Hamburg, Danzig, Aachen, Nurnberg, Regensburg, Schweinfurt und in Köln Zum Ver-

gleich möge der Leser die in meinen „Kolner Sagen“ enthaltene Fassung der Sage („Frau Richmodis von der Aducht“ nachlesen Siehe hierzu auch Joh Bolte Die Sage von der erweckten Scheintoten = Z d V f V k 20 (1910) 253 ff *Der junge Geisterseher zu Kolmar* Nach Grimm D S I Nr 282 *Die schöne Meerfei auf der Staufenburg* Nach Grimm D S II Nr 528, Schreiber Rheingegenden I Nr 51 Ferner wird von der schönen Meerfei auf der Staufenburg erzählt, daß sie Peter Dimringer einen Sohn schenkte, der aber mit ihr verschwunden war, als der Ritter von Frankfurt zurückkehrte Ähnliches findet man in anderen deutschen Sagen Da gehen Nixen oder Melusinen mit Bauern oder Rittern die Ehe ein und schenken ihnen Kinder Diese aber sterben, wie die Mutter verschwinden, wenn deren Nixen- oder Melusinentum entdeckt worden ist Beispiele hierfür bringt mein „Naturgeisterbuch“ S 187 ff *Straßburger Münstersagen* 1 Nach Stober Elsaß Nr 332 Ebenso wird von der Metzger Kathedrale berichtet, daß sie an einem Orte erbaut wurde, wo zuvor ein heiliger Hain gestanden hatte Beim Kölner Dom wird es nicht anders gewesen sein Nur daß in Köln wie in Straßburg ein römischer Tempel zum Nachfolger des germanischen und zum letzten Vorläufer des christlichen wurde 2 Nach Stober Elsaß Nr 333 u 334 Über die sogenannten „Kinderbrunnen“ siehe mein „Naturgeisterbuch“ S 223 Die Verbindung zwischen der Quelle und dem unterirdischen See ergibt sich daraus, daß nach altdeutschem Glauben dort, wo heilige Quellen sind, gewaltige „unterirdische Wasserschlosser“ sich befinden, die, wie nicht selten erzählt wird, ganze Städte und Landschaften vernichten können, wenn sie einmal hervorbrechen Im Mühnenkult galten deren irdische Vertreterinnen (Priesterinnen) als die Bewahrerinnen vor diesem Verderben Die Wassermacht wurde in Gestalt des göttlichen Drachen begriffen und entsprach altdeutsch dem Wodan und keltisch dem Hu (der auch chieff dragon = Drachenfurst hieß) Bezeichnend ist eine Sage, wonach Chlodwig den von ihm zu Straßburg errichteten Dom mit einem ungeheuer großen Drachen schmücken ließ Hier behauptete sich also das germanische wie keltische Gotterzeichen an dem christlichen Tempel 3 Nach Stober Elsaß Nr 352 Wie von diesem Bildwerk des Straßburger Munsters werden auch von etlichen anderen (z B vom „Werkmeister“ am Turme, vom „Kaiser und Monch“ ebenda, vom verschwundenen „Reuterlein“ auf einer der Säulen und vom „Roraffen“ unter der Orgel) mancherlei Sagen erzählt, die hier mangels Raum nicht aufgenommen werden konnten 4 Nach Stober Elsaß Nr 353 Das gleiche Motiv, wonach einem Künstler nach Vollendung eines großartigen Werkes (z B einer kunstvollen Riesenuhr, eines Gemaldes usw) die Augen

ausgestochen wurden, findet man weitverbreitet 5 Nach Stober Elsaß Nr 356
 Übrigens wurden bis zum Ende des 18. Jahrhunderts auf dem Speicher des
 Straßburger Munsters alljährlich zur Sommersonnenwende Schaukeln aufge-
 hangt, die von den jungen Leuten mit großem Vergnügen benutzt wurden.
 Dieses Schaukeln zur Sommersonnenwende hatte, wie entsprechende Bräuche in
 Deutschland und im Auslande erweisen, ursprünglich kultische Bedeutung.
Das Wildbad und Baden Nach Schreiber Rheingegenden II Nr 43 Die vor-
 liegende Sage scheint mir nicht getreu überliefert worden zu sein. Was ihre
 mythischen Elemente betrifft, ist kurz auf folgendes hinzuweisen. Von manchen
 deutschen Seen erzählt man, daß ein Gewitter entstande, wenn man einen Stein
 in das Wasser werfe. Die Gewittermacht erscheint dann bisweilen in Gestalt
 eines Drachen, Bars, Stiers usw. Andererseits glaubte man früher, der Blitz
 sei ein aus dem Himmel geschleudertes Stein und ließe dort, wo er in die Erde
 eindringe, eine Quelle entspringen. Danach kommt der Blitzstein hier von dem
 zwerghaften Huter der Gewittermacht in die Hände der Hirten und zeitigt
 dann die gleichen Folgen, d. h. die Erweckung von Quellen. *Spuk am Pauliner
 Schloßchen* Nach Stober Elsaß Nr 283, 285, 287 Hier begegnen wir wieder
 der bereits in einer Baseler Sage aufgetretenen „Schlüsseljungfer“ (siehe die
 Anmerkung zu „Die Jungfrau im Schlaufgewolbe“). Unter dem Hund am
 Brunnen, der einen Schlüssel im Maule trägt, ist wohl die Jungfer selbst zu
 verstehen (denn diese tritt nicht selten in Gestalt eines Hundes auf oder wird
 zum mindesten von einem solchen begleitet). Das Rätsel der Wasche ist schwerer
 zu deuten. Von den drei Mähmen, zu denen ja auch die Schlüsseljungfer ge-
 hört, erzählt man, daß sie ihre Wasche (kleine, weiße Wolken) an Seilen oder
 Stangen (Sonnenstrahlen) aufhängen, und daß es hernach noch jedesmal besse-
 res Wetter gab. Bedeutet nun ursprünglich die Verwandlung des Waschestücks
 in einen Teller, daß nach Fortzug der Wolken die Sonne wieder zum Vorschein
 kommt? Genau so bringt der Volksglaube ja auch den Regenbogen mit „golde-
 nen Tellern“ in Verbindung, die man dort finden soll, wo er auf die Erde stößt.
Die gespenstische Kutsche Nach H. Schmidt Sagen aus Alt-Karlsruhe Mein
 Heimatland 8, 37 f., Kunzig Bad Sagen Nr 187. Wie die Sage weiter erzählt,
 starb Lahmenstuhl drei Tage nach dem Begebnis. Dasselbe Sagenmotiv tritt
 auch anderwärts öfters auf. Die gespenstische Kutsche ist als eine Abwandlung
 der „wildten Fuhre“, d. h. des Seelenwagens der wildten Jagd aufzufassen. *Die
 Glocken zu Speier* Das Gedicht spielt darauf an, wie Kuonrad, der treue Diener
 Heinrichs IV. zu Speier starb und mehrere Jahre später Heinrich V., der seinen
 unglücklichen Vater Heinrich IV. zur Thronentsagung gezwungen hatte. *Die*

Überfahrt der Monche Nach Grimm D S Nr 276 Altdeutsche Volkssagen gestalten (z B der Berggeist, der wilde Jäger, die drei oder die sieben Alten im Berge) treten bisweilen unter der Bezeichnung „Monch“ auf, wozu die ähnliche Bekleidung — langer Mantel und Kapuze — die Veranlassung gab Daß in der vorliegenden Sage der geheimnisvolle Wagen (= wilde Fuhre, s o) nur drei Räder hat, erinnert an das dreibeinige Pferd des wilden Jägers Die Fahrt über den Rhein bedeutet die Überquerung des Totenstromes (als welcher der Rhein oft auftritt) Zugleich kündigt sie im vorliegenden Falle den Tod an, d h daß recht bald viele Leute „den Rhein überqueren“, also ins Totenland fahren müssen *Der kopflose Reiter zu Heidelberg* Nach Wolf D M u S Nr 394 Wie in Norddeutschland, so erscheint der Schimmelreiter auch an vielen badi- schen Orten ohne einen Kopf oder diesen unter dem Arme tragend (Beispiele hierfür findet man u a bei Kunzig Bad Sagen Nr 75 ff und in meinem „Natur- geisterbuch“ S 266 ff) Dabei benutzt er gern einen Bach oder Graben — wie er hier neben einem solchen einherreitet — und wird deshalb auch „Bach- reiter“ genannt *Gast Einaug* Nach Schreiber Rheingegenden I Nr 42 *Die- schone Imagina* Nach Schreiber Rheingegenden I Nr 4 Die Sage von der- schonen Imagina hat zwei Quellen Einerseits wurde Adolf von Nassau schon zu seinen Lebzeiten vorgeworfen, er hatte eine Nonne entführt, und anderer- seits hieß seine Gattin tatsächlich Imagina (ohne daß diese zwar mit jener identisch war) Die Schlacht bei Gollheim, westlich von Worms, in welcher Adolf von Nassau tapfer kämpfend fiel, findet man nach alten Quellen packend geschildert in Zaunert Hess Nass 119 ff *Der Drache von Worms* Nach Wehrhan Hess Nass Nr 243 Diese Sage geht offensichtlich auf einen uralten Jahreszeiten-Mythus zurück, der wohl folgendermaßen zu deuten ist Den- Blitzen des Gewitterdrachen, der den Sommer beherrscht, fallen viele Menschen zum Opfer Die drei Brüder (als Vertreter des dreigeteilten Jahres zugleich als eine einzige Person zu nehmen) verfertigen den Eispanzer des Winters, den der Letzte von ihnen anlegt, um sodann vom Drachen verschlungen zu werden. Dieser selbst gilt jetzt als der den Himmel verfinsternde Winterdrache Er stirbt im Frühling und aus der Öffnung seines Leibes — d h der winterlich mit Wolken bedeckte Himmel öffnet sich — tritt der Held wieder hervor und ver- mahnt sich mählich mit der Königin als dem stets vom Drachen bedrohten In- begriff des Lebens *Der Siegfriedsbrunnen im Odenwald* Nach Wehrhan Hess Nass Nr 264 *Das Felsenmeer im Odenwald* Nach Wehrhan Hess Nass Nr 86 Überall in Deutschland kennt man die Riesen als gewaltige Steinschleu- derer Naheres hierüber bringt das „Naturgeisterbuch“, S 186, 189, 193 *Das*

Kutschar im Wachwendel Nach Wehrhan Hess Nass Nr 66 *Die Wiesenjungfrau* Nach Grimm D S I Nr 224 Hier begegnen wir wiederum der Schlusself Jungfer, die bereits in zwei vorausgegangenen Sagen auftrat (siehe „Die Jungfrau im Schlaufgewolbe“ und „Spuk am Pauliner Schloßchen“, sowie die dazugehörigen Anmerkungen) Das Motiv, wonach ihr Schicksal mit einem bestimmten Baume verknüpft ist, spielt in zahlreichen Sagen eine Rolle *Frankfurts Grundung* Nach Wehrhan Hess Nass Nr 242 Im Mythos gilt der Hirsch als der Inbegriff des ewigen Lebens Drum tritt er in Sagen so oft als Lebens erretter und -erhalter auf, oder er fuhrt einen Kranken zu einer Heilquelle usw In zwei später folgenden Sagen werden wir noch Belege dafür erhalten *Der Hahn auf der alten Brücke zu Frankfurt* Nach Wehrhan Hess Nass Nr 151 Der Teufel erscheint, gewiß als Nachfolger einer germanischen Gottheit, oft als Baumeister und verlangt zum Lohn für seine Arbeit dann gewöhnlich ein Menschenopfer, wofür er meist ein Tieropfer erhält In solchen Sagen hat sich die Erinnerung an alte Bauopfer erhalten, die auch in christlicher Zeit noch lange vorgenommen worden sind *Pferdehandel in Frankfurt* Nach A A v Lersner *Chronica* oder ordentliche Beschreibung der Stadt Frankfurt Frankfurt a M 1706, 1734 *Die 9 in der Wetterfahne zu Frankfurt* Nach Wehrhan Hess Nass Nr 225 *Der Erfinder des Apfelweins* Nach Trog Wunderhorn VII 39 f

Dritter Teil DER MITTELRRHEIN

Willegis Nach Grimm D S II Nr 474, Wehrhan Hess Nass Nr 189 *Der arme Spielmann* Die gleiche Legende ist weitverbreitet Meist haftet sie an den Darstellungen einer am Kreuze hangenden, gekrönten und barhgen Jungfrau, der sogenannten St Kummernis Der Ursprung dieser Legende fuhrt wahr scheinlich in den vorchristlichen Muhnenkult zuruck *Der Langenstein bei Worrstadt* Nach Schreiber Rheingegenden S 270 f Der zweite Teil der Sage stellt zweifellos ein mittelalterliches Predigermarchen dar, das nachtraglich auf den Langenstein bezogen worden ist *Das Lumpenglöckchen* Nach Alfr Borckel u Phil See Hessen im Munde der Dichter 1907 S 174 *Schlängenbads Entdeckung* Nach Stramberg *Antiquarius* II 12, 110 Wie von der Schlängenbader, so wird auch von vielen anderen deutschen Heilquellen erzählt, daß sie zunächst von kranken Tieren benutzt wurden *Eginhard und Emma* Nach Grimm D S 4 II Nr 451, Wehrhan Hess Nass Nr 187 Die Sage haftet nicht nur an Ingelheim, sondern auch an Frankfurt und Aachen In einer anderen

Fassung wird erzählt, daß Eginhard und Emma vor dem Zorn des Kaisers flohen und sich im Spessart niederließen, wo sie Karl der Große nach Jahren auf einem Jagdzug fand und sich mit ihnen versöhnte. Die Seligenstädter Monche setzten Eginhard (eine spätere Namensform von „Einhard“), als dem Gründer ihres Klosters, die Grabschrift „Einhard war ich, im Leben berühmt durch des Königs Liebe, / Und vom mächtigen Karl hatt' ich die Tochter zum Weibe“. Das Letztere entspricht jedoch nicht der Wahrheit. Zwar hieß Eginhards Gattin Imma, doch war diese keine Tochter des Kaisers. Karl hat ja auch keine seiner Töchter vermählt und pflegte die Bewerbungen fränkischer Großen mit den Worten zurückzuweisen, er liebe seine Tochter zu sehr, um sie missen zu können. Vielleicht hat die Tatsache, daß Karls zweite Tochter Bertha in heimlicher Ehe mit dem Dichter Angilbert lebte, durch Übertragung auf Eginhard und Emma die Veranlassung zu der vorliegenden Sage gegeben, wobei der Umstand, daß Eginhards Gattin Imma hieß, diese Übertragung verursacht haben mag. *Karl und Elbegast* Nach Karl Meinet, hrsg v Ad v Keller (Stuttgart 1858 Bibl d Lit Ver 45) V 575 ff. Eine ältere Form dieser Sage mag dahin gelautet haben, daß der Kaiser über die Dienste von Alben oder Elben verfügte und durch einen von diesen geheimnisvollen Geistern den Anschlag auf sein Leben enthüllt bekam. *Rheingauer Weingeschichten* Nach Hessel Rheintal S 36, 42, 46 f, 51. Der unweit von Rudesheim gelegene Ort Winkel soll, wie die Sage erzählt, aus einem Weinlager (Wein-keller=Winkel) Karls des Großen entstanden sein. Doch besaßen schon die Römer hier ein Weinlager. Der Ortsname geht auf Vinicella zurück. *Das Glück unterm Birnbaum zu Kreuznach* Nach Z f rh w Vh VI 44. Genau dieselbe Sage haftet an der Mannheimer, Frankfurter, Binger und Koblenzer Brücke. Auch im übrigen Deutschland wie im Auslande ist sie verbreitet. Siehe hierzu die beiden Abhandlungen „Zum Traum vom Schatz auf der Brücke“ in Z d V h Vh 19 (1909) 286 ff, 289 ff. *Der Mauseturm bei Bingen* Nach Grimm D S Nr 242, Schreiber Rheingegenden I S 20 f, vgl die Fassung der Sage bei Panzer Beitr II Nr 326 u S Feist. Die Sage vom Binger Mauseturm. Programm Bingen 1893. Der Mauseturm ist nicht von Hatto (968–70), sondern wahrscheinlich erst am Anfang des 13. Jahrhunderts erbaut worden. Seine heutige Form erhielt er im Jahre 1856. Sehr lange diente er als Zoll- oder Mauthurm, woraus „Maustrum“ entstanden sein dürfte. Schon Joh Trithemius, der uns die Sage 1690 zum erstenmal erzählt, nennt den Turm murum arx = Mauseturm. Bis zum Ende des 18. Jahrhunderts befand sich darin eine Niederlassung der Mainzer Artillerie (Muserie = Geschützturm, woraus man ebenfalls „Maus-

turm“ herzuweisen versucht hat) Nach altd deutschem Glauben vermochten die Seelen der Menschen in Gestalt von Mäusen zu erscheinen Hatto wird also in der Sage von den Seelen der von ihm umgebrachten Armen verfolgt *Kaiser Rudolfs Strafgericht* Nach Stramberg Antiquarius II Bd 9 S 138 ff Eine weitere Sage, die an der Klemenskirche haftet, findet man in Schreiber Rheingegenden S 125 f *Der Elterstein bei Bacharach* Nach Simrock Mal Rheinland 351 *Die Spanier in Kaub* Nach Hessel Rheintal 74 *Die sieben Schwestern* Nach Schreiber Rheingegenden I Nr 15 Man erzählt, wenn einst ein Fürst die sieben Felsen aus dem Rheine brechen und ihr Gestein zum Bau einer Kapelle benutzen wurde, brachte dies den sieben Jungfern die Erlösung *Die Loreley* Der Ursprung der Loreleysage, zu der es übrigens eine ostmarkische Entsprechung gibt, ist vor wie nach dunkel Als gesichert kann bisher nur gelten, daß der gleichnamige Fels schon vor Jahrhunderten im Volksglauben eine wesentliche Rolle gespielt hat Die Humanisten des 16 und 17 Jahrhunderts bezeugen, daß das Volk dort „Pene, Sylvane und Oreaden“, also Wald- und Feldgeister vermutete Zwerge oder Hanselmannchen sollen in einer Höhle des Felsens gehaust haben Wahrscheinlich ist die Loreley selbst keineswegs, wie immer noch angenommen wird, der dichterischen Phantasie Cl Brentanos entsprungen, sondern eine durchaus volkstümliche Gestalt, wenn auch der Inhalt der hier erzählten Sage größtenteils erdichtet sein mag *Die feindlichen Brüder* Nach Simrock Mal Rheinland 372, Stramberg Antiquarius II Bd 4, 760, Bd 5, 10 f, wo man eine weitere Sage von den feindlichen Brüdern findet Das Motiv der Schatzteilung findet man auch im Sagenkreis des Dreimuhnenkultes, wo zwei Muhmen die blinde dritte auf dieselbe Art um ihr Erbteil betrogen *Am Königsstuhl zu Rhense* Der im Jahre 1843 erneuerte Königsstuhl wurde in seiner ursprünglichen Gestalt 1376 auf Befehl Kaiser Karls IV erbaut Hier wurde im Jahre 1376 Wenzel von Böhmen zum König erhoben, der am 20 Aug 1400 bereits wieder abgesetzt wurde, worauf am folgenden Tage Ruprecht von der Pfalz zum König erkoren wurde Der Inhalt von Drimborns Gedicht ist frei erfunden *Die Templer auf Lahneck* Nach Rousseau Rhein Sagen 355 *Im alten Königshof zu Koblenz* Nach Stramberg Antiquarius I Bd 4, 501, 513 *Breithut und sein Knecht an der Mosel* Nach J M Firmenich Germaniens Volkerstimmen I Berlin O J 523 Siehe hierzu die Anmerkung „Breithut und sein Knecht zu Lindau“ *Der Basilisk* Nach Laven Trier 32 u 266 Im Kräuterbuch des Adam Lonicerus 1557, S 29 heißt es von diesem Untier, das einst an zahlreichen deutschen Orten sagenhaft bekannt war „es soll etwann von einem hanen geboren werden, denn der hahn in seinem letzten alter leget

ein ei, daraus der basiliscus kommt“ Zu Basel soll im Jahre 1474 ein Hahn als „Hexenmeister“ verbrannt worden sein, weil er ein Ei gelegt hatte Dieses warf man ebenfalls ins Feuer, da man befürchtete, es konnte ein Basilisk entstehen *Der Kaskeller zu Trier* Nach Laven Trier 28 u 265 Die Silbe „kas“ soll vom keltischen kaio oder caio (= einsperren) stammen Dies bezieht sich auf jene Raume im Amphitheater, darin die zum Schaukampf bestimmten wilden Tiere gefangen gehalten wurden Interessant ist die hohe Ähnlichkeit dieser Sage mit der Kölner Dombaumeistersage *Die Ersturmung der Burg zu Heilgkreuz* Nach Zaunert Rheinland II 76 f *Kochemer Schwanke* Nach Kessel Moseltal 134 ff, Z f rh w Vk I 262 ff Kochem gehört zu den zahlreichen deutschen Orten (wie z B Krahwinkel, Buxtehude, Schilda, Schoppenstedt, Hirschau usw), deren Einwohnern man die verschiedensten Schildbürgerstreiche zuschreibt *Genoveva und Golo* Nach Wolf N L Nr 150 Siehe auch Sauerborn Geschichte der Pfalzgräfin Genoveva in der Kapelle Frauenkirchen Regensburg 1856 Früher wurde zur Erinnerung an die Wiederauffindung der Genoveva an jedem Dreikönigsabend bei der Frauenkirche ein Freudenfeuer veranstaltet Am Ostermontag fand daselbst unter reger Beteiligung der Bürger von Mayen ein Ritterspiel statt, das zweifellos den Kampf des Sommers mit dem Winter ursprünglich darstellte Zeigten sich in dieser Gegend an den Kirchtürmen St Elmsfeuer, so sagte man „Unserer Frauen Genoveva Kerze brennt“ Viele andere Sagenzüge deuten darauf hin, daß Genoveva — wie zahlreiche weitere christliche Heilige — zur Nachfolgerin einer mythischen Gestalt geworden ist *Der Geist zu Andernach* Nach Caesarius Dial XII c 14 Nach altem Volksglauben müssen Bauern, die den Grenzstein ihres Ackers versetzt oder dem Nachbarn ein Stück Land abgepflügt haben, nach ihrem Tode mit dem Grenzstein auf der Schulter solange umherirren, bis sie erlöst werden Zu dieser Art von Geistern gehört auch der Ritter der vorliegenden Sage *Die Gefangenen von Are* Nach Koelhoff Cronica, Bl 207 210 Die Overstolzen Aducht, Jude gehörten neben den Hardefuist, Spiegel, Gryne, Scherf lin usw zu den berühmtesten Kölner Geschlechtern *Der Rolandsbogen* Nach Annalen für den Niederrhein Köln 1855 ff Heft XLI 15 und anderen Quellen Der Rolandsbogen ist der letzte Überrest einer dem 12 Jh entstammenden Burg, die am Anfang des 15 Jh teilweise zerstört und später völlig vernichtet wurde Nach den ältesten Urkunden hieß sie Rulecheseck, wie die Insel Nonnenwerth damals Rulecheswerde genannt wurde Daraus wurde im 14 Jh Rulans ecke, Rolantzecke *Die Entstehung des Siebengeburges* Nach Montanus Vorzeit I 64 f, Schell Berg Sagen Nr 1056 Die Entstehung zahlreicher deutscher

Berge, Hugel und Inseln wird auf das Werk von Riesen zurückgeführt Siehe hierzu mein „Naturgeisterbuch“, S 182, 193 *Der Drachenfels* Nach Montanus Vorzeit I 200 f, Schell Berg Sagen Nr 1063—1071 c Vergleiche hiermit das in der drittfolgenden Sage vom Godesberg Erzählte *Die Vertreibung der Nachtigallen* Nach Simrock Mal Rheinland 425, Leibing Berg Land Nr 1 Dieselbe Sage haftet auch an anderen Klöstern (z B Grafrath) *Der Monch von Heisterbach* Nach Simrock Mal Rheinland 338, Montanus Vorzeit I 178 ff, wo diese berühmte Legende von dem Siegburger Abt Erpho erzählt wird *Der Godesberg* Nach Schell Berg Sagen Nr 1090, Caesarius Dial VIII 46 *Der ungeduldige Wind* Nach Simrock Mal Rheinland 347, Simrock Rheinsagen Nr 53 *Aachens Grundung* Nach Wolf D S u M Nr 271 Es ist nicht zufällig, daß gerade ein Hirsch den Kaiser zu den heißen Wassern fuhr Siehe das in der Anmerkung zu „Frankfurts Grundung“ Gesagte *Der Ring der Fastrada* Nach Rousseau Rhein Sagen S 234 ff Der Ring als das in sich Geschlossene wurde bereits früh zum Inbegriff des magisch Schließenden und Fesselnden In dieser Bedeutung spielten Ringe und ringartige Gebilde bis in die Gegenwart hinein im Volksbrauch eine große Rolle

Vierter Teil DER NIEDERRHEIN

Kolns Gründung Nach Koelhoff Cronica Bl 36 ff Die Ubier nannten sich nicht, wie diese Sage erzählt, nach Marcus Vispanius Agrippa, dem Grunder Kolns, die „Agrippinenser“ (mittelalterlich die Grippigen), sondern nach dessen Enkelin, Agrippina der Jungeren, die als Tochter des Germanicus geboren wurde und als Gemahlin des Kaisers Claudius ihrem Geburtsort 50 n d Z die römischen Stadtrechte verlieh Die vorliegende Sage wurde, wie die sechs folgenden, aus meinen „Kolner Sagen“ übernommen *Die Holzfahrt des Marsilius* Nach Koelhoff Cronica Bl 49 b, 52 b und späteren Quellen Der Niederländer Arnold Buchelius will das sogenannte Grab des Marsilius noch im Jahre 1587 gesehen haben Er schreibt darüber „Mag dies nun eine Grabpyramide gewesen sein oder irgendetwas anderes, sicher scheint es ein Überbleibsel aus römischer Zeit zu sein Es gibt Leute, die glauben, daß Gebeine darin gewesen seien, und man erzählt, eine ähnliche, mit älteren Buchstaben bezeichnete Sternkarte sei am Stadtgraben beim Bau der Befestigung am Hahnentor gefunden worden“ (Siehe „Die drei Reisen des Utrechters Arnold Buchelius Hrsg v H Keussen, = Annalen für den Niederrhein LXXXIV u LXXXVI) Der auch an anderen rheinischen Orten bekannte „Zug ins Pfingstwaldchen“

ist nicht: anderes als die Einholung des Maien, hat also ursprünglich garnichts mit der Marsiliussage zu schaffen Die Letztere scheint vielmehr erst zur Erklärung des uralten Brauches mit dem Pfingstzuge in Verbindung gebracht worden zu sein Näheres hierüber findet man in den Anmerkungen zu meinen „Kolner Sagen“, S 289 ff *Das Idabrünnlein* Nach Weyden Kolns Legenden 303 Unter der „Königsburg“ auf dem Kolner Kapitolhugel muß der fränkische Hausmeierpalast verstanden werden Die richtige Königsburg befand sich auf dem Domhugel Das Grab der Plektrudis (mit schöner Grabplatte) ist heute noch in der Unterkirche von St Maria im Kapitol zu sehen *Der Kolner Dombaumeister* Nach Weyden Kolns Legenden S 14 ff Eine weitere Sage erzählt, man konnte noch heute Wasser unter dem Dom fließen hören, wenn man das Ohr an die Erde lege (Ähnliches wird ja auch vom Straßburger Münster berichtet Im Jahre 1886 fand man unter den Fundamenten des Domes das Ende der aus der Eifel nach Köln führenden römischen Wasserleitung, die sich unter dem ganzen Dom bis zum südlichen Querschiff hinzieht *Die Kraft des Rheines* Aus Frac Petrarchae de rebus famil epostolae lib I, ep 4 Deutsch in Lothar Schmidt Die Renaissance in Briefen 2 Bde Leipzig 1909 I 32 Der dem hier beschriebenen Volksbrauch zugrunde liegende Glaube beruht darin, daß sich zur Zeit der beiden Sonnwendnachte wie auch zur Tag und Nachtgleiche (nach ursprünglichem Glauben wohl zu jeder Neumondnacht) alles fließende Wasser auf eine geheimnisvolle Art „erneuere“ und dann voll „heiliger Kraft“ sei Im Volksmunde heißt es heute noch „Da wird alles Wasser zu Wein“ (d h kraftenthaltend) Wenn man sich mit solch erneuertem Wasser wascht oder es gar trinkt, soll die Lebenskraft des Menschen gestärkt werden, sodaß alle Siechtums- und Unglücksgeister aus ihm schwinden müssen Am Oberrhein hat sich derselbe Brauch (wenn auch an Quellen und Bächen ausgeübt) zur Sommersonnenwende bis fast in die Gegenwart hinein erhalten Anderwärts wird er noch zu Ostern befolgt *Der Kampf mit dem Löwen* Nach Koelhoff Cronica, Bl 217 b Die Sage vom Löwenkampf des Kölner Bürgermeisters besitzt, wie Joseph Klinkenberg („Der Lowenkampf des Bürgermeisters Grim“ in den Mitteilungen des Rhein Vereins f Denkmalpflege usw 5 Jg Heft 1 S 96—107) überzeugend nachgewiesen hat, durchaus keinen historischen Kern Das mit einem Lowenkopf (römischen Ursprungs) verzierte Pfaffentor gehörte im Mittelalter zur Domdechanei und bildete den Eingang zur Domfreiheit Dies war der Grund, weshalb es „porta clericorum“ (= Pfaffenpforte) hieß Im Jahre 1826 wurde es niedergelegt *Frau Richmodis von der Aducht* Nach Koelhoff Cronica Bl 286, Weyden Kölns Legenden S 38 Ein das

Begebnis schildernder Kupferstich ist in Zaunert Rheinland I 184 zu finden
 Siehe auch die Anmerkung zu der Sage „Die beiden Schimmelkopfe zu Freiburg“
Der Grinkenschmied Nach Montanus Vorzeit I 121, Schell Berg
 Sagen Nr 1044 Auf dem drei Stunden von Munster entfernten Dettterberg
 wohnte einst ebenfalls ein Grinkenschmied, den die Leute außerdem einen
 „wilden Mann“ nannten Es ist also zweifelhaft, ob es sich dabei um einen
 Zwerg handelt *Der riesige Waldmann* Nach Caesarius Dial V c 55 Ge-
 nau so sieht der schwedische Skou- oder Skougmann (Waldmann) auf den
 ersten Blick wie irgendein Mensch aus Schaut mañ ihn jedoch starr an, so
 wird er immer größer, bis er über die höchsten Baume hinausragt Weiteres
 über den Waldmann, der in Deutschland gewöhnlich He- oder Homann ge-
 nannt wird, bringt mein „Naturgeisterbuch“, S 252 f *Der Graf von Hatzfeld*
 Nach Hoffmann Julich II Nr 311 f Am Haupteingang der Burg Weisweiler
 soll sich das Bild eines Ritters ohne Arme und Beine befunden haben Von
 diesem wurde erzählt, er habe sich, nachdem er in mehreren Schlachten ver-
 stummelt worden war, einen Korb machen und darin auch ferner in den Krieg
 tragen lassen, um aus dem Korbe seine Leute zu kommandieren *Die feind-
 lichen Bauern* Nach Caesarius Dial XI c 50 *Der Spielmann von Monheim*
 Nach Rousseau Rhein Sagen S 89 ff, Schell Berg Sagen Nr 1030 *Die weiße
 Frau im Dusseldorfer Schlosse* Nach Montanus Vorzeit I, 39 f, Niessen Nieder-
 rhein I 29 f Vermuthlich handelt es sich in dieser Sage um eine Schlüssel-
 jungfer *Das Recht auf der Totenbahre* Nach Leibing Berg Land 74 *Der
 Gerresheimer Wunderbaum* Nach Montanus Vorzeit I 194 Alle Einzelheiten
 der Sage kunden einwandfrei von einer vorchristlichen Kultstatte Baum und
 Quelle bilden den Mittelpunkt Das schneeweiße heilige Roß (das in mancherlei
 Sagen zwischen Köln und Dusseldorf, besonders in der Schlebuscher Gegend,
 eine Rolle spielt) sowie der von weißen Kuhen gezogene Kultwagen gehören
 dazu In Gestalt des Drachen wird die urtumliche Ortsgottheit sichtbar, höchst
 wahrscheinlich Wodan, der ja im Bilde eines Drachen oder einer Schlange
 verehrt wurde *Die Entführung des jungen Königs* In der Kirche zu Kaisers-
 werth wurde eine Schiffsangel aufbewahrt, mit welcher die folgende Sage ver-
 bunden war Einst wurde zu Kaiserswerth ein Knabe gestohlen und zu Schiffe
 gebracht Er sprang in den Rhein, um schwimmend zum anderen Ufer zu
 gelangen Mit einer Schiffsangel wurde er gerettet Zum Dank hing man diese
 in der Kirche auf Schell Berg Sagen Nr 1012 b *Der kahle Baum zu Grefrath*
 Nach Niessen Niederrhein I 100 Der uralte Glaube, daß in den Baumen Gotter
 und gottliche Muhmen wohnen, erhielt sich u a in vielen Sagen von Baumen,

die ihr Laub abwarfen, wenn unter ihnen oder in ihrer Nahe ein ungerechtes Urteil gefällt oder sonst etwas Unrechtes begangen worden war *Die Zwerge vom Hülserberg* Nach Niessen Niederrhein II 71 Die Sage ist anscheinend aus dem Hollandischen auf die Zwerge vom Hülserberg übertragen worden *Die Entdeckung der Steinkohle* Nach Schell Berg Sagen Nr 2, Vos Essener Sagenb Nr 6 *Der Drache von Geldern* Nach Wolf N L Nr 49 *Spuk zu Wesel* Nach Wolf D M u S Nr 258 Dasselbe Sagenmotiv, wonach eine böse Tat von dem oder den Betreffenden nach dem Tode immer wiederholt werden muß, begegnete uns schon in der Sage vom „Geisterboot im Rheinfluss von Schaffhausen *Der wiedergefundene Ring* Nach Caesarius Dial X c 61 In anderen Sagen, die ursprünglicher sind, ist das Ringmotiv mit einem Gottesurteil verknüpft Da spricht z B jemand im Übermut seines Glücks Dies oder jenes Unheil kann mich niemals treffen, so wahr dieser Ring, den ich jetzt in den Fluß werfe, niemals mehr zum Vorschein kommt Am dritten Tage hernach wird dann gewöhnlich der Ring im Eingeweide eines soeben gefangenen Fisches gefunden, worauf auch bald das Unglück eintritt *Die Kalflack bei Calcar und Wissel* Nach Zaunert Rheinland I 62 Ähnliche Sagen sind auch sonst in Deutschland (z B in Westfalen) bekannt Vgl mein „Naturgeisterbuch“ S 184 *Breithut und sein Knecht am Niederrhein* Nach Wolf D M u S Nr 32 Am Niederrhein sind mehrere Sagen vom Breithut und seinem Knecht bekannt, die man z B bei Niessen Niederrhein I und Wilh Bodens Sage, Märchen u Schwank am Niederrhein Bonn 1937 S 264f findet Die vorliegende Sage wurde von mir in die Gegend von Kleve übertragen *Das Eiergericht zu Kleve* Nach Z f dt Myth II 18ff

Fünfter Teil DER ALTE RHEIN

Der Schwanenritter Nach Grimm D S I Nr 544 und vielen anderen Quellen *Der Platzmajor von Nymwegen* Nach Wolf N S Nr 238 In holländischen und flamischen Sagen erscheinen die abgeschiedenen Seelen oft als weiße Katzen, Kaninchen usw *Der Tote bei Tisch* Nach Wolf D S u M Nr. 116 Das gleiche Motiv kehrt in den Sagen zahlreicher Völker wieder und hat als „Steirner Gast“ bei Mozart seine künstlerisch stärkste Gestaltung gefunden *Die Witwe von Oostbruck* Nach Wolf N L Nr 244 Die doppelte Gestalt Nach Wolf D M u S Nr 384 Auch im Altreich kennt man noch den alten Glauben, daß jemand sterben muß, wenn er von einem anderen in doppelter Gestalt gesehen wird *Erasmus von Rotterdam* Nach Wolf N L Nr 267.

Soviel Kinder wie Tage im Jahr Nach Grimm D S II Nr 584, Wolf N L Nr 45 Diese wunderliche Sage ist zweifellos aus dem alten Volksratsel „Welche Mutter hat 365 Kinder?“ oder „Welches Haus hat 365 Fenster?“ (eben Das Jahr) herausgesponnen worden Bezeichnenderweise werden die Kinder ja auch am Karfreitagmorgen geboren, denn bis zum Ende des Mittelalters begann man in einzelnen deutschen Gegenden (z B in den Kolnischen Landen) das neue Jahr noch zu Ostern *Der Meergeuse* Nach Wolf Nr L Nr 278 Solche magischen Steine, die ihren Trager vor Hieb, Stich und Schuß schützen sollten, sind, wie andere Amulette, bis in die letzten Jahrzehnte hinein von aberglaubischen Soldaten getragen worden *Der Fischer auf dem Meeresgrunde* Nach Wolf D M u S Nr 12 Nach altdeutschem Volksglauben sperrt der Wassermann wie die Wasserfrau die Seelen der Ertrunkenen auf dem Grund der Flüsse und Seen in umgekehrt stehenden Topfen ein Weiteres hierüber findet man in meinem ,Naturgeisterbuch“ S 110 ff *Der Necker* Nach Wolf N L Nr 511 Der Wassermann wird auch Nix, Neck, Necker genannt, nordisch Nikur Über den Meermann und sein Weib bringt mancherlei mein „Naturgeisterbuch“, S 148 ff

Literatur-Nachweis

- Baader Baden = B Baader Volkssagen aus dem Lande Baden Karlsruhe 1851
- Baader N V Baden = B Baader Neugesammelte Volkssagen aus dem Lande Baden Karlsruhe 1859
- Buchli Schweizlersagen = Buchli-Herzog Schweizlersagen. 2 Bde Leipzig u. Aarau o J (1928)
- Caesarius Dial = Illustrium miraculorum etc libri XII a Caesario Heisterbaechensi Colon 1591
- Dittmarsch Mosel = Karl Dittmarsch Des Moseltals Sagen Coblenz 1840.
- Gath Kolner Sagen = Goswin Peter Gath Kolner Sagen, Legenden und Geschichten Koln 1939
- , Naturgeisterbuch = Goswin Peter Gath Das Naturgeisterbuch Gestalten und Sagen Koln 1941
- Geib Rheinland = Karl Geib Die Sagen und Geschichten des Rheinlandes Mannheim 1836
- Grimm D S = Brüder Grimm Deutsche Sagen 2 Bde 2 Aufl Berlin 1865
- Hessel Moseltal = K Hessel Sagen und Geschichten des Moseltals Bonn 1896
- Hessel Rheintal = K Hessel Sagen und Geschichten des Rheintals von Mainz bis Köln Bonn 1904
- Hocker Mosel = Nicolaus Hocker Des Mosellandes Geschichten Trier 1852
- Hoffmann Julich = K Hoffmann Zur Volkskunde des Juhcher Landes 2 Bde Eschweiler 1911 u 1914
- Kaufmann Caesarius = Wunderbare und denkwürdige Geschichten aus den Werken des Caesarius von Heisterbach Ausgewählt, übersetzt und erläutert von Al Kaufmann = Annalen f d Niederrhein Bonn Heft XLVII u LIII

- Koelhoff Cronica** = Die cronica van der hilliger stat van Coellen ind
hadt gedrukt mit groissem ernst ind vlijss Johan Koelhoff Burger in Coellen
1499
- Kunzig Bad Sagen** = Johannes Kunzig Badische Sagen Leipzig-Dohls 1923
- Laven Trier** = Ph Laven Trier und seine Umgebungen in Sagen u Liedern
Trier 1851
- Leibing Berg Land** = Fr Leibing Sagen und Marchen des Bergischen
Landes Elberfeld 1868
- Montanus Vorzeit** = Montanus Die Vorzeit der Lander Cleve-Mark, Julich-
Berg und Westphalen 2 Bde Elberfeld 1870
- Niessen Niederrhein** = Jos Niessen Sagen und Legenden vom Niederrhein
2 Bde Kempen O J (1909)
- Oertel Rhein** = Ph Fr W Oertel Der Rhein Geschichte und Sagen 3 Aufl
Wiesbaden 1881
- Reumont Rheinland** = A Reumont Rheinlands Sagen, Geschichten und
Legenden Koln u Aachen 1837
- Rousseau Rhein Sagen** = Joh Bapt Rousseau Auserlesene Sammlung
Rheinischer Sagen in Volksgeschichten, Legenden und Mythen vom Rhein
und seinen Nebenflüssen Coblenz 1846
- Saget Siebengebirge** = Peter Saget Das romantische Siebengebirge Aachen
1888
- Schell Berg Sagen** = O Schell Bergische Sagen 2 Aufl Elberfeld 1922
- Schreiber Rheingegenden** = Aloys Schreiber Sagen aus den Rheingegen-
den, dem Schwarzwalde und den Vogesen 3 Aufl Frankfurt a M 1848
- Simrock Mal Rheinland** = Karl Simrock Das Malerische und Romantische
Rheinland 4 Aufl Bonn 1865
- Rheinsagen** = Karl Simrock Rheinsagen aus dem Munde des Volks und
deutscher Dichter 3 Aufl Bonn 1841
- Stober Elsaß** = August Stober Die Sagen des Elsasses 2. Ausg St Gallen
1858
- Stotzel Ahrtal** = Heinr Stötzel Die Sagen des Ahrtals Bonn 1938
- Stramberg Antiquarius** = Chr v Stramberg Denkwürdiger und nutz-
licher rheinischer Antiquarius Koblenz 1851 ff

- St u m p f Nahe = Herm Stumpf Geschichte und Sagen des Nahegaues Kreuznach 1921
- T r o g Wunderhorn = C Trog Rheinlands Wunderhorn Sagen, Geschichten und Legenden usw Essen u Leipzig O J
- V e r n a l e k e n Alpensagen = Theodor Vernaleken Alpensagen Salzburg 1938
- V o g t Rhein Gesch = Niklas Vogt Rheinische Geschichten 4 Bde Frankfurt 1817—36
- V o s Essener Sagenb = Heinr Vos u Maria Weinand Essener Sagenbuch 2 Aufl Dortmund 1931
- W a i b e l - F l a m m = J Waibel u H Flamm Badisches Sagenbuch 2 Bde Freiburg 1 Br 1899
- W e h r h a n Hess Nass = K Wehrhan Sagen aus Hessen und Nassau Leipzig 1922
- W e y d e n Kolns Legerden = Ernst Weyden Kolns Legenden, Sagen und Geschichten Neue Ausgabe Koln 1921
- W o l f D S u M = Joh Wilh Wolf Deutsche Märchen und Sagen Leipzig 1845
- W o l f N L = Joh Wilh Wolf Niederländische Sagen Leipzig 1843
- Z a u n e r t Rheinland = Paul Zaunert Rheinland Sagen 2 Bde Jena 1924.
- Z d V f V k = Zeitschrift des Vereins für Volkskunde Berlin 1891 ff
- Z f d t Myth = Zeitschrift für deutsche Mythologie 4 Bde Göttingen 1853/59.
- Z f r h w V k = Zeitschrift des Vereins für rheinisch-westfälische Volkskunde Elberfeld 1904 ff

Stichwort=Verzeichnis

- | | |
|--|---------------------------------------|
| Aachen 202-206 | Elbegast 123-127 |
| Adolf von Nassau 92-96, 279 | Erasmus von Rotterdam 263 |
| Altenahr 177 ff | Essen 243 ff |
| Andernach 174 f | |
| Anno II, Erzbischof von Köln 237 ff | Flumser Stein 21 f, 23 |
| Apfelwein 108 | Frankfurt a M 102-108 |
| Auerbach a d Bergstraße 100 | Freiburg i Br 63-66 |
| | Fruchtbarkeit 25, 63, 275 f |
| Bacharach 139 | |
| Baden-Baden 79 | Geisterseher 66 f |
| Basel 55 59, 276, 283 | Geldern 246 f |
| Basilisk 159 f, 282 | Gemse 17 f |
| Baum 239, 286 | Genoveva und Golo 166-173, 283 |
| Bingen 131 f | Gespenster 41 ff s a Wiederganger |
| Birnbaum 132 | Gewitter 278 f |
| Bodensee 35-40, 275 | Godesberg 195 f |
| Bonn 201 f | Gottleben, Schloß 43-48 |
| Bornhofen 148 | Grefrath 239 f |
| Breithut und sein Knecht 27-30,
157 ff, 248 f, 274, 287 | |
| Brücke 103 f, 132 f, 281 | Hahn 103 f, 283 |
| Brunnen 63, 67 f, 73 f, 98, 276 | Hatto, Erzbischof von Mainz 134 ff |
| Buche 73, 235 f | Heidelberg 89 f |
| | Heilkrauter 19 f |
| Chur 24 | Heilquelle 79, 118 f, 133, 202 f, 280 |
| | Heisterbach, Kloster 197-201 |
| Dombau 74-78, 214-220 | Herrnwieser See 79 |
| Drache 96 f, 191 f, 193, 195, 237,
246 f, 277, 279 | Herzogenbusch 259 |
| Drachenfels (Siebengebirge) 183,
191-196 | Hexen 261 ff |
| Dreimuhnenkult 275, 277 f, 282 | Himmerod, Kloster 188 ff |
| Düsseldorf 233-237 | Hirsch 102, 171 ff, 202, 280 |
| | Hochsimmern, Schloß 166 ff |
| Eginhard und Emma 119-123, 280 f | Hohenkrahnen, Burg 48-51 |
| Einaug, Ritter 90 ff | Hund 80, 219, 278 |
| | |
| | Imagina, Die Schöne 92-96, 279 |
| | Ingelheim 119, 123 |

Johannisberg, Kloster 128 f, 131
 Kaiserswerth 237 ff, 286
 Karfreitag 80
 Karl der Große 102 f, 108, 119-128, 202-206, 281
 Karl Martell 212 ff
 Karlsruhe 82 ff
 Katze 258, 287
 Kaub 139-141
 Kind, Das Wunderliche 24 f, 274
 Kirschbaum 102
 Kleve 250 ff, 256
 Koblenz 154-156
 Kochem 164 f, 283
 Kolmar 66 f
 Köln 177, 207-223, 276 f, 283 ff
 Konstanz 41 ff
 Krefeld 240
 Kreuznach 132 f
 Kutschar, Das 99 f
 Kutsche, Gespenstische 82 ff, 278

 Lahneck, Burg 151-154
 Lindau 27-30
 Loosduynen 264
 Loreley 146-148, 282

 Mainz 109-118, 132
 Maus 135 f, 282
 Mäuseturm bei Bingen 134 ff, 281
 Mayen 166
 Meerfer 67-71, 277
 Meergeuse 265
 Meermann s u Necker
 Meerwein 268 ff
 Monheim 225-230
 Mosel 157
 Mulhausen 61 f

 Nachtigallental (Siebengeburge) 191
 Necker 270 f, 288
 Neujahr 63
 Nideck, Burg 71 f
 Nonnenwerth, Insel 185 ff, 283
 Nymwegen 254 f, 257 f

Oberwesel 141
 Ochse 38
 Odenwald 98 f
 Oostbruck 261 ff

 Paracelsus 25 ff, 274
 Pest 19 f, 25
 Peter Dimringer 67-71, 277
 Pferd 25 ff, 65 f, 84, 237, 274, 276, 286
 Poppele von Hohenkrahnen 48-51, 275
 Poppo, Erzbischof v Trier 162 ff

 Quelle 235, 277 f s a Heilquelle

 Ramstein, Burg 91 f
 Raubritter 136-139
 Reichenstein, Burg 138 f
 Reiter, Kopfloser 89 f, 279
 Remagen 182 f
 Remscheid 230 ff
 Rhein 279
 Rheinfall von Schaffhausen 52-55
 Rheingau 127 132
 Rheinquelle 15 f
 Rhense 149-151, 282
 Riesen 98 f, 188, 247 f, 279, 284
 Riesenspielzeug 71 ff
 Rietberg, Burg 20 f, 273
 Ring 203 ff, 247, 284, 287
 Rolandseck 183-188, 283
 Romer 207-211, 284
 Rose 30 f
 Rotterdam 263
 Rudesheim 128
 Rudolf v Habsburg 136-139

 Schätze 55 ff, 80 f, 115 ff, 191, 237, 282
 Schlange 193, 275
 Schlangenbad 118 f-
 Schlusself Jungfer 55 f, 80 f, 193, 275, 278
 Schönberg, Burg 141-145

- Schwaben, Die Sieben 31-38, 275
 Schwanenritter 253-257
 Seelen 266-270, 276, 278, 282, 287 f
 s a Wiederganger
 Siebengebirge 188
 Siegfried 242 f
 Siegfriedsbrunnen 98
 Sommersonnenwende 77 f, 274, 278,
 285
 Sooneck, Burg 137 f
 Speier 84-87
 Spielmann 109-115, 225-230
 St Gallen 25 ff
 Staufenburg i d Ortenau 67-71
 Stein 79, 98 f, 115-117, 139, 278
 Steinkohle 243 ff
 Stier 79
 Straßburg 73-78

 Tegelstein 30 f
 Templer 151-154
 Teufel 103 f, 115 ff, 201 f, 216 220,
 274, 280
 Traum 132
 Trier 159-162

 Uhr 57 ff, 76 f
 Utrecht 263

 Verschuete Alp 23 f

 Vogel 51 f, 188-191, 198
 Vorzeichen 139, 276

 Wachwendel 99 f
 Wagen 87, 193, 237, 276, s a Kutsche
 Waldmann 224, 286
 Wappen 109
 Wein 30, 80, 127 132, 139, 175 ff, 276
 Weissagung 25, 63, 80, 87
 Weiße Frau 233
 Weiße Jungfer 100 ff
 Weißenburg i E 79 ff
 Wesel 245 f
 Wiederganger 31, 55, 77 f, 174 f., 220,
 245, 258-260, 283
 Wilde Bergleute 16 20, 273
 Wilde Jagd 276, 278
 Wilder Jager 274 f
 Willegis, Erzbischof von Mainz 109
 Wind 201 f
 Winkel 281
 Wodan 195, 274, 277
 Worms 95 ff
 Wormsgau 90
 Worrstadt 115 ff
 Wutendes Heer 63 ff.

 Xanten 247

 Zwerge 79, 116 f, 240-242, 273, 282